

Rebecca
Maly

PIPER

Die
Krankenschwester
von St. Pauli

—
Tage des Schicksals

ROMAN

Rebecca
Maly

PIPER

Die
Krankenschwester
von St. Pauli

—
Tage des Schicksals

ROMAN

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.piper.de

Für meine Mutter

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Redaktion: Sarah Heidelberger

Covergestaltung und -motiv: Johannes Wiebel

unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com,
akg-images und Richard Jenkins Photography

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Zitat

1 – Svantje zerrte mit ...

2 – Richard Harkenfeld saß ...

3 – Hilde Harkenfeld rümpfte ...

4 – Svantje hielt den kleinen ...

5 – Niedergeschlagen lief ...

6 – Auf dem Weg nach ...

7 – Richard war zurück ...

8 – Sie marschierten ...

9 – In Moskau waren auch ...

10 – Ungeduldig sah Svantje ...

11 – Friedrich stand an der ...

12 – Hildes Knie waren weich ...

13 – »Hülpe, wir brauchen ...

14 – »Sahling ist tot«, ...

15 – Hamburg war in ...

16 – Die vergangenen Tage ...

17 – Raik zerrte das Pferd ...

18 – Svantje hetzte zu Fuß ...

19 – Richard führte sein ...

20 – Svantje verbrachte den ...

21 – Svantje rannte den ...

Epilog

»Ich habe noch nie solche ungesunden Wohnungen, Pesthöhlen und Brutstätten für jeden Ansteckungskeim angetroffen wie in den sogenannten Gängevierteln, die man mir gezeigt hat, am Hafen, an der Steinstraße, an der Spitalerstraße oder an der Niedernstraße. [...] Ich vergesse, dass ich mich in Europa befinde.«

Robert Koch, 1892

1

Altes Land, 1885

Svantje zerrte mit aller Kraft an den Stricken, doch die beiden Ziegenböcke blieben stur. Erst als Mutter drohend den Stock hob, warfen sie sich wieder ins Geschirr und zogen den hoch beladenen Karren vorwärts.

»Du darfst nicht so zögerlich sein!«, mahnte die Mutter und drückte dem Mädchen die Weidenrute in die Hand. »In der Stadt kommst du so auch nicht weiter.«

»Ja, Mutter«, erwiderte Svantje folgsam und wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Tränen aus den Augen. Sie hasste es, Tiere zu schlagen. Kein Wesen verdiente es, schlecht behandelt zu werden! Die Rute hätte sie am liebsten fortgeworfen, doch ihre Mutter würde das nicht dulden. Die Ziegen kannten die Peitsche und waren nun, da Svantje sie in der Hand hielt, viel folgsamer. »Wir müssen alle schuften, also los, ihr *zwee*«, ermunterte sie die Böcke.

Sie hatten nur kurz Rast gemacht, um den Tieren und sich in der größten Mittagshitze eine Pause zu gönnen. Svantje hatte schon jetzt das Gefühl, keinen Schritt mehr tun zu können. Die hölzerne Trage auf ihrem Rücken schien von Stunde zu Stunde schwerer zu werden, und die kaum gepolsterten Riemen schnitten ihr in die Schultern. Klagen wollte sie dennoch nicht.

Mutter trug noch viel mehr Last und zog einen Karren hinter sich her, dazu hatte sie sich den kleinen Piet umgebunden, der ständig quengelte und weinte. Mit seinen drei Monaten verstand er nicht, warum er nicht in seiner Krippe schlafen durfte. Doch die war mit so vielen anderen Dingen in ihrem alten Haus zurückgeblieben.

Wann immer Svantje an den Ort dachte, an dem sie jeden Tag ihres dreizehn Jahre alten Lebens verbracht hatte, begannen ihre Augen zu brennen. Vermutlich würde sie den Hof nie wiedersehen. Nach dem letzten Elbhochwasser, dem dritten in wenigen Jahren, war er endgültig nicht mehr zu retten gewesen. Die Wände aus Fachwerk hatten dem erneuten Ansturm

nicht standgehalten und waren einfach davongespült worden, genauso wie der Pflug. Das Ständerwerk schimmelte im abgelagerten Schlamm, das Vieh war ertrunken.

»Wir müssen fort«, hatte Mutter beschlossen. »Gott will es so.« Vater war schon vor einigen Jahren nach Hamburg gegangen, um außerhalb der Aussaat und Erntezeiten auf einer Schiffswerft zu arbeiten. Nun würden sie ihm folgen. Das Land war für einen kümmerlichen Preis verkauft worden. Der Erlös reichte gerade aus, um die Schulden bei der Bank zu tilgen.

Freude auf den Vater wollte sich bei Svantje nicht so recht einstellen. Er war schon lange zu einem Fremden geworden, der alle paar Monate blass und hager zu ihnen kam, sich beinahe zu Tode ackerte und dann wieder verschwand. Er machte es Svantje nicht leicht, ihn zu lieben, aber sie tat es doch, still und leise, tief in sich vergraben. Sie wusste, dass er all die Mühen auf sich nahm, damit seine kleine Familie ein besseres Auskommen hatte. Er schuftete für Mutter, für sie und für den kleinen Piet.

Von nun an würden sie wieder zusammenleben. Bald, in der großen Stadt, die sie noch nie mit eigenen Augen gesehen hatte. »Tor zur Welt« hatte Vater sie genannt, weil jeden Tag und jede Stunde Schiffe aus allen Himmelsrichtungen eintrafen.

»Wie lange dauert es noch, bis wir da sind, Mutter?«

»Zwei Tage noch, vielleicht drei, und jetzt frag nicht mehr. Bitte den Herrgott lieber darum, dass wir für *hüüt Nach* eine Bleibe finden, denn dort kommt ein Unwetter heran.«

Sie wies nach Westen, wo sich dunkle Wolkentürme über den Horizont schoben. Drückend feucht war es geworden, aber noch immer heiß. In den trockenen Wiesen sangen die Grillen, und die Luftfeuchtigkeit lockte allerlei Plagegeister hervor. In Scharen fielen dicke Bremsen über Ziegen und Menschen her.

Das Vorankommen wurde immer mühsamer. Svantje meinte, kaum noch einen Schritt tun zu können, trotzdem kämpften sie sich immer weiter voran. Hin und wieder wurden sie von anderen Reisenden überholt. Von einem Händler mit einem dicht bepackten Leiterwagen, der sie schimpfend vom Weg trieb; von einem Zimmermann auf Wanderschaft, der seinen Hut lupfte und mit seinen langen Beinen an ihnen vorbeieilte, als spüre er die drückende Hitze nicht.

Mutter Claasens Wunsch, einen Hof zu finden, der ihnen Unterschlupf bot, wurde nicht erhört. Schon eine Weile verfolgte sie das aufziehende Unwetter mit tiefem Grollen und schweren Böen.

Piet zuckte bei jedem Donnerschlag zusammen und wimmerte.

»Gnade Gottes«, hörte Svantje ihre Mutter leise sagen, dann folgte ein Gebet.

Sie waren auf offenem Feld. Bis auf einige Büsche, einen Baum hier und da und den Graben neben dem Weg gab es keinen Schutz. Stur zerrte Svantje die Ziegen weiter vorwärts, kniff die Augen zusammen und spähte über das windgepeitschte Land. Sie mussten Schutz finden. Während Mutter um jeden Schritt rang, als würde sie angesichts eines weiteren Unwetters, das ihr Leben bedrohte, den Mut verlieren, erwachte Svantjes Dickkopf. Das letzte Unwetter hatte mit seinen Fluten den Hof zerstört. Dieses würde nicht auch noch ihr letztes bisschen Besitz bekommen. Svantje wusste selbst nicht, woher die Kraft kam, mit der sie den Karren nun weiterschob, um die Zugtiere zu entlasten.

»*Maak to*, Mutter, *maak to*!«

Ihre Blicke begegneten sich. »Vielleicht sollten wir uns hier neben den Weg kauern, Svantje. Wo der Graben etwas tiefer ist ...«

»Aber der läuft ganz schnell voll Wasser, wir müssen weiter!«

War der dunkle Schemen, der dort unter knorrigen Eichen kauerte, nicht ein Schuppen? Svantjes Herz tat einen Satz. Ja! Sie würden es schaffen, wenn sie sich nur beeilten. Schon konnte sie den herannahenden Regen hören, als stürze ein Wasserfall vom Himmel. Keine hundert Meter von ihnen begann die Wiese bläulich zu flirren. Ein dünner Lichtfaden stieg auf. Dann wurde alles gleißend hell, der Knall war ohrenbetäubend. Nach dem Blitzschlag war Svantje wie taub, und ein unheimliches Kribbeln lag auf ihrer Haut.

Ihre Mutter kauerte auf dem Boden, die Arme schützend um Piet gelegt.

»Mutter!«, schrie Svantje.

Doch sie sah nicht auf. Wahrscheinlich hatte der Lärm des Einschlags auch sie taub gemacht. Außerdem hatte sie große Angst vor Gewittern, mehr noch als Svantje. Und zu Recht, denn beim nächsten Einschlag würden sie vielleicht nicht mehr verschont bleiben.

Svantje fasste sie am Arm und zog sie auf die Beine. »Komm!«, schrie sie. So war sie noch nie mit Mutter umgegangen, aber nun musste sie für sie beide mutig sein.

»Schau, dort ist eine Scheune, wir schaffen es!« Svantje versuchte zu ignorieren, dass sie genau dort entlangmussten, wo der Blitz eingeschlagen war und das Gras schwarz verkohlt hatte. Die Ziegen waren vor Angst wie erstarrt, legten sich nun aber wieder ins Geschirr.

Sie verließen den Pfad. Auf der Wiese sanken die Räder des Karrens tief ein. Auch Stockschläge änderten nichts, die Ziegen schafften es nicht.

»Ich lasse den Wagen nicht zurück«, schrie ihre Mutter gegen das Tosen an. Die ersten dicken Regentropfen schlugen eisig gegen ihre erhitzten Wangen. Piet brüllte nun mit aller Vehemenz.

»Lauf vor, Mutter, ich schaffe das schon!« Svantje warf sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen das Ende des Karrens, während ihre Mutter die Böcke vorwärtszerrte und auch nicht mit Schlägen sparte.

Der Karren verhakte sich im Grund, dann plötzlich kam er frei. Mit schwankender Ladung rumpelte er vorwärts durch hohes Gras und Disteln. Svantje war so sehr damit beschäftigt, nach Luft zu ringen und das Brennen und Zittern in ihren Beinen zu ignorieren, dass sie gar nicht merkte, wie sie den Schuppen erreichten.

»Geschafft«, keuchte die Mutter. Svantje sank auf die Knie.

Die Ziegen standen breitbeinig und mit aufgerissenen Mäulern da, die Augen rot unterlaufen.

Der Sturm rüttelte an den dünnen Bretterwänden und fegte die Äste der Sanddorn- und Schlehenbüsche umher, die rings um den Verschlag wucherten. Im Inneren roch es nach faulem Heu, das allenfalls noch für Rinder taugte.

Mutter nahm Svantje in den Arm. »*Mien dapper Deern*. Ohne dich würde ich vielleicht noch immer dort am Wegesrand kauern.«

Svantje sagte nichts.

Während die Mutter den kleinen Piet ablegte, kümmerte sich Svantje schweigend um die Ziegenböcke. Sie schirrte sie aus, pflockte sie an, sodass sie Gras und Heu fressen konnten, und rieb etwas Fett auf die aufgescheuerten Stellen, wo das Zuggeschirr nässende Wunden verursacht hatte. Es war ein geringer Trost, dass die Tiere an ihrem Ziel ohnehin an einen Schlachter verkauft würden.

Als Svantje sich schließlich neben ihrer Mutter ins Heu setzte, tobte das Unwetter über ihnen. Es war so laut, dass eine Unterhaltung zwecklos war. Die

Knie angezogen, stützte Svantje den Kopf auf und sah hinaus. Der Himmel war blauschwarz und schwer wie Blei. Äste und Laub trieben vorbei, das Getreide auf dem nahen Feld wurde flach gedrückt, und immerzu zuckten Blitze.

Piet hatte sich heiser geschrien und war nun in einen tiefen Erschöpfungsschlaf gefallen. Svantje nahm eine seiner kleinen geballten Fäuste in die Hand und streichelte sie vorsichtig. »Armer, armer kleiner Piet, ich verspreche dir, ich werde immer auf dich aufpassen.«

»Ach, Svantje«, seufzte ihre Mutter, »gib keine Versprechen, die du nicht halten kannst.« Sie tauschten einen Blick. Wetterleuchten flackerte über ihre Gesichter. Mutters sah schmal aus und unendlich müde. Dennoch rang sie sich ein Lächeln ab, musterte ihren kränklichen Sohn und sah dann wieder auf. Die Hoffnung war aus ihren Augen gewichen. Ob Gott beschlossen hatte, auch dieses Kind von ihr zu nehmen?

Svantje wurde die Kehle eng. Sie lehnte den Kopf an Mutters Schulter und strich über Piets kleines Köpfchen. Das dünne Haar war nass und dennoch seidenweich.

»*De Störm* wird die Ernte unserer Nachbarn vernichten«, sagte die Mutter mit einem Mal.

»Dann ist es doch nur gut, dass wir keine *Buuren* mehr sind.«

Das Erste, was Svantje auffiel, war der Gestank. Er trieb von der Stadt her, die sie seit dem Morgen in der Ferne hatte auftauchen sehen. Es roch nach Herdfeuern, nach schalem Wasser, Gerbereien und Fäkalien.

Die Mutter, der kleine Piet und sie waren nun Teil eines steten Stroms von Menschen, Karren, Vieh und Waren, der sich Hamburg entgegenwälzte. Doch Svantje fand kaum die Muße, häufiger aufzuschauen als unbedingt nötig, um diese fremde Welt zu mustern.

Seitdem am Vortag einer der Ziegenböcke verendet war, zog sie im Geschirr den Wagen. Der überlebende Bock stolperte neben ihr her, und Svantje begann daran zu zweifeln, dass er noch bis Hamburg durchhalten würde. Doch sie hatten größere Sorgen. Piet war nun ernsthaft krank. Seit der Gewitternacht hatte er Fieber. Sein Kopf war feuerrot, und manchmal schlief er so fest, dass er kaum mehr wach zu bekommen war.

Der Schotterweg wandelte sich nach und nach zu einer breiten Prachtstraße, beschattet von mächtigen Linden – und dann waren sie da. Hamburg. Svantje hatte noch nie so viele Menschen und so viele Häuser auf einmal gesehen. Die Gebäude waren manchmal so hoch, dass sie meinte, sie würden sich mit ihren Dachtraufen nach vorne neigen, um einander zu berühren. Andere besaßen mächtige Portale, die von Löwen, Greifen und Fabelwesen gestützt wurden. Sie sahen derart lebendig aus, dass kaum vorstellbar war, dass jemand sie aus Stein geschlagen hatte.

Die Claasens schleppten sich über staubige Gassen und durch kopfsteingepflasterte Straßen, auf denen vornehme Damen in bunten Kleidern flanieren. Große Prachtbauten mit Arkaden und schmiedeeisernen Geländern reihten sich an Verwaltungsgebäude großer Firmen und die Stadthäuser der Reichen.

Dann wandelte sich das Bild und mit ihm der Geruch.

Sie überquerten einige Fleete, auf deren Wasser von Mal zu Mal mehr Unrat trieb. An den schmalen Holzbrücken mussten sie oft warten, bis sich entgegenkommende Passanten an ihnen vorbeigedrängt hatten. Höflich für eine Mutter mit ihrer Tochter Platz zu machen fiel diesen Leuten nicht ein. Sie schienen alle in Eile, und als Svantje in ihre verhärmtten Gesichter sah, ahnte sie, dass ihr neues Leben nicht leichter werden würde als das alte.

»Komm, *mien Deern*, es ist nicht mehr weit«, rief die Mutter. Svantje warf sich noch einmal mit aller Kraft ins Geschirr, um den Karren weiterzuzerren.

Das Unwetter vor einigen Tagen schien auch in der Stadt Äste, Stofffetzen, Knochen und Kot aus jedem Winkel gespült zu haben. Svantje sah ertrunkene, aufgedunsene Ratten in den Rinnsteinen liegen. Fliegen machten sich darüber her, genauso wie die mageren Straßenhunde mit räudigem Fell und wehmütigen Augen.

Sie hielt die Luft an, riss den Karren voran und rumpelte weiter über die kopfsteingepflasterte Straße. Nun hatten sie das Gängeviertel erreicht, in dem Vater wohnte. Dicht an dicht standen hier die Häuser. Es waren keine Ziegelbauten wie zuvor an den Alleen und Prachtstraßen. Diese hier waren aus hölzernen Ständern und Flechtwerk, die Gefache lehmverputzt. Dieselbe Bauweise wie der Hof daheim, zu dem sie nie wieder zurückkehren würden.

Svantje schluckte an der würgenden Enge in ihrer Kehle vorbei. Sie wollte ihr neues Leben nicht mit Tränen beginnen. Also sah sie sich genau um,

musterte die vielfach ausgebesserten Fachwerkbauten mit ihren drei, manchmal sogar vier Stockwerken. Zwischen den Häusern war so wenig Platz, dass die kleinen Gänge dazwischen wie finstere Höhlen wirkten.

Die Mutter blieb stehen und erkundigte sich bei einer älteren Dame nach dem Weg. Svantje verstand kein Wort, weil ein paar Burschen, die auf einer Treppe herumlungerten, plötzlich in Streit gerieten. Zwei von ihnen packten einen dritten, dem ein kräftiger Junge von vielleicht zwölf Jahren mehrfach in den Magen schlug, bis er wimmernd zusammenbrach. Ein fünfter Bursche in kurzen Hosen und löchrigem Hemd wirkte seltsam unbeteiligt. Er war so hager, dass seine Ellenbögen und Knie wie Knoten aussahen, und das braune Haar hing ihm in halblangen, ungewaschenen Strähnen vom Kopf. Als er zu Svantje sah, zuckte sie unter seinem intensiven Blick regelrecht zusammen.

Mutter ging weiter. Also legte sich Svantje erneut in die Riemen und gab dem Ziegenbock einen Schubs mit dem Knie, damit auch er sich anstrengte.

Als sie wieder zu den Burschen zurücksah, war von dem Dürren nichts mehr zu sehen, als habe er sich in Luft aufgelöst. Die anderen bespuckten den verprügelten Knaben und beschimpften ihn als rattengesichtigen Schwächling.

Die Gässchen wurden indes so eng, dass kein Fuhrwerk mehr hindurchpasste und die Claasens es sogar mit ihren kleinen Karren schwer hatten.

Ständig kam es zu Gedränge.

Ein Mann mit einem Bauchladen stieß die Mutter in die Seite und hätte mit seinem Ellenbogen beinahe den kleinen Piet getroffen. Svantje beugte sich blitzschnell vor und fing den Sturz ihrer Mutter ab, als sich plötzlich jemand an ihr vorbeisob. Ihr Rock verhedderte sich, kurz war das Geräusch von reißendem Stoff zu hören, und schon war der andere vorbei.

Sie sah sich nach dem Rüpel um und meinte, den dünnen Jungen mit der zerlumften Kleidung in der Düsternis zwischen zwei Häusern verschwinden zu sehen.

Mutter war noch immer blass vor Schreck und hielt ihre Hand schützend über Piets kleines Köpfchen. Dann zerrte sie energisch ihren Handkarren weiter.

Raik lehnte sich keuchend gegen die Hauswand und spuckte schwarzen Schleim aus. Langsam rächte es sich, dass er seit Wochen in einem Kohlenkeller schlief. Er hustete, bis ihm alles wehtat.

Das Beutelchen, das er dem Mädchen mit den flachsblonden Haaren entrissen hatte, drückte er dabei an seine Brust, als fürchte er, dass ihm sein Diebesgut im nächsten Moment entrissen werden könne. Schließlich trat er am anderen Ende des schmalen Gangs hinaus, drückte sich in einen Winkel unter einer Treppe und betrachtete sein Beutestück. Es war ein besticktes Säckchen aus blauem Leinen. Die Farbe war fleckig, als sei der Färberwaid nur in Teile des Stoffs gedrungen. Dennoch hatte sich jemand mit den Stickereien Mühe gegeben. Es waren Maiglöckchen zu erkennen und Gänse.

Raiks Magen rumorte, als er das Bändchen aufzog. Hoffentlich würde er darin etwas finden, was sich zu Geld machen ließ. Er musste dringend etwas essen. Schon seit Tagen hatte er kaum etwas zwischen die Zähne bekommen, weil die Gendarmen seit Kurzem auf dem Markt verstärkt Jagd auf ihn und seinesgleichen machten. Raik wollte nicht verprügelt werden, und noch weniger wollte er ins Gefängnis. Denn Burschen wie er kamen dort nur selten mit heiler Haut wieder heraus.

Er zog ein aufgerolltes Stück geklöppelter Spitze aus dem Säckchen, samt Fäden und Knäuel, zu kurz, um Geld einzubringen. Als Nächstes fielen ihm drei Glasmurmeln in die Hand, und dann kam das Merkwürdigste: ein weiteres, noch kleineres Säckchen, in das sandige Erde eingenäht war. Sie rieselte durch das winzige Loch, das Raik hineingerissen hatte. Außerdem fand er noch ein paar Nadeln und einen Fingerhut einfachster Machart sowie ein winziges Holzkreuz. Zuletzt fiel ihm ein verbogener Pfennig in die Hand. Einer nur.

Raik schämte sich, als er das Geldstück in seine Hosentasche schob. Aber die Verzweiflung machte auch Menschen zu Dieben, die nie welche hatten werden wollen.

Er tat alle anderen Sachen zurück in den Beutel und stopfte ihn in einen kleinen Winkel unter der Treppe. Dann rannte er los zum nächsten Bäcker.

Kurz darauf saß Raik auf einem Geländer, ließ die Beine baumeln und aß das altbackene Stück gesüßten Brotes, das er für die erbeutete Münze bekommen hatte. Die getrockneten Apfelstückchen machten das zähe Teigstück zu einem regelrechten Festmahl.

Hier auf dem eisernen Brückengeländer war sein Lieblingsplatz. Von dieser Position aus hatte er einen perfekten Blick über den schlammbräunen Kehrwiederfleet unter ihm und den angrenzenden Block E der Speicherstadt. Lastkähne schoben sich aneinander vorbei. Sie brachten Fracht von den Dampfschiffen und Seglern, die weiter draußen im Hafen ankerten. Die Kähne transportierten Kisten und Bündel direkt zu den Speicherhäusern der Kontoreien. Wenn der Wind gut stand, konnte Raik den Kaffee riechen, den Duft von Rohrzucker und Kakao, süßlich und gleichzeitig bitter wie die Gedanken an seine Mutter, die der Geruch in ihm weckte.

Am Speicherhaus nebenan öffnete sich eine Luke, und gleich darauf summt ein Seil mit einem großen Haken durch die Winde. Auf dem Kahn darunter wurde er in ein Netz gesteckt, in dem sich ein Berg aus Kaffeesäcken türmte. Raik schloss die Augen, und für einen Moment überdeckte der exotische Duft den schmierigen Abwassergestank des Fleets.

Raik blieb, bis die Abenddämmerung heraufzog und der Kahn entladen war. Die Strahlen der niedrig stehenden Sonne verfärbten die Backsteingebäude kupferrot und machten die Rußwolken sichtbar, die aus unzähligen Schloten stiegen.

Zufrieden, das allererste Mal seit langer Zeit wieder satt zu sein, schlenderte Raik in Richtung des Ortes, den er im Augenblick sein Zuhause nannte.

Er machte einen Bogen um den Treffpunkt. Die anderen Burschen würden ihm ansehen, dass er Beute gemacht und nicht mit ihnen geteilt hatte. Immerhin wagten sie nicht, ihn zu verprügeln wie den kleinen Paule, den alle nur »Ratte« nannten. Dafür hatte Raik gesorgt. Seitdem fehlte Torben, dem Anführer ihrer kleinen Bande, ein Schneidezahn. Er war ohnehin hässlich, da fiel der fehlende Zahn auch nicht mehr auf.

Raik blieb erschrocken stehen und drückte sich an die Wand. Das konnte doch nicht sein. Das Mädchen mit den blonden Haaren hockte ausgerechnet vor *dem* Haus auf seinem Karren, in dessen Keller er die Nächte verbrachte.

Er sah wieder hin, vorsichtiger dieses Mal. Ihre Mutter hockte neben ihr und gab einem kleinen Kind die Brust. Die beiden schienen auf etwas zu warten.

Hin und wieder streichelte das Mädchen die ausgeschrirte Ziege, die von einem Bündel Gras fraß, das sie offenbar mitgebracht hatten. Mutter und Tochter unterhielten sich leise. Sie wirkten abgekämpft, aber irgendwie zufrieden.

Raik lehnte sich gegen eine kleine Mauer. Er würde warten, bis sie fort waren. Sicher war sicher.

Nach und nach kehrten die Arbeiter heim. In den Gassen des Gängeviertels, auf denen tagsüber fast nur Frauen und Kinder zu sehen waren, erschienen kleine Gruppen von Männern, die mit hängenden Schultern und müden Augen heimschlurften.

Einer der Arbeiter, groß und schmal, mit hellblondem Haar, lief plötzlich schneller. Raik kannte ihn, es war sein Nachbar Herr Claasen. Der begann nun zu rennen, doch kurz bevor er Mutter und Tochter erreichte, zügelte er seinen Schritt.

Die Frau erhob sich, reichte den Säugling an das blonde Mädchen weiter und stand mit bebenden Händen da, bis Claasen vor ihr innehielt und sie einen Moment lang stumm ansah. Er legte seine große Rechte an ihre Wange, sie schmiegte sich kurz dagegen, dann begrüßte er das Mädchen, das ganz offensichtlich seine Tochter war, mit einer knappen Berührung. Den beinahe leblos wirkenden Säugling musterte er, die Stirn nachdenklich in Falten gelegt.

Na großartig, dachte Raik. Er hatte ausgerechnet seine neuen Nachbarn beklaut. Dabei war er auf das Wohlwollen aller anderen im Haus angewiesen! Zwar gehörte das Kohlelager im Keller einem der Einwohner, aber eigentlich hätte Raik trotzdem etwas dafür zahlen müssen, dass er dort schlief. Die Abmachung war einfach. Er passte auf, dass nachts niemand Kohlen stahl, und dafür hatte er ein Dach über dem Kopf. Doch sobald ihn jemand beim Eigentümer meldete, würde er sich eine neue Bleibe suchen müssen.

Besser, er verzog sich noch eine Weile, bis Claasen und seine Familie drinnen waren.

Svantje war erleichtert. Sie hatte schon geglaubt, der Vater würde gar nicht kommen. Zwar bestätigten die Leute, dass in diesem Haus ein Georg Claasen wohnte, der in der Harkenfeld-Werft arbeitete, doch so ganz glauben konnte sie es nicht mehr, nachdem Stunde um Stunde verstrichen war.

Das Gängeviertel war ein aufregender, aber auch unheimlicher Ort. So viele Menschen, die dicht an dicht lebten. Die Fensterläden der nebeneinanderliegenden Häuser berührten sich beinahe, und ein Nachbar konnte dem anderen in die Stube sehen. Ständig gab es irgendwo Lärm,

Menschen stritten, Kinder weinten, und dann gingen hier und da auch noch Handwerker ihren Gewerken nach. Es schien niemals ruhig zu sein. Alle Fenster standen offen und ließen Geräusche und Gerüche nach draußen.

Svantje war es genauso ergangen wie dem Ziegenbock, der anfangs nur stocksteif dagestanden und die Augen ob all der Neuerungen weit aufgerissen hatte. Doch nach einer Weile begann er, das Gras zu fressen, das sie noch am Morgen, umgeben von nichts als Grün, für ihn geschnitten hatte, und auch sie selbst wurde ruhiger.

Nun endlich war der Vater da. Er bat eine Nachbarin, auf die Karren achtzugeben, nahm einige Gepäckstücke, und dann betraten sie das Haus. Svantje bemerkte zuallererst den schwarzen Schimmel, der in den Ecken des engen Treppenhauses wucherte.

Sie stieg hinter ihren Eltern die Stufen hinauf bis in den zweiten Stock. Dort sperrte der Vater eine Tür auf, und sie betrat, was ab nun ihr Zuhause sein würde. Die Wohnung bestand aus einem kleinen Raum, in dem ein Ofen und ein Schränkchen standen, und einer angrenzenden Kammer mit Strohsäcken zum Schlafen.

Die Mutter schlug die Hand vor den Mund und schwieg. Ihre Schultern zuckten. Doch als der Vater sich umwandte, hatte sie sich bereits wieder gefasst und legte Piet vorsichtig auf einer Decke vor dem Ofen ab. »Ich weiß, es ist ganz anders als *de Hoff*«, sagte der Vater.

Svantje fühlte, wie sich in ihr alles zusammenzog. »Anders« war gar kein Ausdruck. Statt dem zweistöckigen Wohngebäude, der Scheune und den Stallungen, die zusammen mehr Platz eingenommen hatten als fünf der verschachtelten Häuser im Gängeviertel, würden sie nun alle gemeinsam in diesem kleinen Zimmer unterkommen. Durch die dünnen Wände konnte sie die Nachbarn hören, und von draußen drang ein Streitgespräch herein.

»Du wirst dich hier schon *torechtfinnen*«, sagte der Vater und legte Svantje eine Hand auf die Schulter. Für einen Mann wie ihn, der körperliche Nähe sonst mied, war das eine große Geste. Svantje rieb sich die Tränen von der Wange.

»Mit Gottes *Hülpe*«, flüsterte die Mutter.

Die erste Nacht lag Svantje wach, wie es ihr auf dem Hof und selbst auf der Reise, wenn sie im Freien kanierten, niemals geschehen war. Die Stadt

wollte einfach nicht still sein. Anfangs hörte sie ihre Eltern noch leise miteinander sprechen, später dann nur noch die Geräusche ihrer Bewegungen. Von draußen hallten Stimmen und Schritte hinauf, ein Gendarm blies in seine Trillerpfeife. Wie Hammerschläge donnerten die eisenbeschlagenen Hufe eines Pferds über das Kopfsteinpflaster. Dann ein Moment Stille. Mäuse piepsten, Svantje konnte sie über den Holzfußboden trappeln hören. Piets Atem ging rasselnd. Sie streckte die Hand nach ihm aus, berührte seine kleine Brust, die fiebrig glühte. Hoffentlich würde Gott ihn nicht zu sich holen wie die letzten beiden Kinder, die die Mutter zur Welt gebracht hatte.

Svantje überlegte angestrengt, wie sie ihm helfen konnte. Im Dorf hätte sie gewusst, was zu tun war. Sie wäre zur alten Heidrun Frerichs gelaufen, die sich auf Kräuterkunde verstand. Svantje hatte der verwitweten Alten hin und wieder in ihrer winzigen Kate geholfen. Sie mochte zwar arm an Gütern sein, aber sie war reich an Wissen, das sie mit Svantje geteilt hatte, die alles aufsog wie ein Schwamm. Von ihr hatte sie gelernt, dass viele Unkräuter, die sie auf dem Feld mit bloßen Händen ausriss, bis ihr der Rücken schmerzte, heilende Kräfte besaßen.

Kein Zweifel, die Witwe Frerichs hätte gewusst, wie sich Piets Leiden lindern ließ.

Svantje starrte gegen die niedrige Zimmerdecke und ging in Gedanken ein Kraut nach dem anderen durch. Dann fiel es ihr ein. Weidenrinde. Ja, ein Tee aus Weidenrinde würde das Fieber senken! Und Thymian würde gegen den Husten helfen. Doch ach, in der Stadt waren Bäume und Kräuter rar. Vielleicht könnten sie das Nötige in einem Geschäft besorgen? Gleich morgen früh würde sie die Mutter darum bitten.

Im Dunklen tastete sie nach dem kleinen Bruder. Er hatte die Decke von sich gestrampelt. Seine Haut glühte, sein feines Haar war nass geschwitzt. Erschrocken setzte Svantje sich auf. Mutter und Vater schliefen. Sie wollte sie nicht wecken, und so huschte sie leise durch das Zimmer, holte Wasser und Tücher, aus denen sie Piet kalte Wickel für die Beine bereitete.

Sie döste mehrfach wieder ein, doch wann immer sie wach wurde, tauschte sie die Wickel. Es wurde eine lange Nacht.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Der Vater musste nicht zur Arbeit gehen, und das bedeutete, dass Svantje Abschied von ihrem treuen Begleiter nehmen musste. Während die anderen noch schliefen, stahl sie sich aus dem Bett.

Piets Zustand hatte sich etwas gebessert, das Fieber war heruntergegangen, und nun schlief er tief und fest. Später würde sie die Mutter bitten, den Apotheker aufzusuchen.

Erfüllt von der Hoffnung, dass ihr Bruder wieder gesund werden würde, nahm sich Svantje einen Apfel und einen Kanten Brot und schlich nach einem letzten Blick auf Piet aus dem Zimmer.

Im Treppenhaus war es dunkel und stickig. Eine Ratte huschte davon. Svantje hatte ihre Holzpantinen noch nicht angezogen und tappte barfuß die abgetretenen Stufen hinunter, von denen einige knarrten. Durch eine niedrige Tür gelangte sie in den Keller. Der Ziegenbock, der hier unten in einem winzigen Verschlag untergebracht worden war, erkannte sie und begrüßte sie mit leisem Meckern.

Svantje setzte sich neben ihn auf den Boden und teilte ihr karges Frühstück mit ihm. Sie wusste genau, was Mutter sagen würde, wenn sie es herausfand: dass es eine Verschwendung war und sie ein undankbares Mädchen.

Aber verdiente das Tier an seinem letzten Tag nicht ein wenig Freundlichkeit? Ohne den Ziegenbock hätten sie vermutlich einen Teil ihres Hab und Guts zurücklassen müssen. Svantje kraulte ihn hinter den Ohren und an den lustigen Troddeln am Hals und versuchte, tapfer zu sein. Ja, sie versuchte es wirklich.

Es gab keinen anderen Weg. Hier war kein Platz für eine Ziege, und der Bock war so mager und übersät mit Scheuerwunden, dass keiner ihn als Zugtier kaufen würde. So war es sicher am besten.

Durch ein schmales Kellerfenster drang mehr und mehr Licht hinein. Svantje starrte auf die blassen Strahlen, in denen Staub tanzte, Kohlestaub, der sich unangenehm in der Kehle absetzte und mineralisch schmeckte. Sie sah sich um.

Die Kohle wurde hier unten zuhauf gelagert, in der einen Ecke in gestapelten Säcken, in der anderen in losen Haufen – und dort? Was war das? Svantje stockte. Dort schlief doch tatsächlich jemand auf dem Boden, unter sich einige Zeitungen, zugedeckt mit einer löcherigen Rupfendecke. Und sie hatte es die ganze Zeit nicht bemerkt.

Svantjes Herz begann zu jagen.

Aber dann sah sie, dass der Fremde in einem freien Winkel sorgfältig einen Tonbecher, einen Kochtopf und ein Bündel Kleidung aufgereiht hatte, und beruhigte sich. Offenbar durfte der Junge hier schlafen. Es war also kein Gauner, sondern nur ein weiterer Nachbar.

Raik hatte das Mädchen schon wahrgenommen, als es in den Keller hinuntergekommen war. Er hatte gehofft, dass es nur die Ziege füttern und dann wieder verschwinden würde. Doch so leicht machte es ihm das Schicksal nicht. Als wollte es ihm seine Sünde vor Augen führen, blieb das Mädchen neben dem Verschlag sitzen und begann dann auch noch zu heulen.

Die Heulerei war einer der Gründe, warum sich Raik von Mädchen lieber fernhielt. Ständig brachen sie in Tränen aus. Wahrscheinlich trauerte die hier ihrem verschwundenen Stickzeug hinterher.

Erst merkte Raik, wie in ihm alles auf Abwehr ging, als würde er sich in einen Stein verwandeln. Ganz still lag er da und hätte am liebsten neben seinen Augen auch seine Ohren verschlossen. Sein eigenes Leben war schon elend genug, was ging ihn da das Leid der anderen an?

Doch nach und nach schwand der innere Widerstand. Er lauschte wider Willen, wie das Mädchen sich von dem Tier verabschiedete. Also ging es gar nicht um das alberne Stickzeug!

Als es heller wurde, spürte er plötzlich, dass sie ihn bemerkt hatte. Nun schwieg auch sie. Aber sie ging nicht weg.

Raik hielt es nicht länger aus und tat so, als würde er langsam erwachen. Schließlich richtete er sich auf und sah in ihre Richtung. Sie saß stocksteif da. »Oh«, sagte er, Überraschung vortäuschend.

»Hallo«, sagte das Mädchen und hob zögerlich die linke Hand, als überlege sie, ihm zuzuwinken.

»Ich bin Raik.«

»Wohnst du hier?«

Er zuckte mit den Schultern. »So in der Art. Ich passe auf die Kohle von Herrn Adam auf. Und du?«

»Wir wohnen jetzt hier. Ich bin Svantje.«

Schwänchen, der Name passte zu ihr. Ein Schwan, der hier im schwarzen Kohlenstaub wie eine Märchengestalt wirkte. Ihr blondes Haar glänzte selbst in dem schwachen Licht, das in den Keller fiel. Sie hatte sich einen ordentlichen Zopf geflochten und ihn hochgesteckt. Sie musste Locken haben, denn einige Haare hatten sich herausgelöst und ringelten sich über ihre hohe Stirn. Ihre Haut war goldbraun von der Sonne, und auf ihrer Nase und den runden Wangen tummelten sich Sommersprossen. Sie war hübsch und würde vermutlich eines Tages zu einer schönen Frau heranwachsen, aber noch hatte sie etwas Kindliches an sich, obwohl aus ihren Augen bereits die Lebenserfahrung sprach und von harten Zeiten erzählte.

»Was machst du hier unten?«, fragte er.

Sie biss sich auf die Lippe und schien die Antwort nicht herauszubringen, als mit einem Mal schwere Schritte auf der Holzterappe zu hören waren. Svantje sah zu dem Ziegenbock und wischte sich hektisch über die Wangen, dabei waren ihre Tränen längst getrocknet.

»Vater«, sagte sie, sobald sie den Mann erkannte.

Raik reckte sich. Hoffentlich nahm Herr Claasen es ihm nicht übel, dass er mit seiner Tochter gesprochen hatte. Der Mann trug eine Gaslaterne bei sich, außerdem zwei große Schüsseln, ein Messer und ein Seil. Erst konnte sich Raik keinen Reim darauf machen, doch dann, als er sah, wie blass Svantje geworden war, verstand er.

Aber anstatt zu schreien und hysterisch zu werden, wie Raik es von einem Mädchen erwartet hätte, schenkte sie ihrem Vater ein scheues Lächeln und nahm ihm die Schüsseln ab. Ihr Blick begegnete Raiks, und erst jetzt wandte sich auch Herr Claasen ihm zu. »Hätt ich mir denken können, dass du hier bist. *Moin*, Raik, und danke fürs Aufpassen. Ich hoffe, der Bock hat nachts nicht *randaleert*.«

»*Na kloor*, Herr Claasen. Und nee, er war ganz *tamm* heut Nacht.«

Der Mann hängte die Gaslaterne auf und drehte sie heller, während Svantje mit einem Tuch durch die Schüsseln wischte und sie nebeneinander in dem Lichtstreifen aufstellte, der durch das einzige Kellerfenster fiel. »Hier, Vater?«, fragte sie.

Herr Claasen nickte. »Bring du ihn her, dich kennt er besser.«

Raik hätte sich am liebsten abgewandt. Die anderen Jungs gingen oft zu den Schlachtern, um ihnen zuzusehen und dabei Witze zu machen, und auch er

war hin und wieder mitgegangen, um nicht als weibischer Feigling dazustehen. Aber wie auch jetzt, so hatte dabei stets etwas in ihm rumort und sich gegen das Kommende aufgelehnt.

Doch hier war es anders. Noch stank es nicht nach Blut und Eingeweiden, und kein Tier brüllte vor Angst.

Svantje öffnete das Gatter und führte den Ziegenbock heraus zu ihrem Vater. »Gleich ist es vorbei«, sagte sie leise und kraulte den Bock zwischen den Hörnern. Dann ging alles ganz schnell. Mit einem geschickten Handgriff warf Herr Claasen das Tier auf die Seite, klemmte es mit dem Knie ein und schlitzte ihm die Kehle auf.

Svantje hielt eine Schüssel darunter und fing die rote Flüssigkeit auf. Nicht ein Tropfen ging daneben.

Der Ziegenbock starb ohne einen einzigen Laut. Als kein Leben mehr in ihm war und alles Blut herausgeflossen war, stand Svantje auf und trug die Schüssel vorsichtig davon.

»Komm her, Raik, und *help mi* mal, du hast doch bestimmt nichts dagegen, dir ein paar frische Würste zu verdienen.«

»Nee, natürlich nicht, Herr Claasen.« Mit einem Satz war er auf den Beinen. »Was muss ich tun?«

Sie schlangen die Seile um die Hinterbeine des Bocks und hängten ihn an einen Haken. Schnell überwand Raik seinen Ekel und zog mit aller Kraft an der Haut samt Fell, während Herr Claasen mit geschickten Schnitten dafür sorgte, dass sich alles gut ablösen ließ.

Als er den Bauchraum öffnete, trat Raik doch lieber einen Schritt zurück. Platschend fielen die Innereien in die Schüssel. Jetzt war da auch der Geruch, den er von den Schlachtereien kannte.

Herr Claasen musterte ihn. »*All op Stee*, Raik?«

Der Junge nickte, zuckte mit den Schultern und starrte auf die graugrünen Gedärme. Seine eigenen Innereien schienen auf den Anblick der fremden irritiert zu reagieren. Es fühlte sich an, als würden sie sich zu einem kleinen, festen Knoten zusammenwinden.

Claasen ahnte vermutlich, wie es um ihn stand. Trotzdem winkte er ihn wieder heran, und Raik half dabei, das Tier zu zerlegen. Die einzelnen Stücke wurden auf einem Wachstuch aufgereiht, und nach und nach verschwand

seine Übelkeit wieder. Als sie fertig waren, drückte Claasen ihm das aufgerollte Fell in die Hand. »Weißt du, wo du einen Gerber findest?«

»Ja, bin schon mal dran vorbeigekommen.«

»Dann geh hin und verkauf das Fell, aber lass dich nicht übers Ohr hauen. Und von dem Geld kaufst du dir eine lange *Büx*. Du bist doch kein *lütte Jung* mehr.«

Raik stotterte seinen Dank heraus und verbeugte sich sogar. Dann rannte er los, hielt aber gleich darauf noch einmal inne. »Wenn Sie mal was brauchen, irgendwas ...«

»Schon gut.« Claasen lachte. »Jetzt verschwinde.«

Der gesamte Sonntag war damit vergangen, die Ziege zu verarbeiten. Fast alles hatte Svantje allein bewerkstelligen müssen, denn die Mutter kümmerte sich um Piet, der noch immer von Fieber geplagt war. Auf Svantjes Bitten hin war am Ende der Vater losgezogen und hatte so lange eine geschlossene Apotheke nach der anderen abgeklappert, bis ihm jemand öffnete und Weidenrinde und Thymian verkaufte. Svantje hatte einen starken Tee zubereitet, wie sie es von der Witwe Frerichs gelernt hatte, und ihn dem kleinen Bruder vorsichtig eingeflößt. Das Fieber ging schleichend zurück, doch Piet bekam noch immer schlecht Luft. Einmal hatte er sogar kurz aufgehört zu atmen. Die Mutter schrie, nahm ihn auf, schüttelte ihn, während Svantje danebenstand und sich für den Schmerz wappnete. Sie hatte so sehr versucht, den kleinen Bruder nicht allzu lieb zu haben, weil sie doch schon zwei Geschwisterchen verloren hatte. Doch als sein kleiner Brustkorb aufhörte, sich zu heben, wurde ihr klar, dass ihr Vorhaben gescheitert war. Dann war da plötzlich ein Zorn, der alles überflutete. Sie wollte, *konnte* nicht dastehen und zusehen, wie er starb.

»Gib ihn mir! Gib ihm mir«, hatte sie die Mutter angefleht und ihr den Säugling aus dem Arm gerungen. Ja, sein Herzchen schlug noch. Das Einzige, was ihm fehlte, war Atem, und den konnte sie ihm geben. Die alte Frerichs hatte ihr davon erzählt, und ihr eigener Vater hatte hin und wieder neugeborenen Zicklein und Lämmern Luft in die Mäulchen gepustet, wenn sie nicht atmen wollten. Behutsam hatte Svantje ihren Bruder auf den Boden gelegt und ihm dann sacht in die Nase geblasen. Einmal, zweimal, immer wieder, vielleicht ein Dutzend Mal.

Die Mutter war neben ihr auf den Boden gesunken, über ihre Wangen floss ein Tränenstrom. »Lass es gut sein. Gott hat ihn zu sich geholt.«

»Nein, das lasse ich nicht zu!« In Svantje tobten die Gefühle wie ein wilder Strudel. Solange Piets Herzchen noch schlug, würde sie für ihn atmen. Sie stieß die Mutter zur Seite, die ihr den Kleinen wegnehmen wollte.

»Svantje, hör auf!«, stöhnte diese. »Lass ihn ...«

Da unterbrach Piet sie mit einem leisen Wimmern.

Beide hatten sie einen Augenblick dagesessen wie erstarrt, hatten auf seinen kleinen Brustkorb gestarrt, der sich sacht hob und senkte. Dann waren sie einander in die Arme gefallen und hatten gemeinsam geweint.

»Ich glaub es nicht, ich glaub es nicht«, stammelte die Mutter immer wieder. Sie hatte bislang all ihre Söhne verloren, bevor sie drei Jahre alt geworden waren.

»Es wird alles gut«, versicherte Svantje, doch auch ihre eigene Stimme zitterte.

»Du hast eine Gabe, *mien Deern. Mien klooke Deern!*« Die Mutter strich Svantje über die Wange und sah ihr in die Augen. In ihrem Blick lagen all die Worte, die ihr nicht aus dem Mund wollten.

Svantje stürzte sich in die Arbeit, um nicht ständig vor Angst um ihr Brüderchen zu verzweifeln. Wenn sie nur mehr gewusst hätte! Sie wollte lesen, wollte lernen, um ihrem Brüderchen zu helfen. Doch sie ging ja noch nicht einmal mehr zur Schule.

Sie wusch die Därme aus, bereitete Fleisch und Innereien vor und kochte eine kräftigende Brühe für Piet. Bis in den Nachmittag hinein füllte sie Würste, während der Vater im winzigen Hinterhof einen improvisierten Räucherofen baute. Spät am Abend waren sie mit allem fertig und aßen gemeinsam.

An dem winzigen Tisch herrschte Schweigen, als habe jeder Angst, seiner Sorge um den fiebernden Jungen Ausdruck zu verleihen und den Tod damit erst recht anzulocken. Svantje musterte ihren Vater, der ihr nach und nach wieder vertrauter wurde. Merkwürdigerweise schien er viel besser hierher zu passen als auf den Hof. Dort war er nur alle paar Monate aufgetaucht und hatte immer wie ein Fremder gewirkt. Das hier war nun sein Zuhause, hier war er mit allem vertraut. Ob es auch ihr bald so ergehen würde?

Die Nacht verging mit unruhigem Schlaf. Svantje träumte von ihrem Ziegenbock, von dem Bauernhof und Piets Geburt. Als der Vater ganz früh am Morgen zur Arbeit aufbrach, erwachte sie aus tiefem Schlaf, der endlich traumlos gewesen war. Kurz darauf brach die Mutter mit dem kleinen Piet auf, um auf Svantjes Drängen hin im Hospital um Hilfe zu bitten.

Und zum ersten Mal war Svantje allein in ihrem neuen Heim.

Auf dem Hof hatte es immer etwas zu tun gegeben. Unkraut jäten, die Ziegen und Schafe melken, Butter machen. Und wenn all das erledigt war, konnte sie sich der Spitzenherstellung widmen und die Borten und Bänder verkaufen. Doch ihre Klöppel waren samt angefangener Spitze und einigen Erinnerungen verloren. Unterwegs musste ihr das Beutelchen unbemerkt abhandengekommen sein.

Hier fühlte sie sich nutzlos. Sie blieb eine Weile liegen und lauschte dem lauten Treiben des Viertels.

Sie musste etwas tun, irgendetwas. Sobald der Entschluss gefasst war, war sie auf den Beinen. Erst einmal würde sie Ordnung schaffen.

Sie räumte und lüftete, dann schrubbte sie auf Knien den Holzboden, bis er deutlich heller war. Als sie gerade die Scheuerbürste zur Seite legte, klopfte es an der Tür.

Oder war es nur Lärm aus dem Treppenhaus? Sie horchte auf. Wieder das zaghafte Klopfen.

Svantje wischte sich die schmerzenden, aufgeweichten Hände an ihrer Kittelschürze ab und öffnete. Draußen stand der Junge aus dem Keller, der nun eine lange Hose trug. »Raik?«

»Ja.« Betreten belastete er mal den einen, mal den anderen Fuß. »*Is dien Vader tohuus?*«

Svantje schüttelte den Kopf. »Auf der Arbeit.«

Raik strich sich nervös durchs Haar, dann wandte er sich um.

»Geh nicht. Was wolltest du denn von ihm? Kann ich Vater etwas ausrichten?«

Der Junge druckste herum, sah auf seine Füße, die in abgelatschten Schuhen steckten. »Ich wollt mich bedanken, für die lange *Büx* und ... und er hatte mir Würste versprochen, weil ich gestern geholfen hab.«

»Ach so, natürlich.« Svantje erinnerte sich wieder an den Hinweis, dass jemand etwas abholen würde. »Warte kurz, ich weiß, wo sie sind.«

Der Vater hatte sie in ein Stück alte Zeitung eingeschlagen. Das Fett hatte das Papier glasig werden lassen. Als sie sich zu Raik umdrehte, hielt er die rechte Hand hinter den Rücken, die linke streckte er aus, um das Päckchen entgegenzunehmen. Sie gab es ihm, und sein Magen antwortete mit einem lauten Knurren.

»Hast du etwa heute noch nichts gegessen?«

»Doch, sicher«, erwiderte er schnell und errötete.

Er log, eindeutig. Svantje eilte ins Zimmer zurück und nahm zwei von den Kartoffeln, die sie für später gekocht hatte. »Hier, damit schmecken sie besser.«

»Aber ... ich will keine Almosen.«

Svantje verschränkte die Arme vor der Brust, damit er ihr die Kartoffeln nicht zurückgeben konnte. Sie erinnerte sich noch genau an die Zeit, als sie selbst bei den Nachbarn um Essen gebeten hatte. Lange war das nicht her.

Plötzlich streckte Raik die andere Hand vor. »Hier, ich glaube, das gehört dir.«

Er hielt Svantje ihr verlorenes Beutelchen hin. Es sah dreckig aus und etwas zerrupft, aber es war heil.

»Wo hast du das gefunden?« Sie nahm es und drückte es an ihre Brust.

»Unten bei der Treppe«, sagte er und wich dabei ihrem Blick aus. »*Ik mutt jetzt gahn.*«

»Raik, warte doch!«

Er lief die Treppe hinauf, nicht hinunter, und Svantje beschloss mit einem aufgeregten Summen in der Brust, ihm zu folgen. Sie zog die Tür ins Schloss, verriegelte sie und rannte die immer schmaler werdenden Treppen hinauf. Hier und da zweigten schmale Gänge ab, es gab offen stehende Wohnungstüren, die den Blick in ärmliche Zimmer freigaben, wo sich oft ein halbes Dutzend Menschen drängte.

Dann ging es nicht mehr weiter.

Svantje war auf dem Dachboden angekommen. Auch hier wohnten Leute, die Quartiere waren mit Laken abgeteilt. Eine schmale Stiege führte aufs Dach, die Luke stand einen Spalt offen.

Einen Herzschlag lang zögerte sie, verdrängte Mutters Warnungen, die durch ihren Kopf spukten, raffte den Rock und war im Nu die Stiege hinauf.

Als sie die Luke hochdrückte, strich ihr frischer Wind über die Wangen. Sie sog die Luft mit einem tiefen Atemzug in ihre Lungen und sah sich um.

Dort, bei den Schornsteinen, die wie schlanke Pilze aus den Schindeln lugten, saß Raik.

Offenbar rechnete er nicht damit, dass sie ihm hierher folgen würde, denn er hatte ihr den Rücken zugekehrt. Svantje versuchte, nicht nach unten zu sehen, und lief das kurze Stück über die Schindeln zu ihm hinüber.

Der Junge sah sie mit zusammengezogenen Brauen an, ein Blick, den sie nicht recht zu deuten wusste. War er zornig, weil sie ihm gefolgt war?

Er sagte nichts, sondern packte das Essen aus.

Sie konnte seinen Magen erneut knurren hören, bevor er einen riesigen Bissen nahm und hastig kaute. Seine Art zu essen bestätigte ihren Verdacht: Er war völlig ausgehungert. Svantje fragte sich, wo seine Eltern waren, ob er Geschwister hatte. Doch ihr war klar, dass sie diese Frage nicht stellen durfte. Stattdessen wandte sie ihren Blick ab und sah hinab auf das Gängeviertel. Es war ein Gewirr von Häusern, die wie wahllos zusammengewürfelt wirkten. Nur entlang der Straßen war eine gewisse Ordnung zu erkennen, in den Hinterhöfen war kreuz und quer gebaut worden, neben- und übereinander, immer mehr, immer höher, bis kaum noch Platz zum Atmen war.

Hier oben bekam sie endlich wieder genug Luft. Eine kleine Brise wehte von Westen und schien den Duft von Wiesen und Wasser mit sich zu tragen. Voller Wehmut dachte Svantje an den Hof zurück.

Raik aß noch eine zweite Wurst und die andere Kartoffel, wickelte den Rest wieder in die Zeitung und schob das Päckchen in seine Jackentasche. Seufzend lehnte er sich zurück und drückte den Rücken an den Kamin, aus dem eine dünne Rauchfahne aufstieg.

Svantje musterte sein Profil. Gebräunte, hagere Wangen, dunkle Augen, die ihre Umgebung nahezu aufzusaugen schienen, eine gerade, etwas zu große Nase und die Reste eines Veilchens, das sich unter einer verkrusteten Schramme auf der Braue ausbreitete. Offenbar hatte Raik vor einer Weile Prügel bezogen.

»Es ist schön hier oben«, sagte Svantje. Raik gab ein zustimmendes Geräusch von sich und stützte den Kopf auf.

»Woher kennst du meinen Vater? Wie lange ...?«

Wieder dieses Schulterzucken. »Letztes Jahr hat er mir mal ein bisschen was zugesteckt. Da hab *ick* noch draußen geschlafen.«

»Draußen? Auch im Winter?«

Raik nickte. »Wenn man sonst nix hat. *Dien Vader is een gooter Mann.*«

»Ja, das ist er wohl«, sagte Svantje und musste daran denken, dass dieser Raik ihren Vater vermutlich häufiger gesehen hatte als sie selbst. Der Vater hatte sich immer einen Sohn gewünscht. Bis auf Piet, den er zuvor nur zweimal gesehen hatte, lebte keiner der kleinen Brüder mehr. Vielleicht, überlegte Svantje, half der Vater diesem Straßenjungen namens Raik ja deshalb, weil er einen Sohn vermisste, mit dem er reden und dem er helfen konnte, ein Mann zu werden.

Von unten drangen Schreie herauf, und Svantje zuckte zusammen.

Raik, der ihre Reaktion bemerkt hatte, grinste. »Bist das Stadtleben wohl noch nicht gewöhnt. Hier ist immer irgendwo was los.«

»Schon gemerkt, und ich finde es fürchterlich. Wenn ich könnte, würde ich so schnell wie möglich wieder von hier weg. Du nicht?«

»Ich bin so gut wie noch nie aus der Stadt raus. Wenn ich *afhau*, dann fahr ich zur See, einmal um die ganze Welt!« Er breitete die Arme aus und seufzte.

»Du willst Seemann werden?«

Er zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht, und du?«

»Wenn ich machen könnte, was ich will?«

Er nickte. »Träumen darf man doch.«

»Dann würde ich lernen, wie man Krankheiten heilt. Ich ertrage es kaum, einfach nur zuzusehen, wie es meinem kleinen Bruder schlechter und schlechter geht, und nicht zu wissen, wie ich ihm helfen kann. Auf dem Dorf habe ich von einer Alten viel über Kräuter und Hausmittel gelernt. Aber es muss noch so viel mehr geben. Sie besaß kein einziges Buch, alles, was sie wusste, hat sie von ihrer eigenen Mutter gelernt. Stell dir vor, wie viel mehr Wissen es im Hospital gibt, und erst an Universitäten!«

»Du willst Frau Doktor werden?« Offenbar wollte er spotten, doch als er sich zu ihr umwandte und ihr ins Gesicht sah, blieb ihm das Lachen sichtlich im Hals stecken. Er wandte sich ab, als fürchte er, sich bei ihrer traurigen Stimmung anzustecken.

»Doktor nicht, aber ich könnte Krankenschwester werden. Dafür müsste ich wieder zur *School* gehen, und die kostet Geld, das wir nicht haben. Es ist wohl

besser, dass ich mich damit abfinde. Vorerst.«

Obwohl sie Raik kaum kannte, fühlte sie sich in seiner Nähe wohl. All die vergangenen Wochen hatte sie ihren Kummer heruntergeschluckt. Mutter hatte schon genug Sorgen, da brauchte sie sich nicht auch noch ihre anzuhören. Nun konnte Svantje nicht mehr. Ihr Herz war so schwer, der Kummer musste einfach heraus. Und so erzählte sie ihm von den zwei verlorenen Brüderchen, von Piets Fieber und wie er am Vormittag beinahe gestorben war. Raik schwieg und hörte zu, und nach und nach fiel ihr das Reden leichter. Sie erzählte ihm, dass sie den elterlichen Hof vermisste und dass sie ihn wegen des Hochwassers hatten verlassen müssen.

»Hier steht das Wasser auch oft bis auf die Straßen. Die Kanäle und Fleete verteilen es überallhin.«

»Und dann?«

»Dann packen alle *mit to* und räumen auf, sobald es wieder weg ist.«

»Bei uns hat das Wasser den Hof und das Vieh mitgenommen.« Svantje zog die Beine an und umklammerte ihre Knie. Noch eine Erinnerung, der sie keinen Platz in ihrem Herzen einräumen wollte. Also schnell an etwas anderes denken. »Sag mal, Raik ... auf dem Hof gab es immer viel zu tun, aber hier ...«

»Du suchst Arbeit? Lass mich *överleggen*.« Sein Blick schweifte in die Ferne. »Also, ich an deiner Stelle wüsste was, aber du bist ein Mädchen. Das ist schwere Arbeit.«

Svantje war gekränkt. »Ja, glaubst du denn, wir haben uns auf dem Hof einen faulen Lenz gemacht? Ohne Vater war die ganze Arbeit an Mutter und mir. Wir haben alles allein gemacht. Den Garten bestellt, geackert, im Frühjahr die Tiefställe ausgeräumt, sogar Entwässerungsgräben haben wir ausgehoben. Ich bin nicht schwach, Raik.« Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihn bestimmt an. Und an seinem Blick konnte sie ablesen, dass er sie auf einmal mit anderen Augen sah. Sosehr sie sich manchmal wünschte, zu leben wie die Tochter des Großbauern, die an den Sonntagen in den schönsten Kleidern und mit ihrer milchweißen Haut in die Kirche gekommen war – so war sie nicht.

»Was auch immer es ist, Raik, ich versuche es. Ich will Geld verdienen, damit es uns besser geht.« Und damit ich irgendwann vielleicht doch wieder in die Schule gehen kann, fügte sie in Gedanken hinzu. »Was ist es?«

»Du könntest Wasser ausliefern.«

»Wasser ausliefern?«

»Viele *Lüüd* nehmen einfach das aus den Fleeten, aber es ist dreckig, du hast es sicher gerochen. Wer er sich leisten kann, kauft Wasser, das andere von den Brunnen holen. Auf genau solchen Karren, wie ihr zwei mitgebracht habt. Du bräuchtest nur noch ein Fass. Aber wie gesagt, es ist Schwerstarbeit.«

Svantje reckte das Kinn vor. »Na und?«

»Was, wenn jemand dir den Karren wegnimmt, wie willst du dich wehren?«

Sie musterte ihn, sein blaues Auge und die sehnigen Unterarme. Die Fäuste hatte er geballt, als male er sich soeben einen Kampf aus. »Und *du* kannst dich wehren?«, fragte sie frech.

»*Klaar*.«

»Dann machen wir es zusammen. Wir haben zwei Karren, dann brauchen wir nur noch zwei Fässer!«

Raik lachte laut, lachte sie aus. Im Nu war er auf den Beinen, balancierte über den First und verschwand mit einem gewagten Satz durch die Dachluke.

In Svantjes Innerem zitterte alles. Sie war verletzt und wütend. »Ich weiß, dass du meinen Beutel nicht gefunden, sondern geklaut hast, Raik. Ein Dieb bist du! Raik, *de Deev*! Das sag ich dem Vater!«

Doch Raik kam nicht zurück. Womöglich hatte er sie nicht einmal gehört. Und Svantje sagte es trotzdem nicht ihrem Vater. Als sie in die Wohnung zurückkam, war Mutter mit Piet zurück vom Hospital. Er lag schlaff in ihren Armen.

»Der Arzt sagt, nur Gott kann uns jetzt noch helfen.«

2

Richard Harkenfeld saß neben seinem Vater in der Kutsche und versuchte, seine schlechte Stimmung so gut wie möglich zu verbergen, was ihm aber nur schwerlich gelang.

Die Wochenenden, an denen er aus dem Internat hinauskam, waren selten, und auf dieses hatte er sich ganz besonders gefreut. Er wollte mit seinem besten Freund Friedrich zum Gutshof von dessen Eltern fahren und ein Wochenende lang frei sein. Reiten, fischen und unter den Kronen des alten Eichenwaldes diskutieren, bis ihnen die Köpfe rauchten.

Doch daraus wurde nichts. Vater, der große Hans Werner Harkenfeld, hatte beschlossen, seinen Stammhalter ins Familiengeschäft einzuführen. Was bedeutete, dass sie den ganzen Tag im Büro und auf der riesigen Schiffswerft zubringen würden. Richard, der sich mehr für Forstwirtschaft und Politik, für Philosophie und Literatur interessierte als für den Schiffsbau, versuchte, gute Miene zu machen. Sein Vater duldet ohnehin nichts anderes. Seine Pläne für den ältesten Sohn standen so fest, als wären sie in Stein gemeißelt. Richard würde erst das Internat abschließen, dann noch eine Kadettenschule besuchen, wo er den letzten Schliff bekommen sollte, und anschließend die Firma übernehmen. Natürlich sollte er auch noch eine Frau aus reichem, am besten adeligem Haus heiraten, was die Werft mit zusätzlichem Kapital ausstatten würde, und dann eigene Söhne zeugen. Mehr Harkenfelds, die ihre Frachtschiffe auf die Weltmeere hinausschickten.

Der einzig tröstliche Gedanke an diesem Tag war sein bester Freund Friedrich. Friedrichs Familie waren Reeder und Fernhändler. Während Richard eines Tages einen Posten in der Werft antrat, würde Friedrich frei sein. Eine Zeit lang würde er auf den väterlichen Schiffen reisen und die Welt sehen. Richard beneidete ihn schon jetzt um diese Chance.

Er starrte aus dem Fenster, wo die Fassaden der Stadtvillen vorbeistrichen. Sie fuhren den Harvestehuder Weg entlang, wo sich blendend weiße Prunkbauten mit Alleebäumen abwechselten. Teure Kutschen bewegten sich über die Straßen, auf den Gehwegen liefen einige Bedienstete, zu erkennen an

ihrer einfachen Kleidung und der Körperhaltung, immer ein wenig gebeugt, immer etwas demütig, auch wenn sie niemand beachtete.

Im Hause Harkenfeld arbeiteten fünf Angestellte, allesamt darauf gedrillt, stehen zu bleiben und die Augen niederzuschlagen, sobald jemand aus der Industriellenfamilie vorbeikam. Selbst die Kinder waren von klein auf so behandelt worden, und heute erschien es Richard merkwürdig, dass es ihm nicht früher unangenehm geworden war. Doch erst durch die hitzigen Diskussionen mit Friedrich war ihm aufgefallen, welche Ungleichheit in seinem Zuhause herrschte. Seitdem behandelte er die Bediensteten mit mehr Freundlichkeit, während sie für den Rest seiner Familie nach wie vor kaum mehr waren als Gegenstände, die eine Funktion ausübten. Richard hatte versucht, mit dem Gärtner ein Gespräch anzufangen, etwas über den Mann zu erfahren, den er schon seit Kindertagen kannte. Doch der verstand den Sinn seines plötzlichen Interesses nicht, und Richard hatte das Gefühl, dass ihm der Mann seitdem auswich. Dem Gärtner schien viel daran zu liegen, dass die Trennung zwischen Angestellten und Obrigkeit gewahrt blieb.

»Worüber grübelst du, Sohn? Hast du Probleme im Internat?«

»Nein, Vater. Ich lerne sehr fleißig.«

»Das will ich dir auch geraten haben, denn so gehört es sich für einen echten Harkenfeld. Außerdem kostet es mich eine Stange Geld. Ich hoffe, es ist gut investiert.«

»Ja, das hoffe ich auch.«

»Nicht frech werden, Bürschchen.« Richard wusste den drohenden Unterton in der Stimme seines Vaters sehr wohl zu deuten. Auch wenn er bereits siebzehn Jahre zählte, war er in Harkenfeld seniors Augen noch lange nicht aus dem Alter für eine Tracht Prügel herausgewachsen. Deshalb zog er es vor, zu schweigen und seinen Widerstand nur im Innern auszuleben. Seine drei Jahre jüngere Schwester Hilde hatte es gut, sie bekam höchstens mal eine Backpfeife oder einen Schlag auf die Finger.

Der Vater schenkte Richard von allen Kindern die größte Aufmerksamkeit, schließlich sollte sein Ältester nach ihm den Platz an der Spitze der Werft übernehmen. Der Urgroßvater hatte einst die Dynastie begründet. Seitdem waren die Werften immer größer geworden. Wo anfangs noch hölzerne Fischerboote gebaut worden waren, entstanden nun riesige, stahlverstärkte Frachter, die die Weltmeere durchkreuzten. Und Richards Lebensaufgabe

bestand aus Sicht des Vaters einzig darin, die Familiengeschichte weiterzuführen und der Werft zu noch größerem Ruhm und Erfolg zu verhelfen. An Versagen war nicht zu denken.

Sie näherten sich dem Hafen. Die Kutsche kam nun langsamer voran. Draußen herrschte dichtes Gedränge. Schwere Pferde zogen Wagen, auf denen sich Ballen, Kisten oder Fässer stapelten. Andere brachten Bauholz und Brennmaterial für die ewig hungrigen Dampfmaschinen zu den Werften. In der Luft hing der Geruch von Ruß, Teer und dem fauligen Morast der Elbe. Die Kutsche passierte das Tor des Werksgeländes, auf dem der Name *Harkenfeld* prangte. Hier war Richards Vater König.

»Mach mir keine Schande«, hielt der ihn an, und Richard nickte schweigend. Besser, er hielt den Mund, bevor noch etwas Falsches herauskam. Doch in seinem Inneren brodelte es.

Der Kutscher öffnete die Tür und hielt sie ihnen auf. Harkenfeld stieg zuerst aus, dann folgte sein Sohn. Sie hatten auf einem kopfsteingepflasterten Platz gehalten, der zwischen den Verwaltungsgebäuden und der eigentlichen Werft lag. Rauch der nahen Dampfmaschinen färbte den Himmel bleiern. Möwen zogen schreiend ihre Kreise, die Federn rußbefleckt. Richard schob die Hände in die Taschen und lief hinter seinem Vater her, der ohne Umschweife auf die Werft zuhielt. Ein Vorarbeiter sah ihn kommen und rannte ihnen entgegen. Der Mann, sehnig, mit Halbglatze und üppigem Backenbart, schüttelte seinem Vorgesetzten die Hand, machte einen halben Bückling und begrüßte auch Richard mit Handschlag. Dann begann er einen eifrigen, wenn auch knappen Bericht über die verschiedenen Bauprojekte. An Richard flogen die Worte nur so vorbei. Halbherzig hörte er vom Einbau eines Dampfgetriebes, der Fertigung der hölzernen Schaufelräder, murrenden Arbeitern und vorgefertigten Stahlplatten, die mit dem falschen Krümmungsgrad hergestellt und an die Werft geliefert worden waren. Erst zu spät war der Irrtum bemerkt worden, und nun wollte der Stahlfabrikant die Ware nicht mehr zurücknehmen.

Mit widerwillig erwachendem Interesse musterte Richard die Holzkonstruktionen, die sich an den Gerippen der unfertigen Schiffskörper erhoben. Dutzende, womöglich Hunderte Männer arbeiteten auf ihnen. Nebeneinander lagen Schiffe in verschiedenen Baustadien und Größen. Die

Werftanlage war noch weiter gewachsen, seitdem er vor einem Jahr zum letzten Mal hier gewesen war.

Sein Vater hatte offenbar mehr mobile Dampfmaschinen angeschafft, die Lastenaufzüge, riesige Sägen und andere Geräte antrieben.

Sie kletterten auf eine Empore, von der aus sie das größte im Bau befindliche Schiff überblicken konnten. Arbeiter brachten die beiden seitlich gelegenen, riesigen Schaufelräder an, die von einzelnen Maschinen angetrieben werden sollten und das Schiff so manövrierfähiger machen würden als die der Konkurrenten. Dafür waren die Schaufelraddampfer von Harkenfeld bekannt. Dutzende Arbeiter liefen umher und hielten Seile, die am Rad festgemacht waren. Mit einem hohen Kran wurde das tonnenschwere Rad abgelassen. Schreie wurden laut. Die Arbeiter zerrten an den Seilen, als wollten sie einen Riesen bändigen.

Richard war so fasziniert von dem Schauspiel, dass er nach vorne trat und die Brüstung umklammerte. Vergessen war für einen Moment auch der Groll, den er gegen seinen Vater hegte.

»Geh ruhig hinunter, und sieh es dir aus der Nähe an, Richard«, sagte der in diesem Moment. Klang da Hoffnung in der Stimme mit, dass sein Sprössling doch noch ein aufrichtiges Interesse am Familiengeschäft entwickeln würde?

Der Vorarbeiter stieß einen Pfiff aus. »He, Jakob, zeig dem jungen Herrn Harkenfeld alles, was er sehen will.«

Während Richard noch die Holzterappe hinunterstieg, kam ein sehniger Mann in ölverschmierter Kleidung auf ihn zugerannt und machte einen tiefen Bückling.

Zwei Dinge fielen Richard sofort an seinem dunkelhaarigen Gegenüber auf, das, wenn überhaupt, nur wenige Jahre älter war als er selbst: die lebhaften blauen Augen und die abgetragenen Arbeitsstiefel, die so löcherig waren, dass die groben Wollsocken darunter zu erkennen waren. Um Jakobs restliche Kleidung war es nicht besser bestellt. War die Bezahlung bei Harkenfeld wirklich so schlecht, dass selbst qualifizierte Arbeiter sich nichts Besseres leisten konnten?

Das war beschämend. Jakob Roosen entging der musternde Blick offenbar nicht, denn er wandte sich verlegen ab. Richard hielt ihm die Hand hin und stellte sich vor.

Überrascht, von dem Höherstehenden derart begrüßt zu werden, schüttelte der junge Mann Richard die Hand und verneigte sich wieder. »Jakob Roosen, Herr Harkenfeld, zu Diensten. Was darf ich Ihnen zeigen?«

»Fangen wir mit dem Schaufelrad an. Ich würde gerne aus der Nähe sehen, wie es eingesetzt wird.«

»Natürlich, da müssen wir uns allerdings beeilen.«

Das Rad schwebte mittlerweile schon relativ dicht über dem Boden. Ein Vorarbeiter kommandierte die vier Männergruppen, die je ein Seilende hielten, mit Handzeichen und erinnerte Richard darin an den Dirigenten eines Orchesters. Den Rhythmus gab das Stampfen der Dampfmaschinen vor.

Eine große stählerne Nabe ragte aus dem Schiff, und langsam, ganz langsam näherte sich das Rad seinem Bestimmungsort. Die Arbeiter spannten die Muskeln, zogen und zerrten an den Seilen. Es war spannender als ein Pferderennen, und Richard ballte die Fäuste und vergaß vor Aufregung beinahe das Atmen. Selbst den einsetzenden Nieselregen bemerkte er kaum, während er fasziniert beobachtete, wie das Rad festgezurrte wurde. Als Nächstes wurden drei massive Eichenbalken am Kran befestigt und schwebten Minuten später über Richard durch die Luft.

Roosen zog ihn am Arm. »Entschuldigung, Herr Harkenfeld, aber man sollte niemals unter der Last stehen.«

Richard trat schweigend zurück und verfolgte den Weg der Balken zu dem im Entstehen begriffenen Gerippe eines weiteren Schiffs. Noch sah es aus wie die Knochen eines Urzeitwesens. Die Balken, das sah er nun, waren Teile des zukünftigen Bugs.

Der Nieselregen wurde stärker und setzte sich als glänzender Film auf Dinge und Menschen. Ein merkwürdiges Rattern erklang. Richard zuckte zusammen und sah gerade noch, wie die Seilwinden seltsame Sprünge vollführten, als sich die Schwankungen auch schon auf die Ladung übertrugen.

Die Arbeiter am Schiffsgerippe hetzten plötzlich los, um die Seilenden zu fassen, mit denen die Ladung gelenkt werden konnte. Roosen schrie: »Weg, weg mit euch!«

Fast alle kamen seiner Warnung nach, nur ein junger Mann klammerte sich verbissen ans Halteseil. Dann geschah es. Die Ladung neigte sich gefährlich. Ein Balken löste sich und kippte ab, doch noch hielt er. Noch. Richard rannte, obwohl er nicht wusste, was er tun sollte. Jakob Roosen lief neben ihm und

fuchtelte gestikulierend mit den Armen. Dann schien die Zeit plötzlich stillzustehen. Ein schneidendes Geräusch wie ein Peitschenknall. Das Seil riss, die Balken drehten sich im Fall, und einer von ihnen begrub den jungen Mann unter sich.

Stille.

Bewegungslosigkeit.

Dann Schreie. Männer riefen um Hilfe, andere schrien ihren Schrecken heraus, und der Getroffene brüllte wie ein sterbendes Tier.

Augenblicke später war Richard bei ihm. Gemeinsam mit Jakob Roosen drängte er an den anderen vorbei und fiel neben dem Verwundeten auf die Knie. Der Anblick schnürte ihm die Kehle zu. Einer der Balken lag quer über der Hüfte des Mannes und hatte den Körper tief in den Morast der Werft gedrückt.

»Ruft einen Arzt!«, schrie Richard, doch niemand schien auf ihn zu hören. Die anderen Arbeiter standen einfach nur da, manche zogen ihren Hut, einer betete. »Ruft doch einen Arzt, verdammt!«

»Kein Arzt der Welt kann dem mehr helfen.«

Jakob Roosen liefen Tränen übers Gesicht. Vorsichtig strich er dem Verwundeten über die Wangen, und Richard befiel eine schreckliche Ahnung. Der Verwundete war mehr als nur ein Kollege, vermutlich ein Freund, ein Verwandter ...

»Aaron, Aaron, hörst du mich?«, flüsterte Roosen.

Der Verwundete bewegte die Lippen. Er hatte aufgehört zu schreien, aufgehört zu krampfen. Nun war er sogar zu schwach für Worte. Noch immer stand ihm der Schrecken ins Gesicht geschrieben. Das Unglück hatte ihn so schnell ereilt, dass sein Verstand es noch nicht erfasst zu haben schien. Zitternd hob er die Hand, Jakob nahm sie in seine. »Ja, Brüderchen?«

»Judith ... ich ...«, stotterte der Verunglückte und holte rasselnd Atem.

»Die Familie wird sich um deine Frau und dein Kind kümmern, sei unbesorgt. Hab keine Angst, hab keine ...« Roosen hielt inne, als sich sein Bruder plötzlich aufbäumte und seine Hände in den matschigen Untergrund krallte, aus dem der Geruch von Blut und Elbschlamm stieg. Dann sank der Verletzte zurück und sein Körper erschlaffte. Es war vorbei. Richard legte Jakob Roosen die Hand auf die Schulter. »Er ist jetzt bei Gott«, sagte er leise, auch wenn er nicht ganz glauben wollte, dass es so war.

Der Nieselregen wurde stärker. Dicke Tropfen fielen wie kleine Bleigewichte vom Himmel, schnurgerade und so schwer, dass sie die Menschen niederzudrücken zu schienen. Richard fasste schweigend mit an, als die Arbeiter sich anschickten, den Balken von dem Toten zu heben.

Jakob Roosen umarmte seinen toten Bruder, strich Schlamm aus seinem Haar und betete leise auf Hebräisch.

Sie brauchten Seile und Pfähle, die sie als Hebel benutzen konnten. Ein Dutzend Männer war nötig, um den mörderischen Balken zu heben. Niemand wollte mehr auf den Hebekran vertrauen, als schien das Gerät verflucht. Richard stemmte sich Schulter an Schulter gegen das Eichenholz, rutschte immer wieder im Elbschlamm aus. Matsch spritzte ihm bis an die Brust und ins Gesicht. Völlig erhitzt wuchtete er sich den Balken auf die Schulter und half den Männern, ihn beiseitezuschaffen. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, und seine Beinmuskeln zitterten.

Jemand klopfte ihm anerkennend auf den Rücken. Doch als er sich umdrehte, erkannte ihn der vollbärtige Arbeiter und trat mit geneigtem Kopf zurück. »Oh, Herr Harkenfeld, ich wollte nicht, verzeihen Sie ...«

»Schon gut.« Richard verzog den Mund zu einer lächelnden Grimasse, dann stapften sie gemeinsam zu dem Toten zurück. Erst jetzt war das ganze Ausmaß des Unglücks zu erkennen. Der Balken hatte dem Mann Becken und Unterleib zerschmettert, der Körper war aufgerissen.

Blut, überall Blut. Richard zog hastig seine Jacke aus und bedeckte die zertrümmerte Körpermitte. Dann wandte er sich ab. Ihm war übel. Sein Magen krampfte. Er biss die Zähne zusammen. Der inzwischen heftige Regen prasselte auf seinen Nacken, kühl und lindernd. Der Drang, sich zu übergeben, ließ nach.

Erst jetzt hörte Richard die Rufe seines Vaters. Er klang ungehalten. Die Arbeiter hörten ihn ebenfalls. Vielen wurde erst jetzt klar, dass Richard keiner von ihnen war. Seine Kleidung war so verdreckt, dass er sich äußerlich kaum noch von den anderen unterschieden hatte.

Nun musterten die Männer ihn kurz, manche abfällig, andere erstaunt. Leise flüsternd kehrten sie dem Unglücksort den Rücken zu und nahmen ihre eigentliche Arbeit wieder auf.

Harkenfeld senior stapfte neben seinem Vorarbeiter durch den Morast, den Kopf rot vom Schreien. Durch den prasselnden Regen hatte Richard ihn nicht

gehört, nun lief er seinem Vater entgegen, noch zu erschüttert, um etwas zu sagen.

»Bist du taub?«, brüllte Harkenfeld.

»Nein, Vater, der Regen, das Unglück«, stammelte er. »Der arme Mann.«

Sein Vater packte ihn grob am Arm und zog ihn mit sich. Hilflos sah sich Richard zu Jakob Roosen um, der seinen toten Bruder beklagte. Nur ein Mann stand noch bei ihm, den Hut in den Händen, den Kopf wie zum Gebet geneigt. Der Starkregen wusch sämtliche Farben aus der Szenerie. Wie in Trance stolperte Richard hinter dem Vater her, am Verwaltungsgebäude vorbei, über den Hof und zurück zur Kutsche. Harkenfeld senior schob ihn hinein und stieg dann selbst ein. Der Kutscher schloss die Tür, und schon setzte sich das Gefährt in Bewegung. Räder rollten über Kies und durch Pfützen. Richard lehnte den Kopf an die Scheibe. Er zitterte, schlang die Arme um den Oberkörper, an dem das nasse Hemd klebte wie eine zweite Haut. Draußen fuhr ein Leiterwagen vorbei, gezogen von schweren Kaltblutpferden, und brachte die nächste Ladung Holzbalken.

»Hörst du mir überhaupt zu?«, drang mit einem Mal die Stimme seines Vaters zu ihm durch. Richard lehnte sich im Polster zurück, um ihn anzusehen.

»Entschuldigung, was haben Sie gesagt, Vater?«

»Dass es dich leicht ebenfalls das Leben hätte kosten können. Als ich dir sagte, du könntest dir die Werft ansehen, meinte ich nicht, dass du dich in Gefahr bringen solltest.« Überrascht nahm Richard die Sorge in der Stimme seines Vaters wahr. So kannte er ihn gar nicht. Gefühle zeigte sein Erzeuger – einmal abgesehen von Zorn und Enttäuschung – selten.

»Ich wollte nur das Schaufelrad und den Kran näher betrachten, und dann ist es auch schon passiert.« Richard rieb sich über das Gesicht und streifte die regennassen Haare zurück. Sobald er die Augen schloss, suchten ihn die Erinnerungen an den blutüberströmten Körper des Arbeiters heim. »Wie oft gibt es solche Unfälle?«

Harkenfeld zuckte mit den Schultern. »Ein paarmal im Jahr.«

»Das heißt, auf der Werft sterben jedes Jahr Menschen?«

»Natürlich. Es ist kein ungefährlicher Arbeitsplatz. Meistens erwischt es die Hilfsarbeiter oder diejenigen, die Wagemut mit Dummheit verwechseln. Jeder,

der in einer Werft anfängt, weiß, dass es eine gefährliche Arbeit ist. Wem das nicht gefällt, der muss eben Schuhputzer werden.«

Fassungslos musterte Richard seinen Vater. War er wirklich derart kalt? Erwartete er von seinem Sohn, irgendwann genauso zu werden? Richard war so sehr darauf gedrillt, seinem Vater keine Angriffsfläche zu bieten, dass er zunächst nur nickte, auch wenn alles in ihm danach schrie, lautstark zu protestieren. Er würde nicht den Streit mit seinem Vater suchen, das wagte er nicht. Aber er ertrug es auch nicht, wie sonst einfach nur stumm und gefügig dazusitzen. »Was geschieht nun?«

»Besser ist es, wir fahren nach Hause. Mit den Investoren treffen wir uns ein anderes Mal, Tote sind nicht gut fürs Geschäft. Wir wollen doch nicht ins Gerede kommen.« Harkenfeld senior lächelte, doch es war ein kaltes Lächeln.

»Nein, Vater, natürlich nicht. Aber verunglücken auf den anderen Werften nicht auch Arbeiter?«

»Natürlich, das gibt es überall. Nur spricht man nicht darüber.«

»Aber ...«

Harkenfeld senior zog fragend die Braue hoch. Eine deutliche Warnung.

»Aaron Roosen war verheiratet und wäre bald Vater geworden. Nun hat seine Familie kein Einkommen mehr. Er ist für unser Geschäft gestorben, für den Profit von Harkenfeld. Es ist unsere Verantwortung ...«

»Unsinn!«, donnerte Harkenfeld. »Es ist nicht die Schuld der Firma, sondern seine Dummheit gewesen. Und jetzt will ich nichts mehr davon hören.«

Jedes andere Mal hätte Richard den Mund gehalten, aber nicht heute. Nicht nach dem, was er gesehen hatte. »Können wir nicht etwas für seine Familie tun? Oder für die Männer, die verunglücken?«

»Und wovon soll ich das bezahlen?« Harkenfeld senior lachte trocken auf. »Wenn du dich nur ein wenig mehr für die Werft interessieren würdest, mein Sohn, dann wüsstest du, dass es ein hartes Geschäft ist. Wir müssen knapp kalkulieren, wenn wir mit den anderen mithalten wollen. *Sehr* knapp. Wenn ich Almosen an die Leute verteile, ist wenigen damit gedient. Was sollen ihre Kameraden sagen, wenn ich sie Wochen später entlassen muss, weil wir nicht genug Aufträge haben? So ist das Geschäft. Es hat seine dunklen Seiten – so wie alles auf der Welt.«

Richard dachte an die Villa, in der sie wohnten, an das Landhaus von Friedrichs Eltern und den Prunk und Protz befreundeter Familien. Es war

nicht richtig, und doch fühlte er sich in diesem Augenblick ohnmächtig. Was konnte er allein schon ausrichten, um etwas an der Situation zu ändern?

3

Hilde Harkenfeld rümpfte die Nase und drückte sich ihr parfümiertes Taschentuch vors Gesicht. Gemeinsam mit ihrer Freundin Dörte eilte sie an den Stallungen vorbei, in denen die Pferde der Familie und bedauerlicherweise auch zwei Schweine ihre Unterkunft hatten, die mit den Resten aus der Küche gefüttert wurden.

»Das ist doch widerlich«, empörte sich ihre Freundin.

»Finde ich ja auch, aber ... manchmal hat mein Vater seltsame Ansichten.« Sie sah sich um. Besser, sie ging sicher, dass sie auch wirklich nicht belauscht wurden, bevor sie weitersprach. Doch da war niemand. »Vater meint, es sei Verschwendung, die Abfälle aus der Küche wegzuwerfen, wo wir damit doch jedes Jahr zwei große Schweine mästen können.«

Dörte kicherte. »Ich wusste gar nicht, dass meine beste Freundin Bäuerin ist.«

Hilde gab ihr einen leichten Schubs. »Du bist böse.«

»Bin ich nicht.« Dörte hakte sich bei Hilde unter, und gemeinsam schlenderten sie zwischen Rosenbeeten entlang. Die Gewächse schienen sich gegen den heraufziehenden Herbst regelrecht aufzulehnen und trugen besonders üppige Blüten, deren Duft die unangenehmen Stallgerüche vertrieb.

Die beiden jungen Frauen hielten auf den Gartenpavillon zu, in dem die heutige Unterrichtsstunde bei Gertrude von Hausen stattfinden würde. Die Adelige, die in ihrem Witwenkleid aussah wie eine Krähe und deren Stimme auch genauso rau klang wie die des Vogels, unterrichtete Hilde und drei ihrer Freundinnen in Etikette. Sie alle stammten aus Industriellenfamilien, dem neuen Adel des Reiches.

Das blaue Blut zog sie dennoch wie magisch an. Auch Hildes Ziel war es, sich einen Ehemann zu ergattern, der ihre Stellung verbesserte. Doch mit Dörte, Livia und Maike als Konkurrentinnen würde es schwer werden. Besonders Dörte mit ihren zarten Gliedern, der stets makellosen Porzellanhaut und dem goldblonden Haar zog alle Männerblicke auf sich. Deshalb war der Gedanke an ihren ersten Ball, den sie gemeinsam als Debütantinnen besuchen würden,

für Hilde auch zwiegespalten. Neben Dörte würde sie als graue Maus kaum auffallen. Sie hatte das kantige Kinn der Harkenfelds geerbt, und ihr braunes Haar war so dünn und glatt, dass es sich kaum frisieren ließ. Kein noch so hübsches Kleid konnte diese Makel ausgleichen. Und so freute sie sich, den ersten Ball mit der besten Freundin zu besuchen, und fürchtete gleichzeitig, dass alle Dörte und niemand sie zum Tanz auffordern würde.

Frau von Hausen bereitete die vier Mädchen, die alle zwischen vierzehn und sechzehn Jahre alt waren, auf den großen Abend vor. An diesem Tag würde es einmal mehr um gepflegte Konversation gehen, die sie angeblich alle noch nicht beherrschten. Während Livia und Dörte sehr viel und gerne redeten und sich damit angeblich für jeden Mann unattraktiv machten, waren Maike und Hilde zu still.

»Irgendwann möchte ich es dieser gemeinen Krähe wirklich gern einmal heimzahlen«, sagte Dörte und lächelte dabei zuckersüß, denn sie waren bereits in Sichtweite des Pavillons.

Eine Dienstmagd trug soeben eine Etagere mit Gebäck heran. Sie lief vorsichtig, wie über dünnes Eis. Es war die Neue, das erkannte Hilde schon von Weitem. Irgendeine verarmte Bauernmagd, die von der Haushälterin wohl aus Mitleid eingestellt worden war. Dabei gab es doch sicher viele besser ausgebildete Frauen als dieses Trampeltier. Das mittelblonde Haar trug sie aufgesteckt, der dunkelblaue Rock kaschierte magere Hüften. Sie war älter als die Mädchen, die hier üblicherweise anfangen. Hilde schätzte sie auf Ende dreißig. Ihr Gesicht wirkte verhärtet, zeugte von Mangel und davon, viel unter freiem Himmel geschuftet zu haben. Es war eine Frau, wie sie Vater nicht gefallen würde. Nun, vielleicht hatte sie ja auch genau deshalb die Anstellung erhalten. Mutter überließ Personalentscheidungen meist der alten Frau Kramer, die den Haushalt schon geführt hatte, bevor Hilde auf die Welt gekommen war und genau wusste, worauf es im Hause Harkenfeld ankam.

»Wenn ich erst einmal ein eigenes Haus habe, werde ich so eine sicher nicht einstellen«, sagte sie und wies ihre Freundin mit einer unauffälligen Kinnbewegung in die richtige Richtung.

Dörte kicherte, während die Magd mit hochrotem Kopf über den Kiesweg stakste und dabei auf die kunstvoll gestapelten Gebäckstücke auf der Etagere starrte, als könne sie diese kraft ihres Blickes daran hindern zu verrutschen.

»Denk daran, um ein eigenes Haus zu haben, brauchst du erst mal einen Ehemann, der dir eins kauft«, flüsterte Dörte und imitierte dabei nahezu perfekt den schulmeisterlichen Ton ihrer gemeinsamen Lehrerin.

Hilde wandte sich zur Seite, um ihr Lächeln zu verbergen, denn Gertrude von Hausen wartete bereits, und sie sparte selten mit Tadel. Sie hatten den Pavillon erreicht, der noch im Sommer weiß gestrichen worden war und selbst im herbstlichen Zwielflicht noch leuchtete. In der Mitte stand ein Tisch, der mit Leinen und feinem Porzellan eingedeckt war und auf dem wohl die Etagere zu stehen kommen sollte. Die Magd trat vorsichtig an den Tisch, um das dreistöckige Geschirr abzustellen. Den Mund hatte die Frau vor Anspannung zu einem schmalen Strich gepresst.

Hilde beobachtete sie kurz, dann, aus einer Regung heraus, wandte sie sich ab und nieste.

Die Magd stieß einen leisen Schrei aus, Geschirr klirrte.

Hilde wartete einige Augenblicke, bis sie sicher war, dass ihr kein verräterisches Grinsen herausrutschen würde, dann drehte sie sich um. Die sorgfältigen Gebäckstapel waren nicht mehr. Zwar hatte die Magd das größte Unglück verhindern können und den Sturz abgefangen, aber das Wunderwerk der Köchin war dennoch dahin.

Zitternd entschuldigte sich die Unglückliche und rang die Hände. Alle starrten sie an. Was würde sie nun tun? Hilde tat es beinahe schon leid. Aber diese Frau hatte hier nun einmal nichts verloren, und das sollte sie besser gleich zu Anfang begreifen als später.

Wie von einem Bauerntempel nicht anders zu erwarten, schien sie nun versuchen zu wollen, ihr Missgeschick zu reparieren. Mit bloßen Händen griff sie nach dem ersten Törtchen, dessen Cremehaube völlig verschmiert war.

Gertrude von Hausen entfuhr ein Ton des Unwillens, der die Magd wieder zusammenfahren ließ. »Claasen, verschwinden Sie! Sofort!«, kommandierte sie.

Die Angesprochene ließ das Gebäckstück zurück auf das Porzellan plumpsen, senkte den Blick und nickte. Tränen rollten über ihre Wangen, sie hob die Hand, damit es keiner sah. »Ich kann gar nicht sagen, wie lei...«

»Melden Sie sich bei Frau Kramer in der Küche«, unterbrach Hilde sie bissig. »Und vergessen Sie nicht, von Ihrem Ungeschick zu berichten.«

Die Claasen riss die verheulten Augen auf, senkte den Blick aber sofort wieder und wandte sich Hilde mit einem Knicks zu. »Fräulein Harkenfeld, ich bitte Sie! Es wird nie wieder passieren, bitte! Ich brauche diese Anstellung dringend. Meine Tochter soll wieder zur Schule gehen können. Haben Sie Erbarmen.«

Hilde war selbst überrascht, wie nah ihr die Verzweiflung der Frau ging. Nicht einmal zur Schule konnten ihre Kinder? Das war ernüchternd. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Geben Sie sich beim nächsten Mal mehr Mühe.« Mit einer Geste entließ sie die Claasen, die sich überschwänglich bedankte und über den Rasen davonhetzte.

Während des folgenden Unterrichts bei der alten Krähe kehrten Hildes Gedanken immer wieder zu der Angestellten zurück. Ihre Angst war echt gewesen, kein Theater, um Mitleid zu erregen, da war sie sich sicher.

Für einen kurzen Augenblick fragte sich Hilde, ob sie selbst womöglich nichts weiter als viel Glück im Leben gehabt hatte. Doch der Gedanke war so unangenehm, dass sie ihn sofort beiseiteschob. Da übte sie doch lieber mit Dörte ein Gespräch über einen Theaterbesuch. Auf einmal hatte sogar der Unterricht mit der alten Krähe seinen Reiz.

4

1890, fünf Jahre später

Svantje hielt den kleinen Piet an der Hand, der für seine sechs Jahre eigentlich gar nicht mehr so klein war. Dennoch stellte er sich vergeblich auf die Zehenspitzen, um einen Blick auf das Wunderwerk vor sich zu erhaschen.

Auf dem Pferdemarkt hatten fahrende Gaukler eine Laterna magica und einen Kasten mit bewegten Bildern aufgestellt. Beides hatte Svantje allerdings noch nicht mit eigenen Augen gesehen, denn die optischen Wunderdinge verbargen sich im Inneren eines Zelttes, und davor hatte sich eine lange Schlange gebildet.

Svantje hatte ihrem kleinen Bruder seine besten Sachen angezogen, und auch sie selbst trug Sonntagsstaat: ein hellgrünes Kleid mit schmalen weißen Ärmeln und einem passenden Hut. Beides hatte sie sich von ihrem Abschlussgehalt als Schwesternschülerin gekauft. Lange hatte sie mit sich gehadert, doch dieses einzige Mal hatte sie einfach nur sich selbst etwas Gutes tun wollen. Ihr achtzehnter Geburtstag und ihre Abschlussprüfung waren fast auf denselben Tag gefallen, und nun war endlich Zeit, ein wenig nachzufeiern.

Piet freute sich schon seit einer Woche auf ihren Ausflug. Wenn sie ihn so ansah, glücklich und mit rosigen Wangen, konnte sie sich kaum noch vorstellen, was für ein kränklicher Säugling er gewesen war. Und doch holte sie in der Nacht manchmal ein Traum ein. Es war ein Albtraum, in dem Piet starb, entweder weil sie ihn nicht beatmet hatte oder obwohl sie es tat.

Nach Piets Genesung war alles anders geworden. Die Mutter hatte die Anstellung bei Harkenfelds bekommen. Mit ihrem ersten Gehalt schickte sie ihre Tochter wieder auf die Schule. Seitdem Svantje ihrem kleinen Bruder durch ihr beherztes Eingreifen das Leben gerettet hatte, war die Mutter von dem Gedanken beseelt, Svantje ihren Traum zu erfüllen, Krankenschwester zu werden.

Svantje war eine eifrige Schülerin, begierig, Wissen in sich aufzusaugen. Am Nachmittag half sie im Haushalt und fuhr Wasser aus, um etwas

dazuzuverdienen. Auch Raik bekam ihre Wissensgier zu spüren, denn an den Abenden brachte sie ihm erst Rechnen und dann Lesen bei. Am Anfang widerstrebte es ihm noch, doch bald gab er seinen nörgelnden Protest auf und fand sich Abend für Abend pünktlich bei ihr ein.

Die Aufnahme in die Schwesternschule schaffte Svantje mit Bravour. Wo die anderen Mädchen Ausflüchte suchten, stürzte sie sich auf das Wissen wie eine Ausgehungerte. Sie stellte Fragen, las, was ihr in die Finger kam, und blieb oft länger in der Klinik als nötig. Was sie lernte, nutzte sie, um den Nachbarn zu helfen, die sich weder Medikamente noch Arztbesuche leisten konnten.

Nun war sie eine richtige Krankenschwester, und mit dem Abschlusszeugnis hatte sie auch den Vertrag für eine Anstellung in der Tasche. Sie fühlte sich so glücklich, als würde sie jeden Augenblick den Boden unter den Füßen verlieren. Und niemals würde sie der Mutter vergessen, was sie für sie getan hatte.

»Wie lange dauert es denn noch?«, quengelte Piet und drückte seinen Kopf zwischen das Paar vor sich. Der junge Mann und die junge Frau, die sich unauffällig an den Händen gehalten hatten, sahen sich ertappt um.

»Entschuldigung«, beeilte sich Svantje zu sagen. »Was machst du denn, Piet, du kannst die Leute doch nicht belästigen.«

»Ich wollte nur gucken!«

»Das möchten wir alle. Aber wenn du *ningelst*, geht es auch nicht schneller. Willst du uns ein paar *Bontjes* holen?«

»Ja, ja!« Er hüpfte hektisch auf und ab und hielt dabei die Hand auf. Svantje gab ihm etwas von ihrem mühsam ersparten Geld, hockte sich neben ihn und wies auf einen Stand, der Karamellbonbons und allerlei Zuckerzeug feilbot.

»Guten Tag, kleiner Mann, würde es dir etwas ausmachen, mir auch ein Tütchen mitzubringen?«, sagte plötzlich eine angenehme Stimme hinter ihnen.

Überrascht wandte Svantje sich um und sah sich einem jungen Offizier gegenüber. Die Uniform wirkte etwas zu groß für ihn, und er schien sich auch nicht recht wohl darin zu fühlen. Seine strahlend blauen Augen musterten sie mit einer derartigen Intensität, dass es ihr fast unangenehm war. Deswegen dauerte es auch etwas, bis sie bemerkte, dass er nicht allein war. Der andere Mann war in seinem Alter, breiter in den Schultern und dunkelhaarig, mit grünen Augen und einem schmalen Bart auf der Oberlippe. Er trug Zivil, und

als er sie offen anlächelte, tat ihr Herz einen kleinen Hüpfer. Er hatte etwas an sich, das sie ganz durcheinanderbrachte.

»Mit wem haben wir die Ehre?«

Svantje sah sich nach Piet um, doch ihr kleiner Bruder war längst auf und davon. Am Süßwarenstand entdeckte sie ihn.

»Svantje Claasen«, sagte sie und zwang sich, den beiden jungen Männern entgegen aller Verlegenheit in die Augen zu sehen.

Der Blonde deutete eine Verbeugung an. »Mein Name ist Richard, und mein Begleiter hier heißt Friedrich und wird bald der größte Kapitän auf den sieben Weltmeeren sein.«

Friedrich boxte ihm freundschaftlich gegen den Arm. »Hören Sie nicht auf diesen Unsinn, ich werde nur als nutzloser Ballast mitreisen.«

»Das klingt trotzdem sehr beeindruckend. Sie machen eine Weltreise?« Svantje fühlte, wie ihre Wangen heiß wurden. Sicher würden sie bald so feuerrot sein, dass es den beiden Herren auffiel.

»Keine Weltreise, ich war zwar bereits in China, aber dieses Mal geht es nur nach Russland«, wiegelte er ab. Er hatte eine angenehme, weiche Stimme und schien nicht sehr von sich eingenommen, was ihn ihr noch sympathischer machte.

Sie konnte nicht anders, als ihn mit großen Augen anzusehen. Sich vorzustellen, dass vor ihr jemand stand, nicht viel älter als sie selbst, der bis ins ferne China gereist war, erschien ihr unglaublich. Wie gern hätte sie mehr darüber erfahren, und Friedrich wirkte nicht abgeneigt, sich ihrer Neugier zu stellen.

»Ich bin mir sicher, dass Sie viele Abenteuer erlebt haben«, sagte sie.

»Einige kleine schon«, antwortete er, und in seinen Augen blitzte der Schalk auf. In diesem Moment kam Piet zurückgerannt, in jeder Hand ein Papiertütchen mit Bonbons und im Mund einen Lutscher. Er reichte dem Herrn, der sich als Richard vorgestellt hatte, eine der Tüten.

»Danke, kleiner Mann, und wer bist du?«

»Piet«, nuschelte der Junge und ließ seinen Lutscher von einer Wange in die andere wandern.

»Mein kleiner Bruder«, setzte Svantje hinzu. Seltsamerweise empfand sie es als wichtig, den beiden Männern deutlich zu machen, dass er nicht ihr Sohn war.

Endlich kam Bewegung in die Schlange vor ihnen. Zehn Personen wurden eingelassen, dann hängte der Kontrolleur wieder eine Samtkordel quer vor den Eingang, genau vor Svantje und Piet.

»Es ist lieb von Ihnen, dass Sie Ihren kleinen Bruder die optischen Apparaturen sehen lassen«, nahm Friedrich das Gespräch wieder auf, gerade als sich das Schweigen zwischen unangenehm in die Länge zu ziehen begann. »Haben Sie derlei selbst schon besucht?«

»Noch nie!«, gestand Svantje wehmütig.

»Oh, dann werden Sie aus dem Staunen nicht mehr herauskommen«, meinte Friedrich. »Aber verraten wir nicht zu viel.«

Svantje musterte ihre neuen Bekanntschaften verstohlen. Beide waren auffallend gut aussehende junge Männer und dabei doch unterschiedlich wie Licht und Schatten. Ihre Kleidung, wenn auch schlicht, war makellos und zweifellos von bester Qualität. Diese Herrschaften gehörten eindeutig den oberen Schichten an. Vielleicht hatten sie deshalb nur ihre Vornamen genannt, überlegte sie.

»Darf ich fragen, was Sie tun, wenn Sie nicht gerade einen Ausflug mit dem kleinen Piet machen?«, fragte Friedrich und wuschelte dem Jungen beiläufig durchs Haar. Der duckte sich unter der Berührung des Fremden hinweg und drängte sich näher an die Absperrung.

»Ich bin Krankenschwester, seit letzter Woche bin ich mit meiner Ausbildung fertig.« Stolz wuchs in ihr, und sie spürte, wie sie sich unwillkürlich aufrichtete, als sie von ihrem Beruf sprach.

Friedrich nahm ihre rechte Hand und hauchte einen Kuss über die Knöchel. Wieder war da dieses Blitzen in seinen Augen. »Meinen herzlichen Glückwunsch und Gottes Segen für Ihre heilenden Hände.«

Svantje wurden die Knie weich, doch gleichzeitig konnte sie sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sie meinte, Friedrichs warmen Atem noch eine Weile auf der Haut zu spüren, und zwang sich, den Blick zu senken, wie es sich in einer solchen Situation für eine Dame gehörte. Doch in ihr brodelte es. Dabei wollte sie so gern mehr über Friedrich erfahren!

»Du bist der jungen Dame zu nahe getreten, mein rüpelhafter Freund«, brach Richard mit einem Lachen den Bann.

»Habe ich etwas Falsches gesagt? Das tut mir leid.«

»Nein, nein, haben Sie nicht«, versicherte Svantje hastig. »Ich bin nur den Umgang mit derart vornehmen Herren nicht recht gewohnt.«

»Vornehm, hast du gehört, Friedrich? So ist das.«

»Ich werde mich bemühen, Ihrem Eindruck gerecht zu werden.« Friedrich lupfte den Hut und grinste jugendlich.

Machen sich die beiden über mich lustig?, überlegte Svantje. Vielleicht gaben sie doch keine so angenehme Gesellschaft ab. Aber im Moment konnte sie ihnen nicht entfliehen.

Nun öffnete sich das Zelt auf der anderen Seite und die Zuschauer strömten heraus. Endlich waren sie an der Reihe.

Piet kannte kein Halten mehr, und Svantje war erst einmal damit beschäftigt, den Kleinen zu bremsen.

Im Inneren des Zeltes war es dunkel. Nur einige Gaslaternen und wenige Kerzen beleuchteten die einzelnen Attraktionen.

Zunächst zeigte Svantje Piet die Daumenkinos, weil an den anderen Gerätschaften großer Andrang herrschte, doch die langweilten ihn schnell. Weiter ging es mit kleinen Karussells, auf denen Pappkärtchen mit Fotografien ihre Runden drehten. Wenn man durch die Lücken sah, machte es den Anschein, als würden die Figuren auf den einzelnen Kärtchen zu einer verschmelzen und sich bewegen.

Es gab einen rennenden Hund und einen Ballon, der in den Himmel stieg. Fast wie Zauberei.

»Kommen Sie her, Madame, hier sind die wahren Wunderwerke anzuschauen.«

Sie wandte sich um. Friedrich stand vor einer großen Apparatur aus drei aufeinandergestapelten Kästen mit runden Linsen davor. Überall blitzte poliertes Messing im Zwielficht, der Rest war schwarz gestrichen.

Zögernd ging sie zu ihm. Piet rannte zu Herrn Richard, der dem Jungen zuwinkte, als wollte er ihm eine andere Besonderheit zeigen. Svantjes Bauchgefühl schlug warnend an. Richard kümmerte sich nur so freundlich um den Jungen, damit sein Begleiter mit ihr allein sein konnte. Aber war das denn wirklich so schlimm? Hier waren genug andere Leute, die jegliches unehrenhafte Verhalten umgehend unterbinden würden. Schon jetzt wurde sie von einer älteren Dame misstrauisch beäugt. Sie drückte den Rücken gerade. Falls Friedrich zudringlich wurde und sie unsittlich berührte, würde

sie sich schon zu wehren wissen. Sie kannte die Schwachstellen der Männer genau und war mutig genug, um im Notfall Ellenbögen oder auch ihre harten Schuhabsätze einzusetzen. Eine Krankenschwester musste auf alles gefasst sein. Immer wieder gab es Patienten, die ihre Nähe auszunutzen versuchten, und schon in der Schwesternschule war ihnen außerhalb des Unterrichts eingebläut worden, dass sie sich nicht jedem Annäherungsversuch fügen mussten. Dass Svantje den Heimweg oft allein und bei Nacht antreten musste, hatte Raik außerdem dazu ermuntert, ihr den ein oder anderen Kniff beizubringen, wie sie sich wehren konnte. Nein, wenn ihr Begleiter sich im Dunkel der Vorstellung an sie heranmachen wollte, war er an die Falsche geraten. Doch er tat nichts dergleichen. Höflich blieb er auf Abstand, weit genug, um sie nicht in Verlegenheit zu bringen, nah genug, dass sein Atem ihre Haut streifte, wenn sie sich eine Apparatur ansah. Es war aufregend.

Svantje kämpfte gegen das wilde Pochen in ihrer Brust an und trat an Friedrichs Seite. »Was ist denn das?«

»Schauen Sie selbst.« Mit einer sachten Berührung an der Schulter bedeutete er ihr, sich vorzubeugen.

Wieder musste Svantje durch ein Guckloch schauen, doch dieses Mal sah sie nicht eine einzelne Figur vor sich, sondern eine ganze Landschaft. Felder und Wiesen gab es, gestaffelt hintereinander. Friedrich betätigte eine Kurbel, und plötzlich preschte eine Jagdgesellschaft durch die Szenerie. In dem Apparat ratterte und knackte es. Vögel zogen in entgegengesetzte Richtungen über den Himmel, aus Tag wurde Nacht, und im Vordergrund stürzte sich eine Meute Hunde auf einen Fuchs. Der rettete sich in einen Bau. Dann senkte sich Dunkelheit über die Szene.

Beeindruckt richtete sich Svantje wieder auf und wandte sich Friedrich zu, in dessen Augen die gleiche kindliche Begeisterung funkelte, die auch sie verspürte. Sie waren einander nah, ohne sich zu berühren. Das musste der Zauber der Laterna magica sein, anders konnte sie sich ihr rasendes Herz und die weichen Knie nicht erklären.

Es war später Nachmittag, als Svantje sich mit Piet an der Hand auf den Heimweg machte. Der Junge plapperte unablässig vor sich hin. Eine Entdeckung hatte ihn mehr begeistert als die nächste. Doch Svantje nahm ihn kaum wahr, immerzu musste sie an Friedrichs grüne Augen denken. Die

Wärme seiner großen, sehnigen Hand, mit der er ihre kurz berührt hatte, und seine geflüsterte Frage, ob sie ihn wiedersehen wolle.

Sie wollte, wollte es wirklich sehr! Doch für einen Mann wie ihn und eine Frau wie sie gab es keine Zukunft. Warum also sollte sie sich überhaupt erst das Herz schwer machen?

Weil sie nicht anders konnte. Es zog Svantje zu ihm hin, als läge ein Zauber über ihr. Ihre Gedanken kreisten um Friedrich, seine Stimme, sein Lächeln. Sie meinte sogar, noch immer den Duft seiner Rasierseife riechen zu können. Er hatte sie nicht behandelt, wie es viele Männer taten – von oben herab, als besäßen Frauen keine eigene Meinung und seien nur dazu da, schön auszusehen. Friedrich hatte sie über ihren Beruf befragt und schien wirklich interessiert an dem, was sie bewegte.

Außerdem haftete ihm ein Hauch von Abenteuer an. Als habe seine ferne Reise etwas in ihm bewegt. Er wirkte lebendiger und neugieriger auf sie als die meisten Altersgenossen, die ihr Leben auf ausgetretenen Pfaden planten. Sein Weg schien ähnlich ungewöhnlich wie ihrer, und das berührte etwas in ihrer Seele, das sich ihr Leben lang einsam gefühlt hatte. Sie wollte diesem Funken nachspüren, ihn kennenlernen. Schon jetzt ließ der bloße Gedanke an ein Wiedersehen mit Friedrich ihr Herz schneller schlagen. Sie hatten sich zu einem Spaziergang verabredet, doch Svantje war nur zu bewusst, dass es vernünftiger gewesen wäre, gar nicht erst hinzugehen.

»Svanni, Svanni, ich muss mal!« Piet zupfte an ihrem Rock und hatte es wohl schon mehrfach getan, doch sie war zu sehr in Gedanken vertieft gewesen, um etwas zu merken. Nun blieb sie stehen und sah sich um. Die Straße war belebt, wenngleich es in diesem Viertel wie immer ein wenig schmutzig war. Dennoch wollte sie nicht, dass Piet einfach irgendwo hinmache. »Es ist nicht mehr weit bis nach Hause.«

Sein gequälter Gesichtsausdruck sprach Bände. So weit würde er es nicht mehr schaffen. Dann würde er eben eine der öffentlichen Latrinen benutzen müssen. Svantje suchte diese nur auf, wenn sie an der Reihe war, den Nachtpf auszuleeren. Die meisten dieser Einrichtungen bestanden aus hölzernen Bretterbuden, die über einem Loch im Boden errichtet worden waren. Einen Anschluss an die Kanalisation besaßen nur die wenigsten, und

geleert wurden sie nahezu niemals. Es war einfacher, sie zuzuschütten, woraufhin direkt daneben ein neues Loch ausgehoben wurde.

Sie fanden den nächsten Abort im Laufschrift. Einige Kinder, die in den beiden stinkenden Abteilungen Verstecken gespielt hatten, zogen sich nur unwillig zurück. Svantje sah mit geübtem Blick, dass sie alle Läuse hatten. Einen kleinen Jungen plagte zudem ein geblähter Bauch, der auf Würmer hinwies. In ihrer Ausbildung zur Krankenschwester hatte sie die dunkelste Seite von Hamburgs Elendsvierteln kennengelernt, wenn sich die sterbenskranken Menschen aus ihren überfüllten, lichtlosen Kellerwohnungen mit letzter Kraft ins Hospital schleppten.

Es gefiel ihr gar nicht, dass der kleine Piet, der immer ein wenig kränklich gewesen war, auf eine der dreckigsten Latrinen weit und breit gehen musste.

Daheim angekommen, sorgte sie dafür, dass er sich sofort die Hände mit Seife wusch. Während er spielte, bereitete sie das Abendessen zu. Mutter und Vater waren noch nicht da, würden aber bald kommen. »Komm, deck den Tisch, Piet, ja?«

Svantje schälte Kartoffeln und Karotten und setzte sie auf. Dazu sollte es Fisch geben, den sie am Morgen von ihrem eigenen Geld gekauft hatte. Bislang hatten sie ihren Abschluss noch nicht gefeiert, doch das würden sie an diesem Abend nachholen. Vielleicht würde Vater Raik mitbringen, der mittlerweile ebenfalls in der Werft schuftete. Seit er in der Wohnung gleich nebenan wohnte und auch noch seine Schwester zu sich geholt hatte, aßen sie oft gemeinsam zu Abend.

Svantje horchte in sich hinein. Einem Teil von ihr missfiel die Vorstellung, Raik heute zu sehen. Die Intensität des Blickes, mit dem er ihr scheinbar bis ins Herz schauen konnte, war manchmal regelrecht unheimlich.

Er würde ihr ansehen, dass ihr ein Fremder den Hof gemacht und es ihr sogar gefallen hatte. Auch nur an Friedrich zu denken kam ihr innerhalb der eigenen vier Wände wie Verrat vor. Sie ahnte schon seit Langem, dass Raik mehr in ihr sah als eine schwesterliche Freundin, und das führte dazu, dass sie ihm zunehmend aus dem Weg ging.

Raik war zu einem gut aussehenden, großen Mann herangewachsen. Die Arbeit in der Werft hatte aus dem dünnen Jungen von damals einen muskulösen Burschen gemacht. Svantje selbst hatte ihm die Hemden geändert, aus denen er ständig hinauswuchs. Noch immer erinnerte sie sich daran, wie

stolz er auf seine ersten Barthaare gewesen war. Mittlerweile rasierte er sich jeden Morgen die markanten Wangen glatt, und doch waren schon am Abend wieder dunkle Schatten sichtbar. Raik besaß einen rauen Charme, der vielen Mädchen gefiel, und Svantje wünschte sich von Herzen, dass er eines Tages eine gute Frau finden würde – doch sie, das war ihr klar, würde das niemals sein.

Vater kam zuerst heim. Er sah müde aus, als würde er gleich im Stehen einschlafen. Seit einigen Jahren fiel ihm die harte Arbeit immer schwerer. Dennoch war er zufrieden. Längst machte er keine Hilfsarbeiten mehr.

Piet sprang auf und warf sich in seine Arme. Vater hob ihn hoch. »Du wirst immer schwerer, du *Krabauter*. Deine *Süster* füttert dich zu gut.« Er knuffte ihn in den Bauch und setzte ihn ab. Dann begrüßte er auch Svantje.

Kurz darauf kam die Mutter nach Hause, und sie setzten sich zu viert an den Tisch.

Piet schwärmte von süßen Bonbons und der *Laterna magica*, die er für echte Zauberei hielt, ganz wie in dem Märchenbuch, aus dem ihm Svantje manchmal vorlas. Dann erwähnte er nebenbei die beiden netten Männer. »Einer hat mich sogar immer hochgehoben, damit ich alles sehen konnte, und ich habe Bonbons für ihn gekauft.«

Während er mit kindlicher Begeisterung weiterredete wie ein Wasserfall, richtete sich die Aufmerksamkeit der Eltern auf Svantje. Vater hob fragend eine Augenbraue.

»Es war nichts«, versicherte Svantje hastig. »Zwei vornehme junge Herren, die zufällig mit uns anstanden. Piet hat gequengelt, so kamen wir ins Gespräch.« Es war die Wahrheit, wenn auch nicht die ganze Geschichte.

»Wer kann dem Charme von unserem *Lütten* schon widerstehen?«, sagte Mutter und lächelte ihrem einzigen überlebenden Sohn zu.

»Oder dem Charme unserer *smucken* Tochter.«

Svantjes Kopf ruckte zu ihrem Vater herum, sie errötete und stand hastig auf. »Möchte noch jemand Fisch?«, fragte sie und wandte sich dem Herd zu. In Gedanken war sie zurück bei der *Laterna magica*, spürte den forschenden Blick Friedrichs und die vorsichtige Berührung, mit der er sie näher an die Apparatur leitete, noch einmal so deutlich, als sei er in diesem Moment bei ihr. Ein saches, aufregendes Kribbeln. Zum Abschied der Blick in seine Augen, grün wie ferne Wälder. Sie musste ihn wiedersehen, gegen jede Vernunft! Sie

verteilte die Reste auf die Teller, rieb sich über die Wangen und versuchte, an etwas anderes zu denken als an ihn.

»Setz dich bitte, *mien Deern*, wir müssen mit dir reden«, sagte Mutter plötzlich ernst. »Ich weiß, du möchtest nächsten Monat die Stelle im Hospital antreten, und wir sind sehr stolz, dass du es so weit geschafft hast.«

Der Tonfall ließ sie aufhorchen, mehr noch als die Worte der Mutter. In Svantjes Innerem bildete sich ein schmerzhafter Knoten. Vergessen war Friedrichs Lächeln. Sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen und ballte die Hände zu Fäusten. Sie ahnte, was jetzt kam, kommen musste.

»Es tut uns leid, aber du musst die Stelle absagen. Es geht nicht anders.«

Svantje meinte, ihr Herz setze einen Moment lang aus. Sie wollte schreien, doch aus ihrer trockenen Kehle kam nur ein leises: »Warum?«

Nach beinahe sommerlichen Temperaturen ging nun auch dieser Maitag zu Ende. Raik hielt einen Moment inne, um auf den Hafen hinauszusehen, wo die Sonne glühend rot hinter einem Wald von Mastspitzen und Takelwerk unterging. Es sah aus, als würde der Horizont in Flammen stehen.

Die schwindende Wärme in der Luft machte dem intensiven Schlammgeruch der Elbe Platz. Raik ließ die schmerzenden Schultern kreisen. Auf ihn wartete Maßarbeit.

Ein Pfiff erklang. Es war sein Meister Jonathan Walz. Er hatte Raik gedrängt, eine Pause einzulegen, und ihm versprochen, ihn zu rufen, wenn sie weitermachen würden.

Raik war Vater Claasen noch immer unendlich dankbar, dass er sich damals für ihn starkgemacht hatte. Nur so war es für einen ehemaligen Straßenjungen möglich gewesen, eine Lehrstelle als Schiffszimmerer zu bekommen. Svantje hatte mit ihm Lesen und Schreiben geübt, bis es ihm zum Hals heraushing. Die Mathematik hingegen fiel ihm nicht schwer. Mühelos berechnete er im Kopf Winkel, Bögen und Traglasten. Seine wahre Leidenschaft galt jedoch der Herstellung von Galionsfiguren. In dem Moment, da er zum ersten Mal Hammer und Beitel in den Händen gehalten hatte, war es um ihn geschehen gewesen.

Die Hände in die Taschen seiner Arbeitshose geschoben, ging er zurück in die Baracke. Auf Werkbänken lagen besondere Hölzer bereit, die zu den

Herzstücken des nächsten Schiffes gehauen werden sollten. Der Boden war mit einer dicken Schicht von Spänen bedeckt, denen bei jedem Schritt Holzduft entwich.

Nur selten wurden in der Harkenfeld-Werft noch Boote gebaut, die vornehmlich aus Holz bestanden. Die vom Stapel laufenden Schiffe waren größer und größer geworden, Auswanderer- und Frachtschiffe, deren Skelett und Außenhaut fast vollständig aus Stahl gemacht waren. Dennoch war die Holzwerkstatt nicht wegzudenken, auch wenn hier nun oft eher Schreinerarbeiten anfielen. Walz, seine Gesellen und Lehrlinge fertigten die Brückeneinrichtung der Schiffe und so manches Spezialteil, das noch immer die Mischung aus Elastizität und Festigkeit des natürlichen Baustoffs benötigte.

»Hier bin ich, *Meester*«, sagte Raik und trat an die Wand, an der einige Pläne und Risszeichnungen befestigt waren.

Walz stand davor, strich gedankenverloren durch seinen üppigen, gelbblonden Vollbart und wippte auf den Fersen.

»Das hier ist der Bug, der noch eine Hübsche braucht«, sagte er und tippte auf einen Plan, an dem nachträglich Maße und Krümmung eingetragen worden waren. »Kein grimmiger alter Poseidon also«, sagte Raik.

»Heute Abend messen wir den Unterbau auf und hauen ihn grob zu.«

Sie hatten die letzten Stunden damit verbracht, den Bug des beinahe fertigen Frachters zu vermessen. Alle Lehrlinge und auch ein anderer Geselle waren schon daheim. Raik wäre auch freiwillig länger geblieben. Dies war in seinen Augen der schönste Ort in Hamburg. Daheim hielt ihn fast nichts, und seitdem ihm klar geworden war, dass Svantje in ihm tatsächlich nur eine Art Bruder sah, noch viel weniger.

Konzentriert gingen sie wieder an die Arbeit, zeichneten an und schlugen dann mit dem Beil das Holz – Eiche und Linde – zurecht.

Sein Meister hatte noch nicht verlauten lassen, wer von ihnen beiden die Figur schnitzen durfte. Wenn die Wahl auf Raik fiel, würde er ihr Svantjes Gesicht geben und sie dann überreden, mit ihm zur Schiffstaupe zu gehen. Dann würde sie verstehen müssen, dass er mehr für sie empfand.

»Es gibt Gerede unter den Männern. Hast du gehört, was sie wollen?«, fragte Walz.

Raik meinte, einen lauernden Unterton aus der Stimme seines Vorgesetzten herauszuhören, und wägte seine Antwort vorsichtig ab. »Ich habe wenig mit den *Lüdd* von den Docks zu schaffen. Komme immer direkt hierher, mache selten mit ihnen Pause.«

»Hmm, aber du bist doch nicht taub, Junge.«

»Nein, sicher nicht. Sie meinen die Gerüchte, dass ein Arbeiterrat gegründet werden soll, eine Gewerkschaft.«

»Wie stehst du dazu?« Walz richtete sich auf, den Hammer und den messerscharfen Beitel in den Händen wiegend.

Raik hatte keine Wahl, als zu antworten. »Ich hab noch nicht weiter darüber nachgedacht. Manche ihrer Forderungen klingen *klook*. Mehr Sicherheitsvorkehrungen am Arbeitsplatz und eine Witwen-und-Waisen-Rente, falls ein Arbeiter auf der Werft stirbt. Die anderen Ideen ...«, er suchte nach den richtigen Worten, denn dies war ein heikles Thema. »Ich denke, diese Sachen betreffen eher die Arbeiter auf den Docks, vor allem die Hilfsarbeiter. Wir hingegen ... es geht mir gut. Ich kann nicht klagen.«

»Das denke ich aber auch. Solltest du je darüber nachdenken, der Gewerkschaft beizutreten, warne ich dich, Bürschchen.« Und damit hob Walz den Hammer.

Raik lief es eisig den Rücken herunter. Ja, er hatte verstanden.

Diese Hochzeit ist der schlimmste Tag meines Lebens, dachte Hilde. Der allerschlimmste. Eigentlich mochte sie Hochzeiten, besonders die prunkvollen, aber dies hier war etwas anderes.

Denn es handelte sich um Dörtes Hochzeit. Ihre beste Freundin hatte ihr den Traummann weggeschnappt, und nun sollte ausgerechnet sie der glücklichen Braut als Trauzeugin beistehen.

Schon seit dem Morgen war ihr schlecht. Sie hatte sich mehrmals übergeben, und jetzt saß sie an ihrem eleganten Frisiertisch und blickte ihrem verheulten Spiegelbild entgegen. Sie war nicht nur blass, sondern von beinahe grüner Gesichtsfarbe, und unter ihren Augen hingen dicke Tränensäcke. Sie sah nicht aus wie neunzehn, sondern wie neunzig. So konnte sie unmöglich vor die Tür, geschweige denn sich in der besseren Gesellschaft zeigen.

»Hilde, wir müssen bald los«, drang die Stimme ihres Bruders durch die Tür. Er rüttelte an der Klinke, doch sie hatte abgeschlossen.

»Verschwinde, Richard!«, rief sie ihm zu. »Ich bin gleich so weit.«

Doch es dauerte noch eine ganze Weile, bis sie sich mithilfe eines Zimmermädchens, viel Puder und ein wenig Rouge in einen vorzeigbaren Zustand gebracht hatte. Das Mädchen hatte es nicht leicht mit ihr. Hilde wusste, dass sie ein gemeines Ekel sein konnte, wenn sie schlechte Laune hatte.

Hilde betrachtete sich im Spiegel. Ihre langweiligen braunen Haare steckten in einer passablen Frisur, aber leider ließ sich ihr kantiges Harkenfeld-Kinn nicht so leicht kaschieren. Ein wenig konnte wohl ihr Kleid ablenken, eine atemberaubende Kreation nach der neusten Mode. Hilde hatte sich die Korsage so eng schnüren lassen, dass sie bei jeder Anstrengung außer Atem geraten würde, aber das war es wert. Mit einem letzten kritischen Blick musterte sie die dezenten Farben. Der Rock in hellem Creme wurde von bestickten Rosen in Rosé dominiert. Kleine Polster und Bänder bauchten das Kleid, sodass es vor allem hinten voller aussah. Dezenste Stickereien und einige wenige Pailletten ließen es prunkvoll, aber nicht protzig wirken. Es war schlimm genug, dass Dörte heiratete, da wollte Hilde nicht auch noch Streit bekommen, weil sie angeblich versuchte, der Braut Konkurrenz zu machen.

Hilde zupfte kritisch an den weiten Puffärmeln, die ihrer Silhouette die perfekte Stundenglasform verliehen. Ja, so konnte sie sich sehen lassen.

»Hilde!«, rief Richard.

Sie schloss die Tür auf. »Ich komme ja schon.« Richard ging im Entree unruhig auf und ab. Neidvoll musste sie zugeben, dass er wirklich gut aussah. Die Züge, die an ihr grob aussahen, verliehen seinem Gesicht genau die richtige Kantigkeit. Er trug seine makellos sitzende Ausgehuniform und würde heute wohl wieder einige Mädchenherzen höherschlagen lassen. Doch das interessierte ihn nicht. Manchmal fragte sie sich, ob er in Berlin Lichtenfelde wohl eine feste Freundin hatte. Oder womöglich gar zwei? Warum sonst zeigte er den meisten Frauen die kalte Schulter? Er war immer höflich, blieb aber stets distanziert und scheinbar blind für alle Avancen. Es musste ein Mädchen in Berlin geben, anders konnte es gar nicht sein.

Hilde nahm sich vor, ihrem Bruder auf den Zahn zu fühlen.

Im Hof wartete eine Kutsche, sie stiegen ein, und der Fahrer trieb die Tiere in einen schnellen Trab. Hoffentlich würden sie noch rechtzeitig kommen. Wütend auf Dörte zu sein war das eine. Vor der gesamten Hamburger Oberschicht zu spät zu kommen aber war eine noch viel schlimmere Vorstellung als Dörtes Glück. Richard zog eine goldene Taschenuhr hervor und ließ den Deckel mit leisem Klicken aufspringen.

»Kommen wir noch rechtzeitig?«, fragte Hilde.

»Ja, keine Sorge. Aber du hättest dich ruhig etwas beeilen können.«

»Du hast es ja einfach mit deiner Uniform, Richard.«

»Ich habe nicht darum gebeten, sie zu tragen«, gab er mürrisch zurück.

»Es gehört sich so für einen Mann deines Standes.«

»Ja, ja.«

Sie hatten wohl beide nicht die beste Laune. Hilde versuchte, ruhiger zu atmen und die innere Anspannung loszuwerden. »Wann kehrst du zurück nach Berlin?«

»Nächste Woche. Und hoffentlich zum letzten Mal.« Sein Dienst würde bald enden, und dann sollte er heimkehren und mit Vater zusammenarbeiten. Die beiden Streithähne würden wohl einiges auszufechten haben.

»Aber wirst du denn deine Kameraden nicht vermissen und vielleicht ... vielleicht deine Herzensdame?«

Richard, der zuvor mit glasigem Blick aus dem Fenster gesehen hatte, zuckte zusammen. »Wen?«

»Nun, dein Mädchen! Es muss doch ein Mädchen geben. Ich habe neulich noch einen Bekannten von dir, Wilhelm, glaube ich, prahlen hören, wie oft ihr abends ausgeht und tanzt.«

»Und das geht nur, wenn man *ein Mädchen* hat?« Er sprach die Worte aus, als könne man sich daran vergiften. Ersticken wie Schneewittchen an ihrem rotbackigen Apfel. »Liebeskummer, Brüderchen?« Es würde sie ein wenig trösten, wenn auch ihr schmucker Herr Bruder kein Glück in der Liebe hatte.

Er stieß ein abfälliges Schnauben aus. »Für dich gibt es wirklich nur dieses eine Thema, Liebchen hier, heiraten dort. Als Frau deiner Stellung stehen dir doch so viel mehr Möglichkeiten offen. Du könntest dich für Kunst interessieren, Musik. Sogar zum Studium lassen sie Frauen jetzt zu. Soziales Engagement liegt dir nicht, das weiß ich, aber nutze dein Leben doch, verdammt! Ich habe keine Wahl, für mich gibt es nur die Werft oder nichts.«

Die letzten Worte hatte er ihr regelrecht entgegengespuhkt. Hilde lehnte sich zurück, hatte das Gefühl, mehr Raum zwischen sich und ihren Bruder bringen zu müssen.

»So denkst du also?«, fragte sie erstaunt.

»Ja, es stimmt, ich gehe in Berlin viel aus, wie Wilhelm, der übrigens ein sehr unangenehmer Mensch ist, dir verraten hat. Aber nicht tanzen, jedenfalls nicht oft. Wir treffen uns in Debattierclubs, und dort sind nicht nur Männer. Einige Studentinnen kommen regelmäßig hin. Und wie sie aufblühen, hier«, er tippte sich an die Schläfe und dann auf die Brust, »und hier. Du bist nicht dumm, Hilde, und ich würde mir wünschen, dass du dich nicht freiwillig in dieses Gefängnis aus Engstirnigkeit begibst. Ausgerechnet meine Schwester strebt nach dem, woraus sich andere so verzweifelt zu befreien suchen. Und nein, ich habe kein Mädchen, keine Freundin, kein Liebchen, oder wie auch immer du es nennen willst!«

Hilde nahm seine Hand und drückte sie. »Danke, Brüderchen, genau das habe ich jetzt gebraucht.«

In Richards Wangen arbeiteten die Muskeln, als er die Kiefer aufeinanderpresste. Scheinbar musste er sich zusammenreißen, um nicht noch mehr zu sagen. Doch sie hätte es ihm verzeihen, sprach er doch die Wahrheit aus, wenn auch eine unbequeme. Seit jeher war sie Konflikten mit Vater und Mutter lieber aus dem Weg gegangen und hatte die Rebellion ihren Geschwistern überlassen.

Hilde seufzte. »Als würden es unsere Eltern erlauben, dass ich studiere.«

»Wenn du es geschickt anstellst, vielleicht. Diese Drachenfrau hat euch doch beigebracht, dass es wichtig ist, gute Konversation zu betreiben. Ein paar Jahre an der Universität würden dich dazu befähigen.« Seine Miene wirkte gleich weniger grimmig, als würde es ihm Freude bereiten, diesen Plan auszuhecken. Doch die Vorstellung gefiel Hilde nicht. »Dann werde ich eine alte Jungfer, und jeder Mann wird vor mir Reißaus nehmen.«

»Unsinn«, wiegelte Richard ab. »Es gibt mehr Männer wie mich. Was hat man davon, wenn daheim nur ein stummes, artiges Weibchen wartet? Nichts. Putzen und kochen, das tun andere für unsereins. Ich möchte eine, mit der ich nächtelang reden kann, die eigene Ideen hat. Pläne, die über die Vorhangfarben hinausgehen.«

»Nächtelang reden?« Hilde hielt sich die Hand vor den Mund und gluckste.
»Da werden unsere Eltern wohl lange auf den ersehnten Erben warten müssen!«

»Hilde!«

»Entschuldige, lieber Bruder, entschuldige«, sagte sie, doch das Unglück war bereits passiert, und sie konnte nicht mehr aufhören zu kichern. Bald stimmte auch Richard mit ein, und sie erreichten die Hochzeit in ausgelassener Stimmung. Beinahe hatte Hilde sogar Dörte verziehen. Sollte sie doch den überaus langweiligen, wenn auch so wunderbar blaublütigen Herrmann Gustav von Ohlhusen heiraten.

Hilde würde sich indes die Freunde ihres Bruders genauer ansehen. Wenn sie alle so dachten wie Richard, konnte die Zukunft mit einem von ihnen interessanter aussehen, als sie es sich bislang vorgestellt hatte.

5

Niedergeschlagen lief Svantje neben ihrer Mutter her und versuchte zugleich, ihre Gefühle so gut wie möglich zu verbergen. Die Mutter sollte nicht wissen, wie es in ihr aussah. Dass sie sich fühlte, als habe man ihr das Herz herausgerissen und darauf herumgetrampelt.

Auch wenn Svantje der Mutter zuliebe die Stellung im Hospital abgesagt hatte, so trug diese doch keine Schuld.

Wer hätte auch damit gerechnet, dass Mutter in ihrem Alter, mit fast vierzig Jahren, noch einmal schwanger werden würde?

Sie hatte Svantje gestanden, es drei Monate geheim gehalten zu haben, in der Erwartung, dass sie das Kind ohnehin verlieren würde. Doch das kleine Leben bestand entschieden darauf, zu bleiben.

Zuerst hatte sie es ihrer Vorgesetzten gesagt, die sie daraufhin freistellen, aber lieber noch entlassen wollte. Aus Angst, ihre Anstellung zu verlieren, hatte Mutter die Harkenfelds zu einem Kompromiss überredet. Sie würde Svantje mitbringen und ihr alles beibringen, was sie wissen musste. Sie sollte sie bei den Arbeiten unterstützen und später, wenn sie ausfiel, für sie einspringen, bis sie wieder zurückkam. Für all das würde Svantje keinen eigenen Lohn erhalten. Doch es war nur ein Jahr. Und was war schon ein Jahr?, tröstete sie sich. Danach hielt sie ihre Zukunft wieder in den eigenen Händen, und Mutter würde in ihre Anstellung zurückkehren können.

Das schuldete sie ihren Eltern, nach all den Jahren, die sie von ihnen versorgt worden war. Mutter hatte schließlich vor allem deshalb bei Harkenfelds angefangen, um ihr den Schulbesuch und die Ausbildung zu ermöglichen. Jahre hatte sie für Svantjes Traum geschuftet! Da stand es nun außer Frage, dass sie der Mutter diesen Dienst vergalt. Doch es tat trotzdem weh.

Am liebsten hätte Svantje ihren Ärger hinausgeschrien, aber das war nicht ihre Art. Lieber fraß sie ihn leise in sich hinein, stopfte ihn in eine Ecke und hoffte, dass er mit der Zeit verschwand.

Im Morgengrauen dieses Maitages liefen sie bis Pauli und stiegen dort in die Pferdebahn. Zwei Schimmel zogen den voll besetzten Wagen mit hängenden Köpfen. Ihre eisenbeschlagenen Hufe klapperten laut über das Kopfsteinpflaster. Im Abteil sprach kaum jemand, und wenn, dann nur mit gesenkter Stimme. Viele lasen Zeitung, nicht jeder besaß eine eigene und spickte unauffällig beim Nachbarn.

Mutter legte ihre Hand auf Svantjes. »Bist du aufgeregt, *mien Deern*?«

Svantje zuckte zusammen. Aufgeregt nicht, aber traurig, dachte sie.

»Vielleicht ein bisschen.«

»Das wird schon, eigentlich sind alle recht ... nun ja ... wenn du keine Fehler machst und immer fleißig bist, ist es eine gute Arbeitsstelle.«

»Vermisst du unseren Hof?«

Mutter bekam einen weichen Blick, ihre Augen schimmerten mit einem Mal feucht. »O ja, auch nach all den Jahren.«

»Ich auch.«

Sie fuhren schweigend bis zu ihrer Haltestelle und liefen den restlichen Weg, zügig, aber ohne Hast. Svantje sah viele Menschen wie sie selbst. Einfache Leute in den schlichten Gewändern von Hausangestellten. Ein wenig uniform sahen sie aus, adrett und auf gewisse Weise austauschbar.

Der Harvestehuder Weg war eine Straße, wie es nur wenige in der Stadt gab. Eine Villa reihte sich an die andere und stellte mit Protz und Prunk den Reichtum ihrer Bewohner zur Schau. Svantje war hin- und hergerissen zwischen Bewunderung für all die Pracht und leisem Groll.

Vater schuftete sich den Rücken krumm in der Werft. Trotzdem es reichte ohne Mutters Verdienst vorne und hinten nicht, und hier lebten die Harkenfelds in Glanz und Gloria.

Mit jedem Schritt, den sie sich dem Ziel näherten, wuchs nun auch Svantjes Anspannung. Ein wenig fürchtete sie sich schon. Mehr, als sie es bei ihrem ersten Arbeitstag im Hospital getan hätte. Sie wollte auch die Mutter nicht enttäuschen.

»Da sind wir«, sagte diese nun unvermittelt.

Hinter einem hohen schmiedeeisernen Zaun mit scharfen Spitzen konnte Svantje einen weitläufigen Garten im englischen Stil ausmachen. Ein Kiesweg führte in einem Bogen bis zum Haupteingang.

Sie öffneten das schwere Tor. Statt auf die große Freitreppe zuzugehen, bogen sie vorher auf einen schmalen Weg ab. Svantje bestaunte die prächtigen Säulen des Hauptgebäudes, während sie ihrer Mutter zum Dienstboteneingang folgte. Er lag im Westflügel, der mit wildem Wein bedeckt war, beinahe wie mit einer grünen Haut. Die Fenster hatte jemand sorgfältig freigeschnitten. Die Ranken waren dick wie Männerarme und mit rauer Borke überzogen. Das Anwesen erinnerte Svantje ein wenig an ein Märchenschloss, wenngleich der klassizistische Bau weder verzierte Balkone noch Türmchen aufwies.

»Dahinten ist ein Pavillon im Garten, dort wird hin und wieder serviert, aber das wirst du hoffentlich nicht tun müssen«, erklärte die Mutter, und Svantje konnte ihr ansehen, dass sie mit jenem Ort eine schlechte Erinnerung verband. Während sie sprach, strich sie über die Wölbung an ihrem Bauch, die eigentlich doch deutlich zu erkennen war, und Svantje fragte sich, wieso es ihr nicht früher aufgefallen war. Zwar war ihre Mutter nicht mehr so schmal wie damals bei ihrer Ankunft in Hamburg, aber dennoch ...

»Du schaffst das schon, *mien Deern*. Ich bin schon jetzt stolz auf dich.« Sie küsste Svantje auf die Wange, dann gingen sie hinein und fanden sich in einem kleinen Raum mit hohen Decken wieder, in dem ein großer Tisch stand.

Durch eine offene Tür konnte Svantje in eine Küche sehen, größer als jede, die sie kannte. An den Wänden hingen blank geschrubbte Töpfe und Pfannen. Es duftete nach frischem Brot und Kaffee.

Zu ihrem Erstaunen fanden sich nach und nach die Angestellten ein und setzten sich an den Tisch. Svantje war so aufgeregt, dass sie sich gar nicht alle Namen merken konnte. Da war ein alter Mann namens David, der als Pferdeknecht diente, und ein junger Bursche von nicht einmal zwölf Jahren, der ihm half. Er hieß Bernd, war hoch aufgeschossen und so dünn, dass seine Arme und Beine wie die einer Gliederpuppe wirkten. Sein ständiges Lächeln und die Grübchen verbreiteten gute Laune.

Dann gab es noch einen Gärtner, eine Küchenhilfe, die den Herrschaften soeben das Frühstück brachte, und die Köchin, die zugleich die Vorgesetzte aller Hausangestellten war.

Frau Dorothea Kramer war klein und korpulent, mit strenger Miene und noch strengerer Frisur.

Svantjes Mutter ging Frau Kramer kurz in der Küche zur Hand, dann wurde für alle Brot, Butter, Marmelade und eine große Kanne Kaffee aufgetischt,

dazu Milch und Zucker, so viel man wollte. Jetzt verstand Svantje auch, warum die Mutter morgens meist ohne einen Bissen aus dem Haus ging.

Nachdem sich alle genommen hatten und ihre Brote schmierten, wurde es einen Moment lang still. Svantje meinte, sämtliche Blicke auf sich ruhen zu spüren. Als sich Frau Kramer räusperte, hielten die anderen inne.

Es gab eine kurze Ansprache der Haushälterin, die erklärte, warum Svantje ab sofort ebenfalls hier arbeiten würde. An den Reaktionen des übrigen Personals war deutlich abzulesen, dass auch sie nichts von der Schwangerschaft gewusst hatten. Mutter wurde beglückwünscht, und Svantje hatte das Gefühl, dass sie sofort etwas herzlicher aufgenommen wurde.

Womöglich hatten besonders die Frauen, die im Haus arbeiteten, eine Konkurrentin in ihr gesehen.

Svantje versuchte, auch die letzten Zweifel der anderen zu zerstreuen. »Ich habe soeben eine Ausbildung zur Krankenschwester abgeschlossen, als ich hörte, dass ich noch ein Geschwisterchen bekomme. Ich werde hierbleiben, solange Mutter mich braucht, und meine Stelle im Hospital spätestens in einem Jahr antreten.« Das hatte man ihr dort versprochen, nachdem sie den Grund für ihre Absage dargelegt hatte. Krankenschwestern wurden stets gesucht. Und vielleicht hatte sich der Oberarzt auch von den Tränen rühren lassen, gegen die Svantje erfolglos angekämpft hatte.

»Frau Claasen hat noch einige Monate Zeit, Svantje einzuarbeiten. Von daher verteile ich die Aufgaben im Haus wie üblich«, sagte Frau Kramer mit gestrengem Ton.

Minuten später folgte Svantje ihrer Mutter durch das Harkenfeld-Anwesen. Allein die Flure waren so weit und lang, dass darin Dutzende Armenwohnungen Platz gefunden hätten.

Kostbare Möbel aus Palisander und Kirschholz glänzten um die Wette, und die Gemälde an den Wänden hätten einem Museum zur Ehre gereicht. Svantje schritt ehrfürchtig über weiche Orientteppiche und kam aus dem Staunen nicht mehr hinaus. Und hier hatte ihre Mutter all die Zeit gearbeitet?

Svantje fiel auf, wie wenig sie darüber geredet hatte. Sie wusste nichts, nur dass es hin und wieder Essen gab, das von der Tafel übrig war und unter den Angestellten verteilt wurde – kleine Pasteten und Küchlein, die vom reich gedeckten Tisch der Großindustriellen abfielen.

Svantje erhielt die Aufgabe, das Studierzimmer und die angrenzende Bibliothek zu reinigen. Bis zu dessen Erwähnung hatte sie nicht einmal gewusst, dass es Studierzimmer gab.

Sie trug einen Eimer mit heißem Wasser und Bohnerwachs heran, während Mutter einen kleinen Karren schob, auf dem verschiedenste Utensilien untergebracht waren, die sie offenbar brauchen würden.

Das Studierzimmer verbarg sich hinter einer gewaltigen Eichentür und besaß einen riesigen Schreibtisch und eine kassettierte Decke. Neben einem Erkerfenster stand ein großer Globus in einem glänzenden Messinggestell. An den Wänden hingen Ölgemälde von der Werft und Hamburg sowie Zeichnungen von Schiffen, die noch aussahen wie Skelette.

»Ich weiß genau, wie du dich fühlst, Svantje, aber du bist nicht zum *Kieken* hier. Du wirst dich bald daran gewöhnen. Jetzt hilf mir, die Teppiche aufzurollen.«

»Entschuldige, Mutter«, murmelte Svantje und begann, sich nützlich zu machen. Die Teppiche waren dick und schwer, doch zum Glück recht klein. Sie rollten sie auf und trugen sie in einen Winkel, wo sie beim Wischen möglichst wenig stören würden. Später wollten die Frauen sie hinter dem Haus ausklopfen.

»Ich kümmere mich um den Boden, du kannst mit einem *Plünnen* alle Oberflächen reinigen, und mit diesem Wedel hier entfernst du den Staub. Fang in der Bibliothek an, dann kommen wir uns nicht in die Quere.«

Die Bibliothek war ein weiterer Wunderort. So viele Bücher, die nur so wenigen Menschen zugänglich waren, das empfand Svantje als ungerecht. Ehrfürchtig ging sie die Regale entlang und wischte mit einem feuchten Tuch den Staub fort, der sich als gräuliche Schicht auf dem dunklen Holz gesammelt hatte. Dabei las sie die Buchrücken, fand Romane und Enzyklopädien, Atlanten und wissenschaftliche Abhandlungen. Danach reinigte sie die Gläser einer Vitrine. Vorsichtig rieb sie mit altem Zeitungspapier die Flecken ab.

Draußen stieg unterdessen die Maisonnette aus ihrem Nebelbett und flutete durch die hohen Fenster. Staub tanzte in der Luft wie Schwärme winziger Wesen.

Ihre Mutter arbeitete nebenan und sang leise. Sie war so in Gedanken versunken, dass sie nie aufsaß. Als habe sie ganz vergessen, dass Svantje gleich nebenan war.

Sie hatten bis mittags Zeit, die beiden Zimmer zu putzen, und wie es aussah, kamen sie gut voran. Svantje sah nicht ein, sich übermäßig zu beeilen, bekam sie doch kein Gehalt, sondern sollte nur ihrer Mutter zur Seite stehen, wenn diese aufgrund der Schwangerschaft Arbeiten nicht erledigen konnte.

Svantje war gerade dabei, die Buchreihen mit dem Federbusch zu entstauben, als sie leise Schritte hörte. Zu spät merkte sie, wie ihre Mutter augenblicklich aufhörte zu wischen.

Als Svantje schließlich aufblickte, erschrak sie so sehr, dass sie zusammenzuckte und am Regal Halt suchen musste.

Der Mann, der eingetreten war, trug einen dunkelblauen seidenen Hausmantel und schien ebenso überrascht wie sie.

»R...Richard?«, stotterte Svantje. »Was machen Sie denn hier?«

Er trat näher, musterte sie von oben bis unten. Ihre graue Hausmädchentracht, ihr Gesicht. »Das sollte ich wohl eher Sie fragen. Ich wohne hier, zumindest zeitweise. Aber was macht eine Krankenschwester in meiner Bibliothek?«

Seine Bibliothek? Svantje blickte auf den Staubwedel in ihrer Hand. Sie wollte antworten, doch kein Ton drang aus ihrer Kehle. Dafür hämmerte ihr Herz so laut, dass er es hören musste.

Seine hellblauen Augen schienen sie regelrecht zu durchbohren. *Er sieht mich nicht an, sondern auf mich herab*, dachte sie, und ihr Mut sank noch ein wenig mehr. Dieser Mann und der fröhliche Herr, der mit Piet gescherzt und gealbert hatte, konnten nicht ein und derselbe sein.

»Was stimmt denn nun? Krankenschwester oder Hausmädchen?«, hakte er nach.

»Beides ... unglücklicherweise«, stammelte Svantje. »Es tut mir leid.«

Eine Veränderung ging mit ihm vor. Er trat näher, und der frostige Ausdruck schwand aus seinem Gesicht. »Was denn ... Ihnen muss doch nichts leidtun.«

»Als ... als wir uns trafen, wusste ich noch nicht, dass ich hier anfangen würde, und ich wollte es auch nicht, das müssen Sie mir glauben. Ich ...« Svantje sah zu ihrer Mutter, die sie mit großen Augen anstarrte. Sie war blass vor Schreck. Offenbar machte Svantje ihrer Ansicht nach einen gewaltigen Fehler. Aber welchen? Sie brachte doch kaum ein Wort heraus! Plötzlich fürchtete sie sich mehr davor, die Mutter zu enttäuschen, als vor der

überraschenden Begegnung mit Richard. Der fackelte nicht lang. Er ging er zu der offen stehenden Flügeltür und fasste sie mit beiden Händen. »Frau Claasen, bitte lassen Sie uns einen Augenblick allein. Ich bin sicher, Sie finden für eine Weile auch etwas anderes zu tun.« Und mit diesen Worten schloss er die Tür.

»Und nun zu Ihnen.« Er kam zu Svantje herüber, nahm ihr den Staubwedel ab und fasste sie sanft am Arm. Langsam zog er sie von den Regalen weg zu einem Sessel. Seine Hände waren kühl, der Griff bestimmt. Doch Svantje hatte gar nicht vor, sich zu widersetzen, war sie doch wie gelähmt. Warum ließ sie sich von diesem Mann so einschüchtern? Sie hatte nichts Falsches getan, sich nichts zuschulden kommen lassen. Es war seine Schuld, dass er ihr seinen Nachnamen nicht genannt hatte.

Kurz zuckte ihr Gedanke zu Friedrich. Wer war er, wenn er eine Freundschaft mit Richard Harkenfeld pflegte? Auf jeden Fall war er nun vollends unerreichbar für sie. Hatte sie sich gerade noch vorgenommen, ihrem Gegenüber mutig ins Gesicht zu sehen, verschlug ihr der Gedanke an Friedrich nun die Sprache. Es war, als breite sich Eis in ihren Venen aus.

Richard Harkenfeld musterte sie mit kühlem Blick, als könne er in ihr lesen. »Setzen Sie sich. Sie sehen ja aus, als seien Sie dem Leibhaftigen begegnet.«

Er goss ihr aus einer Karaffe Wasser in ein Glas und reichte es ihr. Svantje trank einen Schluck. Es schmeckte ungewöhnlich säuerlich. War es schlecht, oder hatte man etwas von dieser seltsamen gelben Frucht aus der Südsee hineingetan, die vornehme Leute in ihren Tee gaben? Warum dachte sie überhaupt darüber nach? Wohl, weil sie nicht dem Problem in die Augen sehen wollte, das in diesem Augenblick mit einem bemüht harmlosen Lächeln ihr gegenüber Platz nahm.

»Nun bitte von vorne, Svantje«, sagte Richard. »Ich will verstehen, was hier vor sich geht.«

Und dann stolperten die Worte nur so aus ihr heraus. »Frau Claasen ist meine Mutter, und sie bekommt noch ein Kind, und damit sie ihre Anstellung nicht verliert, bin ich nun hier und helfe. Meine neue Stelle im Hospital habe ich abgesagt.« Sie stützte das Gesicht in die Hände und bedeckte ihre Augen, damit er nicht sah, dass sie plötzlich weinen musste. Es war einfach so über sie gekommen, doch sie biss die Zähne aufeinander, verbot sich die Tränen, wie sie es seit vorgestern Abend tat, als die Mutter ihr eröffnet hatte, dass sie Hilfe

brauchte. Sie wollte es ihrer Mutter nicht noch schwerer machen, sich nicht undankbar zeigen. Aber nun brach ihre so sorgsam verschlossene Traurigkeit einfach aus ihr hervor. Ausgerechnet vor einem Fremden, ausgerechnet vor einem Harkenfeld. Hastig wischte sie sich mit dem Ärmel über die Augen. Sie schämte sich so.

»Aber wer würde Ihre Mutter denn vor die Tür setzen!«, entrüstete Richard sich. »Sie ist doch kein Hausmädchen, das den Anstand nicht gewahrt hat, sondern eine gestandene Frau, verheiratet noch dazu.«

»Ich weiß nicht, wer das entschieden hat, Herr Harkenfeld.« Ihre Fassung kehrte zurück, sie richtete sich auf, straffte den Rücken und erwiderte seinen Blick fest. Sie mochte zwar die Fassung verloren haben, aber so schnell ließ sie sich nicht unterkriegen. Vielleicht bot sich hier ja die Möglichkeit, die Situation ihrer Mutter etwas zu verbessern, wenn es Svantje nur gelang, über ihren Schatten zu springen und den Mund aufzumachen. Richard Harkenfeld war nicht, wie sie sich einen Mann seines Standes vorgestellt hatte. Die Überheblichkeit, die für einen Moment in ihm aufgeblitzt war, schien wie weggeblasen.

»Svantje.« Er nahm ihre Hand, nur kurz, wie um sie zu trösten. »Solange wir unter uns sind, bleiben Sie bitte bei Richard, denn so habe ich mich Ihnen vorgestellt. Vor anderen wahren Sie natürlich die Form.«

»Versprochen«, sagte Svantje schnell, auch wenn es ihr unangenehm war, ihn beim Vornamen anzusprechen, nun, da sie wusste, wer er war.

»Um die Sache mit Ihrer Mutter kümmere ich mich. Aber nun verraten Sie mir doch noch etwas ganz anderes: Haben Sie Friedrich wiedergesehen? Er ist regelrecht vernarrt in Sie.«

Nun wurde Svantje rot. »Nein, habe ich nicht, und so ist es wohl auch besser. Wir wollten uns morgen zu einem Spaziergang treffen. Aber ich sehe nun klarer.« Sie schluckte und wappnete sich für die nächsten Worte. »Ich denke, ich werde mich fernhalten.«

Richard zeigte sich verblüfft. »Warum werden Sie Friedrich nicht treffen? Sie können ihm doch nicht noch vor dem ersten Treffen das Herz brechen!«

»Verstehen Sie denn nicht? Oder machen Sie sich über mich lustig? Herr Friedrich stammt doch sicher aus ähnlichen Verhältnissen wie Sie. Ich kann mich nicht mit jemandem wie ihm verabreden.«

»Svantje, Sie gehen mit ihm spazieren, und wenn ich Sie dafür entführen muss! Bedenken Sie, dass er von vorneherein wusste, mit wem er sich verabredet. Und er hat es dennoch getan, also möchte er Svantje, die Krankenschwester aus einfacheren Verhältnissen, näher kennenlernen und niemand anderen.«

Der frostige Knoten in ihrem Inneren löste sich ein wenig. Auch wenn es keine Zukunft für sie und Friedrich geben konnte, würde sie ihn treffen und so wenigstens die Möglichkeit erhalten, sich angemessen von ihm und ihren Träumen zu verabschieden.

»In zwei Tagen reise ich zurück nach Berlin«, sagte Richard Harkenfeld und erhob sich. »Aber ich verspreche Ihnen, mich zuvor noch um die Anstellung Ihrer Mutter zu kümmern.«

Plötzlich war ihr all das furchtbar unangenehm. Vielleicht würde es auch ein schlechtes Licht auf die Mutter werfen, wenn er sich einmischte? »Nein, Herr Richard, das müssen Sie nicht. Die Regelung ist gut genug, so wie sie nun besteht. Ich möchte nicht ... ich denke, es könnte falsch ausgelegt werden.«

»Nur Richard, bitte. Und wie Sie wünschen, dann mische ich mich nicht ein. Wir sehen uns sicher bald wieder. Grüßen Sie mir meinen lieben Freund.« Er lächelte schelmisch, hauchte einen Kuss über ihre Hand, die sicher nach Putzmittel roch, und ging davon.

Svantje sah ihm nach, bis er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Als ihre Mutter zurückkehrte, stand sie noch immer an derselben Stelle und presste sich beide Hände auf die Brust, um das wilde Klopfen darin zur Ruhe zu zwingen.

»Geht es dir gut, Svantje?«

Sie nickte. »Ja, es ist alles in Ordnung.«

»Wie konntest du nur so mit der Herrschaft sprechen? Habe ich dir nicht oft genug gesagt, dass du schweigen und den Blick abwenden sollst?«

War die Mutter etwa wütend? »Aber er hat doch *mich* angesprochen.«

»Und warum wollte er dich allein sehen? Er ist dir doch hoffentlich nicht zu nahe getreten.« Nun flüsterte die Mutter. »Sag es mir. Im Notfall finden wir schon eine andere Anstellung, wir sind anständige Leute.«

»Mutter. Ich kenne Richard Harkenfeld. Zumindest ein bisschen.«

Ihre Mutter riss erschrocken die Augen auf. »Was sagst du da?«

»Er war einer der beiden freundlichen Herrn, die Piet und ich bei der Laterna magica getroffen haben. Er hat mit Piet gescherzt, und wir haben uns gut unterhalten. Ich konnte ja nicht ahnen, dass es sich ausgerechnet um Richard Harkenfeld handelt!« Nun wurde sie auch noch rot, weil sie wieder an Friedrich denken musste.

»Svantje!«

Die Mutter durchschaute sie sofort, zumindest fast, denn sie dachte dabei an den falschen jungen Mann. »So eine Liaison bringt nur Unglück, und zwar einzig und allein dem Mädchen, niemals dem Mann.«

»Ich weiß, Mutter.«

»Gut. Versprich mir dennoch, dass du jegliche romantische Gefühle für den Junior vergisst. Du wirst dich niemals allein mit ihm treffen.«

Svantje atmete auf. Das war ein Versprechen, das sie leicht geben konnte. »Ich schwöre es. Und nun lass uns weiterarbeiten und nicht mehr daran denken.«

Es war Sonntagmittag, und am Himmel trübten nur einige dünne Wolkenfahnen das strahlende Blau.

Stürmischer Westwind hatte am Vortag Rauch und Muff aus der Stadt getrieben, heftige Regengüsse Straßen und Wege gewaschen. In der Frühlingssonne dampfte die Wiese.

Svantje trug ihr bestes Kleid, es war moosgrün mit hellen Säumen. Ihre Schuhe hatte sie geputzt und poliert, bis sie beinahe wieder neu aussahen.

Die Lüge, die sie ihren Eltern aufgetischt hatte, brannte dennoch wie ein Kainsmal auf ihrer Seele. Zwar hatte sie sich tatsächlich mit einer alten Schulfreundin getroffen, doch ihre Wege hatten sich bald wieder getrennt.

Nun zeigte die Turmuhr des Michel fast zwölf, und Svantje war auf dem Weg zum Botanischen Garten zwischen den Wallanlagen, wo sie Friedrich treffen würde.

Obwohl es kühl war und sie sich eine wärmende Pelerine um die Schultern gelegt hatte, fühlten sich ihre Hände schwitzig an. Sie wischte sie am Rock trocken, doch das klebrige Gefühl blieb.

Die Nacht zuvor hatte sie sich beständig hin und her gewälzt und kein Auge zugetan. Sie musste dafür sorgen, dass dieses Treffen das erste und letzte war,

doch wie sollte sie das bewerkstelligen, ohne den Kavalier vor den Kopf zu stoßen?

Während sie fieberhaft nachdachte, mischte sich immer wieder Vorfreude in ihre Überlegungen, die sie sich eigentlich strengstens verboten hatte. Auch die Zeit, die sie auf Putz verwendet hatte, widersprach ihren Plänen, ihrer Bekanntschaft mit Friedrich ein schnelles Ende zu bereiten. Sie wollte hübsch für ihn sein.

Dort war es, das Tor, an dem sie sich verabredet hatten. Svantje lauschte, doch die Turmuhr schlug noch nicht, sie war pünktlich.

Ihre innere Unruhe war kaum zu bändigen, und daher begann sie, auf und ab zu gehen und dabei die anderen Menschen zu beobachten, die ebenso den schönsten Sonnentag dieses Frühlings im Park genossen. Zwei Frauen mit einem Kinderwagen zogen vorbei, ein kleiner Junge folgte ihnen und zerrte ein kleines Holzpferdchen auf Rädern hinter sich her.

Auf der anderen Seite entdeckte sie ein Pärchen in einer Laube, das sich halb verborgen hinter Hecken küsste. Schnell wandte sie den Blick ab. Wie es sich wohl anfühlte, einen Mann zu küssen? Nicht die harmlosen Kinderküsse, die sie mit Raik getauscht hatte, als sie beide noch nicht wussten, was sie da taten, sondern ein wirklicher Kuss? Und warum musste sie ausgerechnet jetzt an Raik denken? Es war beinahe, als würde er sie verfolgen.

Die Turmuhr schlug. Sie drehte sich im Kreis. Keine Spur von Friedrich. Vielleicht würde er nicht kommen, und auch, wenn bereits der bloße Gedanke schmerzte, sagte ihre Vernunft, dass es so wohl auch besser wäre. Sicher hatte Richard ihm erzählt, dass die junge Dame, mit der er sich verabredet hatte, bei Harkenfeld die Toiletten putzte, und Friedrich hatte daraufhin seine Entscheidung getroffen.

Svantje rieb sich über die Arme und zupfte die Pelerine enger um ihre Schultern. Die Kälte, die sie spürte, kam aus ihrem Inneren und ließ sich nicht beschwichtigen.

»Ich dumme Gans«, sagte sie leise und schluckte an dem Kloß in ihrer Kehle vorbei.

»Wer ist hier eine dumme Gans?«, fragte eine fremde und doch vertraute Stimme. Und da stand er vor ihr. Friedrich-ohne-Nachname, der sicher schmuckste Junggeselle im ganzen Park. Und er strahlte. Doch nicht etwa, weil er sie sah? Förmlich lupfte er den Hut.

»Es tut mir unendlich leid, ich wurde aufgehalten. Danke, dass Sie gewartet haben. Können Sie mir noch einmal verzeihen?«

»Ja, aber natürlich doch«, stammelte sie und ärgerte sich zugleich über ihre eigene Unsicherheit. Was machte seine Gegenwart nur mit ihr? Sie war doch sonst nicht so schüchtern! Er deutete einen Kuss auf ihre Handknöchel an, und Svantje bekam eine Gänsehaut.

Friedrich legte ihre Hand wie selbstverständlich auf seinen Unterarm.
»Wollen wir ein wenig spazieren? Wir bleiben auf den Hauptwegen, wo uns jeder sieht. Ich bin überrascht, dass Sie allein kommen.«

»Aber wen hätte ich denn mitbringen sollen? Ich wusste nicht ...«

»Eine böse alte Tante mit grimmigem Blick vielleicht, oder irgendeine andere Vettel, die immer *na, na, na* sagt, sobald ich Sie zu lange ansehe?«

»Eine Anstandsdame?«

»Genau.«

»Ich muss Ihnen etwas gestehen. Meine Eltern wissen gar nicht, dass ich hier bin. Sie hätten nie zugelassen, dass ich mich mit einem vornehmen Herrn treffe.« Svantje sah ihn von der Seite an. Er war ungewöhnlich gebräunt für diese Jahreszeit und für einen Mann seines Standes. Das kam wohl von seiner Südseereise, überlegte sie.

Er trug einen modischen, lohfarbenen Mantel, dunkle Hosen und eine schwarze Melone. Das Haar war frisch geschnitten, das dünne Bärtchen hatte er immer noch, und es betonte seinen schmalen, fein geschnittenen Mund, den er nun zu einem Lächeln verzog. Etwas in Svantje reagierte prompt und flatterte so wild hin und her, dass ihr schwindelte.

»Ich bin also ihr Geheimnis, Fräulein Claasen, das gefällt mir«, sagte er leise und neigte sich etwas näher. Sein Atem streifte ihr Gesicht. Eigentlich hätte sie vor Schüchternheit im Boden versinken müssen, doch an Friedrichs Seite fühlte sie sich überraschend wohl und so mutig, dass sie keck antwortete:

»Wie sollte ich meinen Eltern auch von Ihnen erzählen, wenn ich nicht einmal Ihren Nachnamen kenne?«

»Da haben Sie wohl recht. Und da Richard den seinen auch gelüftet hat ...«
Er verbeugte sich vor ihr, als würden sie sich zum ersten Mal begegnen.

»Friedrich Falkenberg, habe die Ehre.«

Sein Humor war ansteckend. Sie musste lachen und machte einen Knicks.
»Angenehm«, hauchte sie, als würden sie das vornehme Betragen nur spielen.

Falkenberg also. Svantje war erleichtert. Von seiner Familie hatte sie noch nichts gehört, aber das musste nichts heißen.

Eine Weile liefen sie einfach nur schweigend durch den Park, lauschten den Vögeln und sahen den Wasserspielen zu, die in der Sonne funkelten. Nach und nach fiel die Spannung von ihr ab. In seiner Nähe fühle sie sich wohl. Es war, als spüre er, dass sie Zeit brauchte, um in sich hineinzuhorchen. Noch immer fiel es ihr schwer, zu verstehen, warum er gekommen war, obwohl Richard Harkenfeld ihm gesagt hatte, wer sie war. Sie erinnerte sich an dessen Worte: Friedrich sei wegen ihr hier, wegen Svantje, der angehenden Krankenschwester. Verstohlen musterte sie ihn von der Seite. Er tat so, als würde er nicht merken, wie sie ihn ansah. Er lächelte, und auch das war aufregend.

»Möchten Sie in den Botanischen Garten?«, fragte er und legte seine Hand wie zufällig auf ihre, die noch immer auf seinem Unterarm ruhte.

»Gern, ich war lange nicht mehr dort. Wir haben einmal einen Ausflug mit der Schwesternschule dorthin gemacht, uns aber nur die Heilkräuter angesehen. Es war sehr lehrreich.«

»Dann interessieren Sie sich also auch für die Herstellung von Arzneimitteln?«, fragte er.

»Mich interessiert alles, was mit der Heilung von Menschen zu tun hat. Die Medizin hat eine lange und sehr faszinierende Geschichte. Es ist bedauerlich, dass Frauen die weitere medizinische Ausbildung verwehrt bleibt.«

Friedrich sah sie erstaunt an. »Sie würden also Ärztin werden wollen, wenn Sie könnten? Dann haben Sie umso mehr meine Achtung verdient.«

Svantje sah beschämt auf ihre Fußspitzen. »Es ist nur ein dummer Traum. Man sagt ja, dass die Gehirne von Frauen nicht dazu geeignet sind, derlei Wissen zu verarbeiten«, wiederholte sie die allgemeingültige Theorie, an die sie aber nicht so recht glauben wollte.

Friedrich offenbar auch nicht, denn er schüttelte den Kopf.

»Sagen Sie doch so etwas nicht. Wussten Sie, dass es in Berlin zwei praktizierende Doktorinnen der Medizin gibt?«

»Erlauben Sie sich einen Scherz mit mir?«

Er drückte einen Kuss auf ihre Hand, wieder Herzklopfen, mehr diesmal.

»Aber mein Fräulein, das würde ich niemals.«

»Doch wie soll das möglich sein? Frauen steht das Studium der Medizin nicht offen ...«

»Hier nicht, aber in der Schweiz«, sagte Friedrich mit echter Begeisterung. »Die Damen haben dort studiert und promoviert. Frau Tiburtius und Frau Lehmus haben in Berlin eine Praxis eröffnet. Richard hat mir erzählt, dass sie vielen Anfeindungen ausgesetzt sind. Er ist ihnen bereits begegnet und war sehr angetan. So schnell werden die Damen nicht aufgeben. Ich wünsche ihnen großes Durchhaltevermögen und Erfolg.«

Svantje hatte ihm an den Lippen gehangen. Mit seiner begeisterten Erzählung hatte er sich in ihr Herz geschlichen. Nun zweifelte sie nicht mehr, dass das Schicksal sie zu einem ganz besonderen Mann geführt hatte.

»Bedauerlicherweise gibt ja noch immer Männer, die Frauen sogar das Lesen verbieten wollen ...«

»Weil es ihre Gefühle zu sehr in Aufruhr versetzt und zu Unkeuschheit führt«, ergänzte Friedrich, und da war es, das Blitzen in seinen Augen.

Svantje kicherte, in ihrem Bauch kribbelte es aufregend, und sie lehnte sich ein wenig näher zu ihm, als würde er sie magisch anziehen. Er merkte es und drückte unauffällig ihre Hand, bemüht, den Anstand zu wahren.

»Davon habe ich in der Tat schon gehört. Bedauerlicherweise gibt es bei uns zu Hause aber nur ein einziges Buch«, sagte Svantje.

»Die Bibel«, folgerte Friedrich. Svantje hing an seinen Lippen. Wie es sich wohl anfühlen würde, ihn zu küssen? Kitzelte der schmale Bart, oder kratzte er? Sie konnte sich kaum auf ihr Gespräch konzentrieren.

Er schien etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber einen Moment, bis er schließlich fortfuhr: »Ich habe eine Idee. Ich werde Richard bitten, Ihnen Zugang zu seinen Büchern zu geben. Einer intelligenten Person wie Ihnen sollte man einen derartigen Schatz nicht vorenthalten.«

Svantje glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. »Das geht doch nicht!«

»Nachdem Sie schon nicht Ihrem Traumberuf nachkommen können, wäre das doch eine schöne Entschädigung. Zumindest seinen Privatbestand könnte er Ihnen zur Verfügung stellen.«

»Das wäre traumhaft«, seufzte Svantje. Mittlerweile fiel es ihr gar nicht mehr so schwer, mit ihm zu sprechen, auch wenn ihr Herz jedes Mal, wenn er sie ansah, vor Aufregung zu wummern begann.

Warum war er nur so reizend zu ihr, wo sie ihm doch heute sagen wollte, sagen *musste*, dass es kein Wiedersehen für sie geben würde? Sie verdrängte diesen Gedanken. Nichts sprach dagegen, heute einen schönen Tag zu verleben und ihn erst ganz am Ende zu ruinieren.

Als sie die Gewächshäuser betraten, drang ihnen fremder, intensiver Pflanzengeruch entgegen. Exotische Blüten, feuchte Luft und die Würze von modernem Holz.

Svantje fragte Friedrich nach seine Asienreise, und er berichtete ihr begeistert von China. Den seltsamen Speisen, fremden Sitten und einer Baukunst, die so ganz anders als die europäische war. Er nannte Orte, von denen sie noch nie gehört hatte, und berichtete von der schier endlos langen Seereise, auf der er Wale und Delfine beobachtet hatte und beinahe in einem Sturm über Bord gegangen war. Er war ein wunderbarer Erzähler und brachte sie oft zum Lachen. Dabei sparte er auch Berichte über Ereignisse nicht aus, bei denen er sich selbst zum Narren gemacht hatte.

Sie hätte ihm ewig zuhören können, doch er war auch neugierig, mehr über sie zu erfahren. Und so erzählte sie ihm von ihrer Kindheit und den Sturmfluten und schließlich auch von dem traurigen Auslöser, der ihr Interesse an der Medizin begründet hatte. Von den verstorbenen Geschwistern und wie sie später auch Piet beinahe verloren hätte.

Die ganze Zeit über lauschte Friedrich andächtig, und als sie erzählte, wie sie Piet gerettet hatte, sah sie tief in seine Augen, die je nach Stimmung die Farbe zu wechseln schienen. Mal waren sie braungrün, wie jetzt, bei diesem ernstesten Thema, doch wenn er lachte, wurden sie ganz hell und strahlend, wie frisches Laub.

»Dann verdankt der kleine Mann Ihnen also sein Leben?«

»Das hätte doch jeder getan.«

»Nein, Ihre Mutter Ihrem Bericht nach nicht, und ich hätte nicht einmal gewusst, was zu tun ist. Sie aber, Sie haben gehandelt! Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel, Sie haben allen Grund, stolz auf sich zu sein.«

Später unterhielten sie sich über ihre Ausbildung und über seine Zeit auf der Offiziersschule und hielten sich dabei an den Händen. Die nächsten Stunden verflogen beinahe unbemerkt. In einem kleinen Café bestellten sie Kuchen und aßen ihn langsam und bedächtig, denn die Zeit des Abschiednehmens rückte näher.

Als sie auf den Ausgang des Parks zuhielten, legte Friedrich seine Hand auf Svantjes und verflocht seine Finger nach und nach mit ihren, als würde er ein Band zwischen ihnen knüpfen. Sie wusste, sie sollte es zerreißen. Doch sie konnte nicht.

»Ich begleite Sie heim, es wird bald dunkel«, sagte er, doch Svantje schüttelte den Kopf. »Nein, bitte nicht, die Leute würden reden. Außerdem ... außerdem ist ein vornehmer Herr wie Sie in meinem Viertel nicht gern gesehen und wahrscheinlich auch nicht sicher.«

Friedrich blieb stehen und musterte sie irritiert. »Sagen Sie nur, wenn Sie mich nicht wiedersehen möchten. Ich respektiere das.«

Svantje schluckte. Hier war sie, die Möglichkeit, aus diesem ersten Treffen auch das letzte zu machen. Es wäre so einfach, er hatte ihr die Vorlage wie auf dem Silbertablett serviert.

»Es wäre besser, wenn wir uns nicht noch einmal sehen«, brachte sie heraus, und schon verkrampfte sich alles in ihr. »Meine Eltern sind arme Hilfsarbeiter, Sie aber, Ihre Familie, Ihr ...«

»Sie glauben also, es habe keinen Sinn, keine Zukunft.«

Svantje nickte und biss sich dabei auf die Lippen. Es war so falsch, ihre Gefühle an Geld zu knüpfen, aber so war die Welt nun einmal. Der Gedanke, Friedrich nicht wiederzusehen, stach schon jetzt schmerzhaft in ihrer Brust.

»Aber Fräulein, ich bitte Sie«, sagte er leise und beugte die Knie, bis er auf ihrer Augenhöhe war und sie ihm nicht mehr ausweichen konnte. »Sehen Sie mich an, und dann sagen Sie mir, ob Sie mich wiedersehen möchten oder nicht. Alles andere sind Probleme, um die wir uns kümmern, wenn und falls sie wichtig werden. Ich für meinen Teil habe diesen Tag sehr genossen und würde mich jederzeit über Ihre Gesellschaft freuen. Und ich wünsche mir von Herzen, dass Sie Ja zu einem Wiedersehen sagen.«

Svantje nickte und hätte sich am liebsten an ihn geschmiegt. »Ja«, flüsterte sie, »ja, ich möchte Sie sehr gern wiedersehen, aber ich habe Angst. Ich möchte mich nicht in etwas verrennen und dann verletzt werden.« Sie richtete sich auf und musterte ihn, dann fuhr sie fort: »Ich bin kein Zeitvertreib, Herr Falkenberg.«

Er hielt ihrem Blick lange stand und nickte dann ernst. »Ich habe verstanden, Fräulein.«

6

Auf dem Weg nach Hause begegnete Svantje einer Frau, nicht älter als sie selbst. Sie hatte sich ein Tuch um den Kopf gebunden, um ihr Haar zurückzuhalten, was ihr ohnehin schmales Gesicht noch viel hagerer aussehen ließ. Ihr Kleid war vielfach geflickt und dehnte sich über einen gewölbten Bauch. Sie lief gebeugt, auf dem Rücken eine selbst gefertigte Trage aus Lumpen und Rohr. Ein hohläugiges Kind blickte daraus hervor.

Die Frau zog einen Karren mit einem Fass hinter sich her, wie Svantje es früher getan hatte.

Das warme Gefühl, das sie seit dem Treffen mit Friedrich umschwebte, wich Ernüchterung.

So hatte alles angefangen. Während ihrer ersten Monate in Hamburg hatte auch Svantje gemeinsam mit Raik Wasser verkauft, selbst nachmittags, als sie wieder zur Schule ging.

Wie leicht hätte sie so enden können wie diese Frau – oder, wäre Raik nicht gewesen, noch viel schlimmer ...

Hamburg, 1885

Svantje betätigte die Handpumpe, hängte sich mit ihrem gesamten Körpergewicht daran, wieder und wieder.

Es war eine schweißtreibende Arbeit, selbst früh am Morgen, wenn noch der Nebel über der Stadt lag, der aus den Kanälen und Fleeten und den weiten Hafenbecken stieg. Er legte sich kühl um die Häuser und setzte sich als glitzernde Schicht auf den Wänden ab. Es wurde Herbst, und alle hofften auf einen milden Winter.

Schon jetzt war es in der kleinen Wohnung zugig, aber wenn sie alle Ritzen verstopften, durch die es zog, wurde es nicht besser, sondern nur unerträglich stickig. Piet hatte seine Krankheit gerade so überlebt und war nun bleich und

viel zu dünn für sein Alter. Noch immer wirkte es, als sei er nicht sicher, ob er leben wollte. Er war still, weinte fast nie und spielte kaum.

Mutter hatte lange gezögert, ihn in der Verantwortung einer Nachbarin zu lassen und sich nach einer Arbeit umzuhören, aber nun hatte sie endlich eine Stelle als Helferin der Hausangestellten in einem großen Anwesen bekommen.

Svantje zerrte den Pumpschwengel ein letztes Mal herunter, dann war das Fass endlich voll. Es stand auf einem kleinen Karren und war mit Schnüren und Lumpen gesichert, damit es nicht umfallen konnte.

»Ich hätte dir ja geholfen, du *stuure Deern*, aber du wolltest ja nicht«, feixte Raik.

Svantje, noch ganz außer Atem, lachte. »Dann hätte ich dir womöglich einen Lohn zahlen müssen. Nein, ich verdiene mein *Monnee* lieber allein.«

»Sag so was nicht, sonst kommt *dien Vader* noch auf die Idee, mir Miete für den Wagen abzuknöpfen.« Raik schob den zweiten Karren unter das Rohr der Pumpe und begann, die beiden Fässer darauf mit Wasser zu füllen. Bei ihm sah das alles so leicht aus. Seine sehnigen Arme schienen den Hebel mühelos herunterzudrücken, und das Wasser sprudelte nur so hervor.

Svantje rieb sich über die schweißnasse Stirn und schob einige Haarsträhnen zurück, die sich aus der schlichten Hochsteckfrisur gelöst hatten. Möwen kreisten ewig hungrig über einem nahen Marktplatz, wo die Händler ihre Stände aufbauten. Noch arbeiteten sie im Schein der Straßenlaternen. Svantje schob Raiks Karren ein Stückchen weiter, damit ihr Freund auch das zweite Fass füllen konnte, ohne absetzen zu müssen.

Seit zwei Monaten zogen sie nun schon gemeinsam durch die Straßen und verkauften Wasser für wenige Pfennige. Nachdem Svantje einmal von der trüben Brühe probiert hatte, die viele Arme aus den Fleeten schöpften, um sie zu trinken, hatte sie sich geschworen, es nie wieder anzurühren. Auch das Brunnenwasser schmeckte fürchterlich, verglichen mit dem, was sie vom Hof im Alten Land her kannte, aber es war himmlisch verglichen mit dem Brackwasser. Und so fiel es ihr nicht schwer, für ihr kleines Geschäft neue Kunden zu finden.

Mit dem Geld, das sie verdiente, machte sie ihrer Familie das Leben etwas leichter. Die Medizin für Piet war teuer gewesen und hatte das wenige Ersparte ihres Vaters aufgezehrt. Sie brauchten noch mehr Geld, wollten sie im Winter nicht frieren, und auch noch einiges andere fehlte in der Wohnung.

»Bist du so weit?«, fragte Raik und warf sich eine Schlinge um die Brust, die das Ziehen des Wagens erleichterte.

»Ja, wohin zuerst?«

»Entscheid du. Ich bin doch dein Beschützer und folge dir sowieso überallhin.« Er sagte es mit einem Lachen, doch genau das war die Bedingung gewesen, unter der Vater Claasen erlaubt hatte, dass Svantje sich ein Zubrot verdiente: Raik begleitete sie, und zwar auf Schritt und Tritt. Im Ausgleich dazu durfte er ebenfalls einen Karren mit Wasser beladen und das Geld, das er damit verdiente, behalten.

»Du bist mein Ritter, ich die edle Prinzessin«, sagte sie und ruckte kraftvoll am Wagen, damit er sich aus dem Morast, der sich in der Nähe des Brunnens gebildet hatte, herausbewegte. Schmatzend gab der Boden die Räder frei. Nun trafen auch die ersten Frauen und Kinder ein, die sich eimerweise Wasser holten. Raik und Svantje grüßten, dann ruckelten sie mit ihren Wagen davon.

Svantje trauerte zwar noch immer dem Landleben nach, aber sie gewann ihre neue Heimat zunehmend lieb. Der frühe Morgen, wenn die Stadt zu neuem Leben erwachte, war ihre liebste Zeit. Dann waren nur wenige Menschen unterwegs, und sie fühlte sich wohler. Tagsüber war es emsig wie in einem Bienenstock, und es fiel ihr schwer, sich zu konzentrieren. Die Dämmerung jedoch ...

Rumpelnd überquerten sie eine vom Nachtnebel rutschige Holzbrücke, die einen Fleet überspannte. In einem Haus nebenan wurde ein Fenster aufgestoßen, und eine ältere Frau entleerte ihren Nachttopf aus dem zweiten Stock in den Wasserlauf. Nicht lang, und jemand anderes aus der Straße würde fast an der gleichen Stelle Wasser schöpfen. Svantje tauschte einen Blick mit Raik. Er dachte dasselbe wie sie.

Svantje zog ihren Wagen am Krayenkamp vorbei, wo die Stadt in den ehemaligen Krameramtsstuben alleinstehende Witwen untergebracht hatte. Hier brauchten sie nicht haltmachen, denn die weit in die Straße auskragenden Fachwerkhäuser teilten sich einen Brunnen mit gutem Wasser. Das hatte ihr Raik erzählt, der ein schier unerschöpfliches Wissen zu jedem Viertel und jeder Gasse zu haben schien.

Noch immer wusste Svantje nicht, warum er als Waise ohne Eltern und Verwandte aufwuchs. Denn sobald ihre Gespräche diese Richtung einschlugen, verfinsterte sich Raiks Blick, und er wurde noch wortkarger als sonst.

Die Turmuhr am Michel schlug zur halben Stunde, als Svantje ihren Karren vor einem winzigen Laden anhielt. Hier wohnte ein älteres Paar, das sich seinen Lebensunterhalt damit verdiente, kleine Pasteten herzustellen. Die Eheleute gingen tagsüber mit Bauchläden umher, doch morgens und abends konnten die Kunden die Waren auch hier erstehen.

Svantje klopfte, und ihr wurde sofort aufgetan. Ein älterer Herr mit üppigem weißgrauem Bart und schütterem Haar hatte sie bereits erwartet und hielt ihr mit einem Lächeln zwei Holzeimer entgegen. Svantje füllte sie aus dem Fass mit einem Schöpflöffel.

»Ich trage sie Ihnen hinein, Herr Taschner«, sagte sie, als sie merkte, dass ihn der Rücken heute wieder besonders plagte.

»*Dat is doch nich nödig!*«, sagte er, doch Svantje ließ sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen. Doch, doch, das ist sehr wohl nötig!« Sie wich ihm geschickt aus, damit er nicht nach den Henkeln greifen konnte. »Ich sehe doch genau, was Sie für ein Gesicht machen. Es ist der Rücken, nicht wahr?«

»Ertappt, *mien Deern*.«

Sie trug die Eimer in die kleine Küche, die direkt an die Stube angrenzte, in der es bereits herrlich duftete. »Machen Sie sich ein paar warme Leibwickel, das hilft«, sagte Svantje noch und verließ das Haus kurz darauf mit einer Münze mehr in der Tasche und zwei kleinen Pasteten vom Vortag. Eine drückte sie Raik in die Hand, der wie immer ohne Frühstück aufgebrochen war.

»Die haben sie doch dir gegeben«, sagte er mit leisem Protest, nahm die Pastete aber dennoch an und sog mit geschlossenen Augen den würzigen Duft ein.

»Ich muss ja dafür sorgen, dass mein Beschützer bei Kräften bleibt. Deine Behauptung, mit einer Mahlzeit pro Tag auszukommen, ist nämlich riesengroßer *Seivel*.« Das sagte er nur, weil er sich nicht mehr erlaubte, auch wenn er durch den Handel mit dem Brunnenwasser eigentlich genug Geld für Essen haben musste. Er sparte es für etwas, aber wofür? Auch das war nicht aus ihm herauszubekommen.

Kauend zogen sie weiter, kreuz und quer durch die engen Gassen des Gängeviertels. Über ihren Köpfen ragte ein Wald aus offen stehenden Fensterluken auf, dazwischen wehten Wäschestücke im Wind. Vor fast jeder Öffnung waren Rickenstangen angebracht, um die Kleidung auf den

Holzgestellen über der Straße zu trocknen. Pech hatte, wem ein Stück herunterrutschte, denn in den zwielichtigeren Winkeln war die Gasse mit Unrat übersät.

Svantjes Fass war bereits fast vollständig geleert, als sie gemeinsam mit Raik in ein Viertel einbog, in das sie sich allein wohl nicht getraut hätte. Hier wohnten Seeleute auf Landgang und bessere Dirnen, die sich ein eigenes Zimmerchen leisten konnten. Viele begrüßten Raik mit Namen. Manch eine gab ihm einen Kuss auf die Wange, nannte ihn einen *fienen Jung* oder fuhr ihm durch die widerspenstigen braunen Haare.

Svantje wäre lieber eher als später wieder von hier verschwunden. Doch Raik verkaufte Liter um Liter, immer nur kleine Mengen. So würden sie niemals fertig werden, und von hier aus allein nach Hause zu laufen, das wagte sie nicht.

»Warte hier, bitte«, sagte Raik plötzlich. Er ließ seinen Karren bei ihr zurück und rannte, ohne auf eine Antwort zu warten, zu einer der Käuflichen hin.

Sie umarmte und herzte ihn. Zuerst schien es ihm nichts auszumachen, dann sah er sich zu Svantje um und ging gleich darauf wie ertappt zu der Hure auf Abstand. Er drückte der Frau etwas in die Hand. Geld? Schuldete er ihr etwas, oder versprach er ihr gar, später noch einmal wiederzukommen?

Svantje lief es bei dem Gedanken eisig den Rücken hinunter.

Raik sank in ihrer Achtung, dabei hatte sie ihn in den vergangenen Wochen richtig lieb gewonnen. Er war ihr einziger Freund in der Fremde.

»Bezahlst du diese ... Frau häufiger?«, fragte sie schnippisch.

»Einmal die Woche«, gab er zurück und wich ihrem Blick aus. »Und ich bezahle sie nicht, ich gebe ihr Geld.«

»Warum? Ist die nicht ein bisschen alt für dich?«

»Das geht dich nichts an, Svantje. *Dat geit keenen wat an.*« Er biss die Zähne aufeinander, seine Wangen wurden noch kantiger, so fest presste er die Kiefer zusammen. Die angespannten Schultern und seine gesamte Körperhaltung drückten Abwehr aus.

»Ich erzähle dir alles, Raik, und du sagst mir gar nichts über dich. Was soll ich denn jetzt von dir denken?«

»Denk, was du willst. Außerdem habe ich nie darum gebeten, dass du die ganze Zeit nur *schnackst un schnackst*«, erwiderte er scharf. Dann warf er sich

in die Riemen und zerrte seinen Karren mit hohem Tempo weiter. Svantje hatte Mühe, ihm zu folgen.

Bald bekam sie Seitenstechen und fühlte sich in ihrem Wollkleid wie in einem Backofen. »Raik, warte!«, rief sie, doch der drehte sich nicht einmal um. Wenigstens befanden sie sich jetzt in einer Gegend, in der Svantje sich auskannte. Von hier aus fand sie allein zurück. Sie blieb stehen, schöpfte etwas Wasser aus ihrem fast leeren Fass und trank es gierig. Dann benetzte sie ihren Nacken, das tat gut und kühlte angenehm.

Raik zog in einiger Entfernung davon, er hatte vermutlich nicht einmal gemerkt, dass sie stehen geblieben war. Oder er wollte es nicht merken. Was es auch war, im Moment war es ihr gleich. Sobald sie wieder Atem geschöpft hatte, zog sie ihren Karren weiter. Es war später Vormittag, und sie wollte nur noch heim. Das restliche Wasser war so wenig, dass sie es genauso gut selbst nutzen konnte. Auf den Straßen war es mittlerweile voll. Kutschen und Karren drängten sich zwischen den schmalen Gehwegen, sodass sie immer wieder ausweichen musste.

Raik hatte ihr einige Schleichwege durch schmale Gänge und Hinterhöfe gezeigt, die sie aber noch nie mit den Handkarren genommen hatte. Svantje beschloss, es zu versuchen, nachdem sie einmal mehr von einem Passanten beschimpft worden war, weil sie ihm mit dem Karren den Weg versperrte. Beim nächsten Gang, der sich zwischen zwei verwitterten Fachwerkhäusern auftat, bog sie ab.

Die zweite Etage der Gebäude war breiter als das Erdgeschoss, die Dächer berührten sich beinahe. Vorsichtig bugsierte sie den Karren durch den Gang, der immer schmaler zu werden schien.

Svantje bekam eine schlimme Ahnung, als sie das andere Ende fast erreicht hatte. Sie selbst stand bereits auf dem nächsten Querweg, doch der Karren schrammte erst auf beiden Seiten über den Kalkputz der Gefache, dann blieb er endgültig zwischen den beiden Eckbalken der Gebäude stecken.

Svantje entfuhr ein saftiger Fluch.

Erst benahm sich Raik wie ein Idiot, und dann auch noch das!

Sie sah sich um und erwartete, in die Gesichter von Passanten zu blicken, die sie verspotteten, doch da war niemand. Sie hatte sich in der Abzweigung vertan und war nicht in einer Nebenstraße, sondern in einem finsternen Hinterhof gelandet. In einem Winkel befand sich eine wilde Müllkippe, auf der

Katzen balgten. Es gab eine Bretterbude, die sich Obdachlose hergerichtet hatten, und die üblichen völlig überfüllten Wohnhäuser. Aus den offen stehenden Fensterluken drangen Lärm und Kochgerüche.

Svantje versuchte, den Wagen zurück in den schmalen Gang zu drücken, doch er bewegte sich keinen Zentimeter. Sie warf sich mit der Schulter dagegen, rutschte auf dem glatten Kopfsteinpflaster aus und landete auf dem Hintern.

Ausgerechnet jetzt tauchten vier Jungs auf, die ihren Sturz offenbar beobachtet hatten, und lachten sie aus. Die beiden älteren mussten vierzehn oder fünfzehn Jahre alt sein, der jüngste nicht älter als zehn. Allesamt sahen sie mager und schmutzig aus, ihre Kleidung war nicht mehr als Lumpen. Sie näherten sich unter falschem, lautem Lachen, mit dem sie sich gegenseitig anstachelten.

Svantje rappelte sich auf, so schnell sie konnte. Das Herz hämmerte ihr ängstlich in ihrer Brust. Diese vier waren sicher nicht gekommen, um ihr zu helfen.

Der älteste von ihnen hatte ein böses Funkeln im Blick.

Wenigstens würden sie ihr nicht den Karren stehlen können, denn der war hoffnungslos zwischen den Hauswänden verkeilt.

Svantje reckte das Kinn vor. Sie wollte die vier nicht sehen lassen, dass sie Angst vor ihnen hatte.

Schon bildeten sie einen Halbkreis um Svantje. Damit saß sie in der Falle, denn hinter ihr waren die Hauswände, und ihren einzigen Fluchtweg versperrte der Karren.

»Was wollt ihr? Ich habe kein Wasser mehr«, sagte sie. Die Worte, die eigentlich energisch und laut klingen sollten, gerieten zu einem Flüstern.

»*Dat heet, du hast jetzt Monnee*«, folgte der Älteste und grinste wölfisch, als sich ein aknenarbiger Junge mit struppigem blondem Haar zu ihm beugte. »*Is dat nich Raik sien Deern?*«

Svantje zuckte innerlich zusammen. Sie kannten Raik? Und ausgerechnet jetzt war er nicht da, um ihr beizustehen. Auf einmal kamen ihr die Jungen auch bekannt vor. Aber sicher! Am Tag ihrer Ankunft war sie ihnen bereits einmal begegnet!

»Stimmt«, sagte der Anführer, stemmte die Arme in die Seiten und ließ anzüglich die Hüften kreisen.

Selbst der Zehnjährige, eigentlich noch ein Kind, machte schmatzende Geräusche, die wohl Küsse darstellen sollten. Svantje wurde angst und bang. Gegen einen von ihnen konnte sie vielleicht ankommen, aber gegen die ganze Bande hatte sie keine Chance. Nun blieb ihr nur, darauf zu hoffen, dass jemand vorbeikam und ihr half. Sie musste Zeit gewinnen, denn bislang sah sie außer den vieren weit und breit keine Menschenseele. Vielleicht sollte sie um Hilfe rufen, doch schon jetzt war ihre Kehle würgend eng, sodass sie nur leise sprechen konnte. Für die nächsten Worte brauchte sie alle Überwindung, und was Entschlossenheit beweisen sollte, wirkte eher wie ein Eingeständnis ihrer Hilflosigkeit.

»Woher wollt ihr wissen, dass Raik nicht gleich hinter mir ist?«

»Ist er nicht. Er hätte dir gesagt, dass du hier nicht durchkommst. *Düvel noch eens*, der wär nie hergekommen, das hätt er nicht gewagt.«

»*Dien Leevste is nämlich een angstiger Hurensohn. Dat hebben Hurensöhne so an sich*«, sagte der mit dem vernarbten Gesicht.

»Er ist nicht mein Liebster«, entgegnete Svantje, erntete aber nur Gelächter. Doch die bösen Worte hatten in ihr einen Widerhall gefunden, wenn auch einen ganz anderen, als diese Kerle beabsichtigt hatten. Aber ihrer Ahnung nachgehen wollte sie im Augenblick nicht. All ihre Gedanken hatten jetzt nur noch ein Ziel: dieser furchtbaren Lage zu entkommen.

Der Anführer der Bande gab dem Jüngsten einen Wink. »Los, Hansi, fühl mal, ob die schon Titten hat.«

Der Angesprochene zögerte, dann begannen die anderen, ihn anzufeuern. »Hansi, Hansi!«, riefen sie im Chor, und Svantje meinte, mit jedem Wort weiter zu schrumpfen. Der Junge grinste sie an und hob beide Hände, als würde er Fangen spielen wollen. Wäre da nicht der gierige Ausdruck in seinem Gesicht gewesen, sie hätte es für einen harmlosen Scherz halten können. Svantje wich noch etwas mehr zurück, drückte den Rücken an ihren Karren, ganz fest, als könnte er ihr Halt geben. Ihre Hände stießen gegen Holz.

Plötzlich sprang der Junge vor. Svantje tat, was ihr der Vater immer geraten hatte. Sie trat zu, dorthin, worüber man nicht sprach und wohin ein anständiges Mädchen keinen Gedanken verschwenden sollte: genau zwischen die Beine.

Ohne einen Ton klappte der Junge zusammen, krümmte sich und presste beide Hände in den Schritt.

Seine Freunde waren einen Moment lang zu überrascht, um etwas zu sagen, dann wurde Svantje mit vernichtenden Blicken und der Junge mit Spott bedacht. Auf allen vieren kroch er zurück zu seinen Freunden.

Ermutigt von ihrem raschen Erfolg kämpfte Svantje ihre Panik hinunter. »Verschwindet, lasst mich in Ruh!«, rief sie mit fester Stimme. Nur ihre Hände zitterten, doch das sahen die vier nicht.

Aber schon versuchte der nächste sein Glück. Sie trat zu, aber der pickelige Junge wich einfach aus, stieß sie sogar zurück. Seine Faust, die auf ihre Brüste gezielt hatte, traf sie an der Schulter. Sie taumelte rückwärts, stieß gegen den Karren. Ihre Knie wurden weich. Svantje suchte nach Halt, und plötzlich schloss sich ihre Hand um einen vertrauten Gegenstand. Sie packte ihn und ließ ihn zum Schlag niedersausen, gerade als der Junge zugriff.

Die hölzerne Schöpfkelle krachte auf seine Nase. Svantje ließ einen Tritt folgen, und der Junge zog sich mit einem Schmerzensschrei zurück. Vielleicht würde doch noch alles gut, vielleicht konnte sie es schaffen, die Bande zu vertreiben!

Entschlossen fasste sie den langen Stiel der Holzkelle mit beiden Händen und hob sie schlagbereit wie eine Keule.

»Das wirst du büßen«, knurrte der Junge mit der blutenden Nase, doch er kam nicht näher.

Blicke wurden getauscht, die vier waren nun wirklich wütend. Von einem Mädchen würden sie sich garantiert nicht aufhalten lassen.

Der Anführer blickte noch einmal hinauf und wieder hinunter, als wolle er sich versichern, dass ihnen wirklich niemand in die Quere kommen würde. Der Hinterhof war gottverlassen.

»Hilfe!«, schrie Svantje. Die Panik war zurück.

»Halt's Maul«, sagte der Jüngste mit seiner Kinderstimme, dann stürzten sie sich auf sie. Svantje prügelte mit der Schöpfkelle um sich, traf zwei der Jungen ins Gesicht, einen so heftig, dass er fiel.

Dann wurde ihr die improvisierte Waffe aus den Händen gerissen. Jemand hakte den Fuß hinter ihre Ferse und riss ihr das Bein weg. Sie krachte zu Boden und krabbelte blitzschnell unter den Karren. Von dort aus erwehrte sie sich der zugreifenden Hände mit Tritten und Stößen. Wenn die sie bekommen wollten, dann mussten sie schon den verkeilten Karren losmachen.

Sie hörte die Jungs fluchen. Ihr rasendes Herz donnerte bis in die Ohren. Mit beiden Händen hielt sie sich an den Achsen des Karrens fest, während sie mit den Füßen zutrat, ohne zu sehen, wohin. Solange diese Kerle sie nicht richtig gepackt bekamen, war sie sicher.

Svantje zitterte mittlerweile am ganzen Leib und rutschte noch tiefer unter den Karren. Jetzt konnte ihr nur noch Gott helfen. Sie begann zu beten.

Bald versuchten die Jungs es wieder. Sie feixten und johlten, während sie von mehreren Seiten auf sie eindrangen und versuchten, sie zu fassen zu bekommen. Svantje trat, schimpfte und schlug mit der Schöpfkelle. Wenn sie ihnen nur genügend Finger grün und blau schlug, würden sie vielleicht aufgeben. Oder es kam jemand.

Einer der Angreifer erwischte ihren Rock und riss daran. Der Rock rutschte ihr über den Po, doch Svantje konnte nichts dagegen tun. Wenn sie ihn festzuhalten versuchte, musste sie zuerst den Wagen loslassen, und dann war sie verloren.

Zitternd vor Angst lugte sie an der Deichsel vorbei und sah, wie die vier ihren kleinen Triumph feierten. Sie reichten Svantjes Rock herum, um daran zu riechen und obszöne Gesten zu machen.

Die Jungs grölten, dann rissen ihren Jubelschreie plötzlich ab.

Etwas schlug auf dem Wagen auf. Nein! Jemand war darübergesprungen und auf einem der Jungen gelandet, der sich nun wimmernd auf dem Boden wälzte. Ihr Retter stand zwischen Svantje und ihren Peinigern. Diese ausgetretenen Schuhe kannte sie. *Raik*. Ihre Kehle war vom Schreien so weh, dass sie keinen Ton herausbrachte. Vorsichtig änderte sie ihre Position unter dem Karren, um zu sehen, was geschah.

Raik stand, das Gesicht rot und verschwitzt, weil er gerannt sein musste, mit erhobenen Fäusten da und ging den Anführer der Gruppe an. Er schlug diesem Torben erst auf die Nase, dann in den Bauch. Schließlich war das Überraschungsmoment vorüber. Seine Gegner taten sich zusammen, und für einige schrecklich lange Momente war es Raik, der einstecken musste. Sie hörte ihn keuchen, doch dann gelang es ihm, einen Hieb auf Torbens Schläfe zu landen, der den Anführer der kleinen Bande zu Boden schickte.

»Verschwindet!«, brüllte er. Blut sprühte von seiner aufgerissenen Lippe.

Die beiden Jüngeren hatten sich längst aus dem Staub gemacht, sie wussten wohl, dass mit Raik nicht zu spaßen war. Er zerrte dem pickelgesichtigen Ratte ihren Rock aus der Hand. Svantjes Schläge mit dem Schöpflöffel hatten sein Gesicht anschwellen lassen. Raik trat ihn mehrfach, dann lief auch er davon. Jetzt war nur noch der Anführer übrig, der sich mühsam aufrappelte.

»Hau ab, Torben, sonst bringe ich dich um«, knurrte Raik. Hass sprühte aus seinen Worten.

»Das wirst du noch bereuen, du Hurensohn!«

Die Beleidigung prallte an Raik ab. Zornig starrte er den Jungen nach, bis sie den verschachtelten Hinterhof durch einen weiteren Gang verlassen hatten.

»Verdammte *Swiene!*« Er wischte sich das Blut von der Lippe und krümmte sich, weil sein Magen plötzlich heftig zu schmerzen begann.

Svantje rutschte vorsichtig näher, alles in ihr zitterte. »Raik?«

Er ließ sich neben dem eingeklemmten Karren auf die Knie fallen.

»Hast du meinen Rock?«, fragte sie.

Er reichte ihr den Rock, ohne hinzusehen, und rührte sich nicht, bis sie unter dem Karren hervorgekrochen war. Dann drückte er sie ganz fest an sich. »*Exküüs*, Svantje, es tut mir so leid«, flüsterte er in ihr Haar. »Ich lass dich nie, nie wieder allein, das verspreche ich dir. Haben sie dir wehgetan?«

Svantje schüttelte den Kopf und klammerte sich dabei an ihn. »Ich hatte so schreckliche Angst. Niemand hat mir geholfen, dabei wohnen hier doch überall Leute! Ich habe um Hilfe gerufen, ich ...« Sie wand sich aus seiner Umarmung. »Du blutest.«

Es tropfte auf die Straße und hinterließ große rote Spritzer. Rot rann es ihm von der Lippe über das Kinn. »Macht nichts«, sagte er. »Ich hätte noch viel schlimmere Prügel verdient, *dömelig*, wie ich bin.«

Svantje schwieg. Ein Teil von ihr gab ihm recht. Er hätte sie niemals allein lassen dürfen. Aber ihn derart verletzt sehen wollte sie auch nicht. Sie zupfte sich ein Taschentuch aus dem Ärmel, doch Raik sog nur an seiner Unterlippe und wischte sich mit der Hand das Kinn sauber. »*Hebben se* dir wirklich nicht wehgetan?«, fragte er zögernd. Svantje strich immer wieder über ihren Rock, als müsse sie mehr wegwischen als nur den Dreck der Straße, der Flecken auf dem dunkelgrünen Stoff hinterlassen hatte. Langsam schüttelte sie den Kopf. »Nicht sehr, sie haben es versucht, aber ich ...« In ihr regte sich trotziger Stolz. Sie lächelte schwach. »Ich habe ihnen mehr wehgetan.«

»Das habe ich gesehen. Du bist wirklich mutig.«

»Können wir jetzt bitte endlich nach Hause gehen?«

»Sicher.« Raik schien froh, seine Gedanken von seinen Schuldgefühlen weg auf etwas anderes lenken zu können. Sie mussten den Karren befreien. Gemeinsam stemmten sie sich mit der Schulter gegen das verkeilte Gefährt, und er ruckelte mehrfach an den Rädern. Dann endlich war es geschafft.

Vorsichtig manövrierte Raik den Wagen rückwärts.

»*Vertellst* du es deinem Vater?«, brach er das einsetzende Schweigen. Der Gedanke machte ihm offenbar Angst. Vater würde ihm nie verzeihen, dass er sein Versprechen gebrochen hatte. Und er würde ihm sicher auch nicht mehr erlauben, den Karren zu leihen.

Sie musterte ihn von der Seite.

»Und du machst das wirklich nie wieder?« Sie zog ihren zerstrubbelten Zopf nach vorne, löste ihn und begann ihn neu zu flechten.

»Nein, *dat swör ick*«, sagte Raik und blickte ihr dabei direkt in die Augen, damit sie wusste, dass er es ehrlich meinte.

»Dann bleibt es unser Geheimnis. Sonst dürfte ich auch bestimmt nicht mehr raus und Wasser verkaufen. Meinst du, diese Kerle kommen wieder? Sie haben dir gedroht, und ich denke, sie sind auch wütend, weil ich, weil ...« Ihr versagte die Stimme.

»Denk nicht mehr an diese *Drümpels*. Ich werd dafür sorgen, dass sie dich in Ruhe lassen, und wenn ich jeden einzelnen von ihnen windelweich schlage ... nacheinander natürlich.« Er grinste verbissen.

Gemeinsam holten sie auch seinen Wagen ab, den er beim Apotheker in den Hof gestellt hatte, und erreichten das Wohnhaus am frühen Nachmittag. Sie brachten die Karren in den Keller.

»Ich muss dringend meinen Rock waschen, bevor Mutter etwas merkt. Notfalls muss ich sagen, dass ich hingefallen bin.« In Svantje zog sich alles zusammen. Sie hatte ihre Eltern noch nie angelogen, das gehörte sich nicht.

»Ich schulde dir noch was«, sagte Raik, als sie gemeinsam die Treppen hinaufgingen, und wirkte plötzlich gar nicht mehr so mutig.

»Was denn?«

»Die Wahrheit«, murmelte er. »Über die Huren und so.«

Svantje ließ sich Zeit. Sie wusch ihren Rock mit dem mitgebrachten Wasser und einer gehörigen Portion Seife. Mutter hätte sie gescholten, wegen der Verschwendung. Aber es musste sein. Nur indem sie den Schaum wieder und wieder in den Stoff rieb, konnte sie das innerliche Zittern beruhigen, das ihren Körper noch immer in Griff hatte. Obwohl ihr eigentlich von der Arbeit warm war, hielt sich eine Gänsehaut in ihrem Nacken. Sie hatte in einen finsternen menschlichen Abgrund geblickt und wäre beinahe von ihm verschlungen worden.

Erst, als sie sich wieder wohl in ihrer Haut fühlte, war sie bereit, zu Raik hinauf aufs Dach zu steigen. Sie hatte ihm zwar gesagt, dass sie ihm verzieh, aber bis sie es wirklich könnte, würde es noch eine Zeit lang dauern.

Trotzdem würde sie sich anhören, was er zu sagen hatte, denn sie wollte ihn wirklich wieder mögen.

Im Haus war es lärmig wie immer und stank. Wie immer. Nach Essensgerüchen, Schimmel und ein wenig nach Urin. Jemand musste das Treppenhaus als Toilette benutzt haben. Sie ahnte auch, welche Ecke. Mit gerümpfter Nase und gerafftem Rock hastete sie daran vorbei.

Als sie durch die Luke aufs Dach kletterte, wehte ihr ein angenehmer Wind ins Gesicht. Raik saß an seinem gewohnten Fleckchen. Obwohl es nicht kalt war, kauerte er mit angezogenen Beinen, die Arme auf den Knien verschränkt.

Sie war sicher, dass er sie gehört hatte, aber er sah sich nicht um.

Svantje setzte sich neben ihn und lehnte sich gegen die Dachpfannen, die von der Sonne angenehm gewärmt waren. Den Blick richtete sie in den Himmel, wo große Wolkentürme wie schwerfällige Tiere entlangzogen. Am Abend würde es regnen.

»Geht es dir besser?«, fragte Raik, und als sie bejahte, nahm er ihre Hand in seine. Das war ein ganz und gar seltsames Gefühl. Ein wenig aufregend, vertraut und fremd. Es schien eine Brücke zwischen ihnen zu schlagen, die zuvor nicht da gewesen war.

Svantje schwieg andächtig und spürte, wie es ihr endlich wieder besser ging. Sie schwieg, weil sie nicht wusste, was sie sagen sollte. Womöglich hätte sie auch gar kein Wort herausbekommen, selbst wenn sie es gewollt hatte. Sie war hier, um zuzuhören.

Raik sah starr in die Straßenschluchten und auf das Schachbrettmuster des Gängeviertels hinab. Er wirkte verbissen und mit der aufgesprungenen Lippe

zugleich verletzlich. Als müsse er beschützt werden und nicht sie. »Du wolltest wissen, warum ich bei den Huren war. Warum ich einer von ihnen Geld gegeben habe. Nun, sie ist meine Mutter.«

»Deine Mutter?«, wiederholte Svantje fassungslos. »Das ... das tut mir leid!«

»Für mich oder für sie?«, fragte er kühl, und sie begriff, dass sie etwas Falsches gesagt hatte.

»Für euch beide. Keine Frau sollte so etwas tun müssen.« Die Vorstellung, einem wildfremden Mann ausgeliefert zu sein, jagte ihr eisige Schauer über den Rücken. Sie wusste zwar nicht genau, was sich zwischen Mann und Frau abspielte, aber so anders als bei Pferden und Schafen konnte es nicht sein.

»Und du hast ihr Geld gegeben, damit sie nicht ...«

»Sie kann nicht mehr oft anschaffen. Irgendein *Freier* hat sie angesteckt.«

Er spie das Wort aus, als habe er Dreck im Mund.

Svantje wusste nicht, was sie sagen sollte, und drückte deshalb nur seine Hand.

Er atmete einmal tief ein und langsam wieder aus, dabei bebten seine Schultern. Sie hätte ihn jetzt gern in den Arm genommen, doch das wagte sie nicht. Gleich darauf zog er seine Hand aus ihrer.

»Ich musste dort weg. Deshalb habe ich erst zusammen mit Torben und den anderen auf der Straße gelebt und dann hier im Keller. Ich habe diese Mistkerle, die zu meiner Mutter und später auch zu meiner Schwester kamen, gehasst. Wahrscheinlich hätte ich irgendwann einen von ihnen umgebracht. Ändern lässt sich an der Situation ohnehin nichts«, schloss er niedergeschlagen. »Außer ich verdiene irgendwann genug Geld, dass es für drei reicht.«

Nicht nur die Mutter, auch seine Schwester, dachte Svantje bestürzt.

»Könnte deine Schwester nicht eine andere Arbeit finden?«

»Pah. Das sagt sich so einfach. Es gibt doch ohnehin zu wenig Arbeit. Wer will schon ein leichtes Mädchen einstellen?«

»Hmm«, sagte Svantje nur und seufzte. »Und dein Vater?«

»Hab keinen.«

»Unsinn!«

»Ich habe keinen oder viele, sag einfach, was dir lieber ist. Irgendein Freier hat seinen Schwanz nicht schnell genug aus meiner Mutter gezogen und ... traraa! Hier bin ich.«

Er breitete die Arme zu einer tragischen Geste aus. »Manchmal denke ich, sie hätte es machen sollen wie die anderen und mich wie ein überzähliges Katzenjunges ersäuft.«

Svantje presste die Hand auf den Mund. »Versünde dich nicht vor Gott, Raik. Jedes Kind ist ein Geschenk des Himmels.«

»Da, wo du herkommst, vielleicht, hier ist jedes zweite ein Fluch.«

Nur mühsam gelang es Svantje, das ungute Gefühl abzuschütteln, das die Erinnerungen in ihr hinterließen. Der arme Raik! Inzwischen war es ihm gelungen, wenigstens seiner Schwester zu einem ehrbaren Leben zu verhelfen. Über die Mutter dagegen schwieg er sich aus.

Stets war er Svantjes Beschützer gewesen, und nun würde sie ihm sagen müssen, dass ihr Herz einem anderen gehörte. Einem, mit dem es ja doch keine Zukunft gab. Das hatte ihr der Gedanke an die Vergangenheit klar vor Augen geführt. Denn wie sollte ein Mann wie Friedrich je die Welt verstehen, in der sie aufgewachsen war und lebte?

Rauschend flog ein gewaltiger Schwarm Stare über Svantje hinweg. Als kleines Mädchen hätte sie den Vögeln wohl beeindruckt hinterhergesehen.

An diesem Tag aber kam es ihr vor wie ein düsteres Omen. Unheil lag in der Luft und warf seinen Schatten voraus.

7

Richard war zurück in Berlin. Die Strecke von Hamburg hatte er mit dem Zug bewältigt, es ging weitaus schneller als zu Pferde, auch wenn er die langsamere Art des Reisens genoss. So blieb ihm Zeit, um nachzudenken, und davon brauchte er viel. Sein Vater war krank. Immer wieder klagte er über Schmerzen in der Brust. Es war das Herz, daran bestand kein Zweifel. Er durfte sich nicht aufregen, dann würde es ihm womöglich noch lange gut gehen.

Doch *alles*, was Richard sagte, regte ihn auf. Und so war es nur gut gewesen, dass er wieder Distanz zwischen sich und den Senior bringen konnte. Doch die Probleme waren ihm gefolgt, in Form mehrerer dicker Mappen voller Geschäftspapiere. Es waren Einnahmen und Ausgaben der vergangenen Jahre sowie Unterlagen zu den Beschäftigten.

Vater wollte, dass er bis zu seiner Heimkehr alles durcharbeitete und dann Optimierungsvorschläge unterbreitete. Wieder ein Grund für Streit. Bei Harkenfeld wurde, verglichen mit anderen Werften, bereits niedriger Lohn gezahlt. Bis die Arbeiter sich dagegen auflehnten, war es nur noch eine Frage der Zeit, doch damit brauchte er seinem Vater nicht kommen. Der ließ seine Angestellten vom Werksdienst ausspionieren, und jeder, der auch nur das Wort *Gewerkschaft* in den Mund nahm, verlor seine Anstellung. Das war unhaltbar. Richard fand, die Arbeiter hätten ein Recht auf anständige Entlohnung und einen Rat, der in Verhandlungen ihre Position vertrat.

Vater begann dann stets herumzuschreien und hätte ihm wohl mit Entlassung gedroht, hätte er nicht seinen eigenen Sohn vor sich gehabt.

Der Senior bezeichnete die Forderungen als Verrat, Irrsinn und freiwillige Bankrotterklärung. Er stützte seine Einstellung auf Bismarcks sogenannte Sozialistengesetze. Sie stellten die Gründung von Vereinen sozialdemokratischer oder kommunistischer Ausrichtung unter Strafe. Das galt auch für Schriften und deren Publikation. Was die Arbeiter aber nicht davon abhielt, für ihre Rechte zu kämpfen. Die meisten Versammlungen fanden heimlich statt. In Berlin hatte Richard einigen davon beigewohnt, in

Hamburg wagte er es nicht. Zu groß war die Gefahr, dass ihn jemand erkannte. Richard rieb sich die Schläfen, die Erinnerung an den Streit, den sie nur wenige Stunden vor seiner Abreise gehabt hatten, war noch frisch.

Mutter war schließlich dazwischengegangen und hatte Richard mit der Erwähnung von Vaters Gesundheit aus dem Raum geschickt. Verabschiedet hatte er sich nicht von dem Patriarchen. Es gab nichts zu sagen.

Vielleicht sollte ich mich doch für einen Einsatz in Übersee melden, überlegte er. Doch mit der kaiserlichen Kolonialpolitik vertrug sich seine Einstellung ebenso wenig wie mit der rigiden Vorgehensweise seines Vaters.

Es war zum Verrücktwerden.

Nachdem Richard den Stapel Papiere lange genug angestarrt hatte, widmete er sich einem Brief, der ihm in die Kaserne geschickt worden war. Er kam aus Hamburg und war Zeichen für das einzig Gute, was er mit seinem Leben bislang angefangen hatte. Er riss den Umschlag auf und überflog die Zeilen, geschrieben von Jakob Roosen, dem Bruder des Arbeiters, von dessen Unfalltod Richard bis heute hin und wieder träumte.

Er berichtete, dass die kleine Unterstützung, die er dessen Schwägerin zukommen ließ, noch immer jedes halbe Jahr pünktlich eintraf und dass die Familie ihm zu großem Dank verpflichtet sei. Sie benutzten das Geld für den Sohn des Toten, nach ihm Aaron genannt. Stolz beschrieb Jakob den Jungen als intelligent und aufgeweckt. Dank Richard besuchte er nun eine gute Schule.

Richard war damals heimlich zur Beerdigung des Arbeiters gegangen, weil er sich im Gegensatz zu seinem Vater verpflichtet und durchaus auch schuldig fühlte. Von seinem eigenen Geld zweigte er seitdem regelmäßig etwas ab und sandte es der Witwe. Es war nur eine Familie von vielen, die jemanden auf der Werft verloren hatten, doch er fühlte sich ihnen verbunden. Noch immer konnte er sich das Unglück vor Augen rufen, als sei es gestern geschehen. Der brechende Blick des Arbeiters und der Geruch von Blut und Hafenschlamm würden ihn wohl bis an sein eigenes Ende verfolgen. Doch nun würde zumindest der Sohn des Toten dank ihm eine bessere Zukunft haben.

Besänftigt faltete Richard den Brief zusammen und steckte ihn in eine Schublade, zu den anderen, die er in regelmäßigen Abständen von der Familie bekam. Gerne hätte er Jakob Roosen zu der Situation in der Werft befragt, doch er wollte den Mann nicht verunsichern oder gar seine Anstellung gefährden. Auch wenn sie sich hin und wieder begegneten, so wahrte der

andere stets höfliche Distanz. Sie waren Richard dankbar, aber Freunde wurden sie deshalb trotzdem nicht.

Svantje hatte Stunden damit zugebracht, in den Fluren des Harkenfeld-Anwesens die großen Fenster zu reinigen, während ihre Mutter in der Küche Gemüse schnitt.

Mittlerweile war ihr Bauch prall und rund, und es fiel ihr schwer, die üblichen Arbeiten zu verrichten. Svantje hatte sich in ihrer neuen Beschäftigung eingelebt. Es war nicht so schlimm, wie sie erwartet hatte, und brachte überraschend viele Vorteile. Richard hatte durchgesetzt, dass sie entlohnt wurde, solange Mutter ebenfalls arbeitete. So konnte sie etwas Geld sparen. Zudem durfte sie tatsächlich seine private Bibliothek nutzen. Und genau dorthin wollte sie jetzt. Es war ein trüber Spätsommertag. Svantje hatte früh angefangen zu arbeiten, und während ihre Dienstzeit nun herum war, würde Mutter noch zwei Stunden bleiben müssen.

Genau wie sie es geplant hatte. Denn nun konnte sie noch zwei Stunden lesen. In den vergangenen Wochen war sie mindestens jeden zweiten Tag hergekommen. Sie hatte ihre Arbeitskleidung bereits abgelegt und sich umgezogen, damit jeder sehen konnte, dass sie nicht faulenzte.

Sie klopfte an, auch wenn sie wusste, dass Richards Zimmer leer sein mussten, dann trat sie ein. Er besaß bei Weitem nicht so viele Bücher wie sein Vater, doch sich an der Bibliothek des Hauses zu bedienen wagte sie nicht. Der Junior besaß viele naturwissenschaftliche Werke, das Letzte, was sie bei einem zukünftigen Werfteigner erwartet hätte.

Sie nahm sich einen Katalog des Museums Godeffroy, der sich mit einer Pflanzensammlung der berühmten Botanikerin Amalie Dietrich beschäftigte, und widmete sich dem langen Brief, der im Vorwort beigefügt worden war. Diese beeindruckende Frau war in die Südsee gefahren, wie Friedrich, und hatte jahrelang in Australien geforscht.

In dem Buch waren zahlreiche exotische Pflanzen und auch einige Tiere abgebildet. Mit dem schweren Folianten setzte Svantje sich auf eine Récamiere und begann zu lesen. Eine leise tickende Standuhr würde ihr anzeigen, wann sie aufbrechen musste. Wenn sie las, vergaß sie viel zu schnell die Zeit.

Eigentlich hätte sie sich wohl besser den einheimischen Pflanzen und deren medizinischem Nutzen widmen sollen, doch ihr stand der Sinn nach ein wenig Abenteuer.

Als Svantje fast bis zur Hälfte des Katalogs vorgedrungen war und eine weitere eindrucksvolle Zeichnung bewunderte, wurden auf dem Flur Schritte laut. Sie sah hektisch auf, doch die Standuhr zeigte, dass noch Zeit war.

Wie immer, wenn sie dieses Zimmer betrat, hatte sie die Tür etwas offen gelassen, damit jeder sehen konnte, dass sie nichts Unrechtes tat.

Die Schritte stoppten, und die Tür wurde weiter geöffnet.

»Tatsächlich«, sagte eine Frauenstimme. »Ich hätte nicht gedacht, dass ich so etwas einmal sehe.«

Es war Hilde Harkenfeld, die in diesem Moment das Zimmer betrat. Svantje legte das Buch zur Seite und stand auf, senkte den Blick, wie Mutter es ihr angeraten hatte. Das junge Fräulein galt als launisch, viele Angestellten fürchteten sie. Bislang hatte Svantje kein Wort mit ihr gewechselt und war ihr stets nur zufällig begegnet. Hilde Harkenfeld hatte sie dann nicht einmal angesehen, als bestünde Svantje, so wie die meisten Angestellten, für die junge Herrin nur aus Luft. Die Überheblichkeit, mit der die Oberschicht auf die einfachen Leute herabsah, brachte Svantje auf. Während ihrer Ausbildung hatte sie diese Haltung in der Klinik zur Genüge erlebt. Wo die Reichen in Einzelzimmern genasen, starben die Armen einige Flure weiter an denselben Krankheiten. Weil die Medikamente entweder zu teuer waren oder erst gar kein Arzt nach ihnen sah. Es war ein himmelschreiendes Unrecht.

Die Tochter des Großindustriellen trat ein und musterte von oben herab erst Svantje, dann das Buch. »Was liest du da?«

Svantje wurde die Kehle eng. Sie hatte Angst, etwas falsch zu machen oder sich Hilde Harkenfelds Zorn zuzuziehen, denn alles würde auf Mutter zurückfallen. Dennoch erwiderte sie für einen kurzen Moment den Blick der jungen Herrin, bevor sie den Kopf artig wieder senkte. Kriechen würde sie nicht vor dieser Person.

»Bekomme ich noch eine Antwort?«, fragte Hilde Harkenfeld energiegeladener.

»Selbstverständlich, Fräulein. Es ist ein Katalog mit australischen Pflanzen. Sie sind von einer Frau gesammelt worden, Amalie Dietrich, eine eindrucksvolle Persönlichkeit.«

»So?«, sagte Hilde Harkenfeld nur und nahm ihr das Buch ab, um darin zu blättern. Svantje fühlte sich ein wenig ratlos. Sie kam sich dumm vor, weiterhin auf ihre Füße zu starren, also musterte sie ihr Gegenüber. Sie waren ungefähr im gleichen Alter und doch in völlig unterschiedliche Welten geboren worden. Die junge Herrin trug ein Hauskleid, das sicher zu den schlichsten gehörte, die sie besaß. Dennoch waren so viele Meter cremefarbenen Tuchs darin verarbeitet, dass man damit sicher vier Frauen aus dem Armenviertel hätte ausstatten können.

Das Fräulein strich sich eine Haarsträhne zurück, die aus ihrer aufwendigen Flechtfrisur gerutscht war. Sie biss sich auf die Unterlippe und las gebannt das Vorwort.

»Tatsächlich, eine Frau!«

»Angeblich ist sie auch öfters im Botanischen Garten.«

»Hier in Hamburg?«, fragte Hilde Harkenfeld überrascht.

»Ja. Fast ihre gesamte Sammlung ist hier, stellen Sie sich das nur vor«, sagte Svantje begeistert. Einen Moment lang hatte sie ganz vergessen, wen sie vor sich hatte, und auch die junge Herrin schien so fasziniert von der Vorstellung, dass sie ihre arrogante Miene aufgab, die sie wie eine Maske trug. Genauso schnell wurde ihr Blick aber wieder kühl, und der kurze Moment der Verbrüderung war vorbei.

»Entschuldigen Sie«, haspelte Svantje schnell und knickste, da ihr nichts Besseres einfiel. Beständig musste sie an die Mutter und die Benimmregeln denken, die sie ihr eingebläut hatte.

Hilde Harkenfeld legte den Folianten zur Seite. »Für Pflanzen habe ich leider nicht viel übrig. Diese Frau, von der das Buch ist, die reist einfach so in der Welt herum? Hat sie denn keinen Mann?«

Fräulein Harkenfelds Worte klangen schnippisch, doch Svantje meinte, echtes Interesse herauszuhören.

»Soweit ich gelesen habe, ist sie verheiratet, aber sie leben getrennt. Frau Dietrich unternimmt ihre Forschungsreisen allein.«

»Unglaublich. Und wird die Dame denn ernst genommen?« Hilde Harkenfeld lief bis zum Regal, blieb dort stehen und drehte einen Ring an ihrem Mittelfinger, wieder und wieder, als müsse sie nachdenken. Svantje fühlte sich bestärkt darin, ihr nicht unterwürfig zu begegnen. Vielleicht spielte auch die Industriellentochter nur eine Rolle, die aufgrund ihrer Stellung von

ihr erwartet wurde. Offenbar teilten sie die Faszination für mutige Pionierinnen.

Svantje versuchte sich zu erinnern, was sie über die Dietrich wusste. »Anfangs hat sie vor allen Dingen Spott geerntet. Aber das ist nicht mehr so. Es gibt sogar einige Tiere und Pflanzen, die nach ihr benannt sind, und das Museum Godeffroy gibt noch immer regelmäßig Kataloge mit neuen Entdeckungen heraus. Ihr Bruder besitzt einige davon.«

»Mein Bruder, so, so«, sagte das junge Fräulein merklich kühler und wandte sich um.

Svantje trat unbewusst einen Schritt zurück. Es gefiel Hilde Harkenfeld scheinbar nicht, dass sie Kontakt zu ihm pflegte. Svantje musste das Thema wieder auf etwas anderes lenken. »Diese Forscherin hat sogar zwei zahme Adler, ist das nicht unglaublich?«

»Adler?«, hakte das Fräulein nach. »Aber die sind doch schrecklich gefährlich. Und das alles steht in diesen Büchern?«

Svantje nickte. Die junge Herrin musterte sie prüfend. Unsicher, was sie tun sollte, hielt Svantje dem Blick stand, was ihr Gegenüber zu verblüffen schien. Hilde Harkenfeld lächelte knapp. »Mein Bruder sagte schon, dass wir eine ungewöhnliche Aushilfe haben, doch wie ich sehe, sind Sie nicht ungewöhnlich dumm, sondern eher das Gegenteil. Was für eine angenehme Abwechslung.«

»Danke ... denke ich«, stotterte Svantje und musste dann lächeln.

»Bilden Sie sich nur nicht zu viel darauf ein«, sagte die junge Herrin und sah dabei gar nicht mehr so herrisch aus.

»Nein, nein, natürlich nicht«, versicherte Svantje schnell, hatte aber sehr wohl bemerkt, dass Fräulein Harkenfeld sie nicht mehr duzte, wie sie es beim Personal sonst zu tun pflegte.

»Ich habe etwas für Sie.«

Erst jetzt nahm Svantje die Briefe wahr, die das Fräulein in der linken Hand hielt. War einer davon für sie? Aber wer sollte ihr schreiben? Sie bekam eine Ahnung, und ihr Herz schlug gleich ein wenig höher. Doch Hilde Harkenfeld schien nicht gewillt, ihr den Brief auszuhändigen. Was, wenn sie ihn ihr gar nicht geben würde?

Svantje schluckte angespannt. Am liebsten hätte sie der jungen Herrin den Umschlag entrissen, doch stattdessen wartete sie ab, täuschte Geduld und

Desinteresse vor, während es in ihrem Inneren brodelte. Den schlechten Ruf, den die Industriellentochter bei den Angestellten genoss, hatte sie nicht vergessen. Vorsicht war geboten. Svantje wollte sie nicht auf falsche Ideen bringen.

»Hier steht der Name meines Bruders und zu Händen Svantje Claasen. Das sind Sie. Der Brief ist aus dem russischen Zarenreich. Kennen Sie jemanden in Russland?« Die junge Herrin wedelte sich mit dem Brief Luft zu wie mit einem Fächer, während Svantje versuchte, einen Blick auf die Handschrift zu erhaschen. Er war von ihm, *musste* es sein! »Friedrich«, sagte sie schließlich. »Friedrich Falkenberg. Anders kann ich es mir nicht erklären.«

Hilde Harkenfeld legte fragend den Kopf schief. Es fiel ihr schwer, ihre Neugier zu überspielen. »Und warum sollte er ausgerechnet einem einfachen Hausmädchen schreiben?«

»Das verstehe ich ja auch nicht, da müssen Sie ihn fragen!«

Nun lächelte Hilde und sah dabei alles andere als böse aus. »Sie werden ja rot, Svantje.«

Mit Svantjes Ruhe war es vorbei. Sie drückte sich die Hände auf die Wangen. »Wie es scheint, bin ich Herrn Falkenberg freundschaftlich verbunden. Oder er hat Mitleid mit mir, weil ich so gern mehr von der Welt sehen würde.«

»Das könnte es sein. Sie bekommen den Brief, unter einer Bedingung.«

Svantjes Vorfriede trübte sich, sie schluckte. Würde Hilde Harkenfeld nun ihre berühmte Laune beweisen? »Was muss ich tun?«

»Sie begleiten mich morgen zu einer Verabredung. Als meine Anstandsdame. Mit Ihnen im Schlepptau könnte es weniger schrecklich ausfallen als mit meiner alten Tante Pernilla und weniger beschämend als mit meiner leichtsinnigen Zofe. Wenn es allzu öde wird, wissen Sie sicher noch einige Geschichten von abenteuerlichen Frauen zu erzählen.«

»Versprochen!«, sagte Svantje schnell und streckte die Hand aus. Sie hätte fast alles gesagt, um das Schriftstück zu erhalten. Hilde Harkenfeld legte den Brief neben das Pflanzenbuch und ging einfach davon. Ihr Hauskleid raschelte. An der Tür drehte sie sich noch einmal um. »Morgen um zwei Uhr kommen Sie zu mir. Für den Nachmittag brauchen Sie sich nichts vorzunehmen. Etwas Passendes anzuziehen werden wir schon finden. So jedenfalls kann ich Sie nicht mitnehmen.«

Svantje blickte an sich hinab. Sie trug ihr grünes Kleid, das beste und liebste, das sie besaß. Friedrich hatte ihr dafür ein Kompliment gemacht. Jetzt beschlich sie der Verdacht, dass er das nur getan hatte, weil der Anstand es einem Mann gebot, Komplimente zu machen, und ihm nichts Besseres eingefallen war.

Als sie wieder aufsah, war die junge Herrin fort. Die Tür hatte sie angelehnt.

Svantje nahm den Brief und setzte sich. Eine Weile sah sie einfach nur darauf und strich sacht darüber. Er hatte die ganze weite Reise heil überstanden. Bis auf einige kaum sichtbare Kratzer und einen Wasserfleck war er unbeschädigt. Was wohl darin stand? Es gab so viele Möglichkeiten. Svantje hatte nicht erwartet, überhaupt von Friedrich zu hören. Sicher würde er auf der langen Fahrt genug Zeit haben, nachzudenken und sich klarzumachen, dass ein weiteres Treffen für sie beide nicht gut war.

Womöglich stand genau das im Brief. Ihr Herzrasen bekam einen schmerzhaften Unterton. Obwohl sie sich doch keine Chancen ausrechnete, hatte sie oft, wirklich sehr oft an Friedrich denken müssen. An seine sanfte Art, die stets neugierig dreinblickenden grünen Augen, sein Lachen, bei dem er sich immer etwas von ihr abgewandt hatte, als sei es ihm peinlich. Sie hatte sich ausgemalt, wie es sein könnte, ihn zu küssen. Ob sein dünner Bart wohl kitzelte oder kratzte?

Und nun saß sie hier mit diesem Brief, der ihre Hoffnung entweder nähren oder jäh zerstören würde.

»Du feige *Deern*«, schalt sie sich leise. Dann suchte sie Ausflüchte. Sie hatte nichts, um den Brief zu öffnen, und wollte ihn nicht zerreißen, also würde sie sich noch ein wenig gedulden müssen.

Sie drückte ihn an ihre Brust, dabei hatte das Papier solch eine Zuneigung womöglich gar nicht verdient. Vielleicht hatte der Abstand Friedrich klarer sehen lassen. Ja, so musste es sein. Er hatte es ihr nicht ins Gesicht sagen wollen, höflich, wie er war. Mit Abstand war es leichter. So würde er ihre Enttäuschung und ihre Tränen nicht mit ansehen müssen. In ihr krampfte sich alles zusammen, es fühlte sich an, als sei ihr Bauch voller Schlangen. Hatte sie nicht gewusst, dass es so kommen musste? Es war besser so. Den Schmerz musste sie früher oder später ertragen, da war seine Abwesenheit ein guter Zeitpunkt. Es gab keine gemeinsame Zukunft.

Svantje sammelte sich, atmete tief durch. »Ja, ich kann das«, sagte sie leise, gab sich einen Ruck, stand auf und ging ins Nachbarzimmer, wo Richards Schreibtisch stand. Neben Tintenfass und Füller lag auch ein Brieföffner. Sie schlitzte das Kuvert auf, und heraus fielen zwei Fotografien. Svantje ging in die Knie und hob sie auf. Das eine Bild zeigte einen Palast, das andere eine ungewöhnliche Kutsche mit drei vorgespannten Pferden im Schnee.

Die Bilder würde sie später ansehen. Erst einmal der Brief mit seiner scheußlichen Nachricht, dann, zum Trost, die Bilder.

Sie nahm wieder ihren alten Platz ein und faltete die Seite auf.

Das Datum zeigte, dass der Brief einen Monat gebraucht hatte, um sie zu erreichen.

Verehrte Svantje,

ich hoffe, dieser Brief erreicht Sie bei bester Gesundheit und frohen Mutes. Ich bedauere, Ihnen vorher nicht geschrieben zu haben, doch ich besaß Ihre Adresse nicht, und erst spät fiel mir diese kleine List ein. Die Seereise war ruhig und angenehm. Wir fuhren über die Ostsee ins Baltikum nach Sankt Petersburg. Dann ging es eine Strecke über Land, bis wir einen Zufluss der Wolga erreichten. Nun bin ich in Moskau. Es ist eine uralte und doch so lebendige Stadt mit neuen Ideen und herzlichen Bewohnern. Ich habe mich überzeugen lassen, eine Fahrt mit der Eisenbahn zu unternehmen und danach weiterzureisen. Hat man erst einmal einen neuen Teil der Welt kennengelernt, möchte man immer mehr erkunden. Ich freue mich, dass ich diese Chance habe, zugleich bedaure ich, dass ich daher nicht so bald nach Hamburg zurückkehren und Sie wiedersehen kann. Mit welcher Freude erinnere ich mich an die angenehmen Stunden mit Ihnen zurück! An Ihre anregenden Erzählungen und Ihren wachen Geist, Ihr entzückendes Lachen und Ihren klugen Blick.

Womöglich überrascht es Sie, überhaupt von mir zu hören, und vielleicht möchten Sie es auch gar nicht. Dann öffnen Sie die nächsten Briefe einfach nicht, und wenn ich heimkomme, habe ich meine Antwort. Eine Frau wie Sie zu vertrösten gehört sich nicht. Dennoch bitte ich Sie zu

verstehen, dass mich die Abenteuerlust erfasst hat und ich ihrem Ruf folgen muss.

Ich habe beschlossen, ein Reisejournal zu führen, und werde Ihnen, sooft es geht, Abschnitte daraus zukommen lassen. Beigefügt sind zwei Fotografien. Die eine zeigt den Winterpalast von Sankt Petersburg, in dem die Zarenfamilie residiert. Ein Anwesen, das an Prunk und Pracht kaum zu überbieten ist. Die andere Fotografie zeigt eine Kutsche, wie sie für dieses Land typisch ist.

Falls Sie mir die Ehre erweisen und mir eine Nachricht zukommen lassen möchten, finden Sie beigefügt eine Adresse. Von dort aus wird man mir den Brief nachsenden.

*Ich verbleibe mit herzlichem Gruß
Ihr Friedrich.*

Svantje drückte den Brief an ihre Brust. »Ach«, flüsterte sie. »Natürlich schreibe ich Ihnen.«

8

Sie marschierten.

Und Raik marschierte mit. In seiner Brust war ein wildes Brennen, das mit jedem Schritt etwas höher loderte. Links und rechts hatte er sich bei Kameraden untergehakt, und gemeinsam sangen sie, während ihre schweren Arbeiterstiefel den Takt vorgaben:

*Wohlan, wer Recht und Wahrheit achtet,
zu unsrer Fahne steh allzuhauf!
Wenn auch die Lüg uns noch umnachtet,
bald steigt der Morgen hell herauf!
Ein schwerer Kampf ist's, den wir wagen,
zahllos ist unsrer Feinde Schar.*

Raik sah zurück. Die Straße stieg von den Docks leicht an, und so konnte er Hunderte, vielleicht sogar Tausende Männer sehen, die Reih um Reih marschierten. Noch lagen ihm die Worte seines Meisters im Ohr, sich niemals den Gewerkschaftlern und Sozialisten anzuschließen. Damals hatte er beschwichtigt und ein schnelles Versprechen gegeben. Doch in der Arbeiterschaft gärte es. Und hatten sie nicht recht? War es nicht Zeit, den Reichen neue Bedingungen zu diktieren?

Sie waren vielleicht als Einzelner nichts wert und in der Werft schnell durch andere arme Seelen zu ersetzen. Aber sie waren dennoch Menschen. Mit Gefühlen, mit Schicksalen und mit Familien, die sie ernähren mussten. Und dafür würden sie kämpfen!

Auch der Mann, der heute beim Stapellauf zerquetscht worden war, hätte gekämpft. Andreas war einer von den Schiffszimmerern gewesen. Ein ruhiger, besonnener Mann. Er hatte hin und wieder mit Raik die Pause verbracht. Raik musste wieder daran denken, dass die Schiffseiger und der alte Harkenfeld einfach weitergemacht hatten, das Schiff taufte und bei einem üppigen Büfett mit Blasmusik feierten, während Raik und seine Kameraden Andreas'

Überreste von Holz und Steinen kratzten. Dessen Tod hatte etwas ihn ihm ausgelöst. War Raik vorher noch bemüht gewesen, sich von den Sozialisten und dem damit verbundenen Ärger fernzuhalten, war es ihm nun egal. Diese feinen Pinkel zu sehen, wie sie sofften und feierten! Als sei Andreas kein Mensch, sondern eine Ratte gewesen. Das musste aufhören. Und er würde alles daransetzen, dass es für Harkenfeld und Konsorten ungemütlich wurde.

Oh, wie die Wut in ihm loderte!

Aus vollem Herzen brüllte er mehr, als zu singen:

*»Doch ob wie Flammen die Gefahr
mög über uns zusammenschlagen,
nicht fürchten wir den Feind, stehn wir im Kampf vereint! Marsch, marsch,
marsch, marsch, und sei's durch Qual und Not, für Freiheit, Recht und Brot!«*

Männer warfen Flugblätter der Sozialistischen Arbeiterpartei. Raik steckte sich eines ein, ohne es zu lesen. Das konnte er später noch tun.

»Ich wünschte, wir könnten die Demonstration auf die andere Hafenseite bekommen«, rief er seinem Nachbarn gegen den Lärm zu. »Hier sieht uns doch niemand, dabei sollte die ganze Stadt sehen, wofür wir auf die Straße gehen.«

»Es wird mehr Demonstrationen geben«, erwiderte der. »Schau doch, wie viele wir sind. Wir werden nicht mehr schweigen, nicht mehr still alles hinnehmen, was die Obrigkeit von uns verlangt.«

»Nie wieder!«, stimmte Raik zu.

»Nie wieder!«, brüllte sein Nachbar, dessen Namen er noch immer nicht wusste, und der Ruf wurde von den Männern vor und hinter ihnen übernommen. Bald riefen sie es alle im Chor: *Nie wieder!*, bis ein weiteres Mal die Marseillaise angestimmt wurde.

Sie zogen von einer Werft zur nächsten. Zwar versuchten die Sicherheitsdienste, sie aufzuhalten, doch was sollten sie ausrichten? Die Männer, die ihnen uniformiert entgegentraten, waren oft nicht mehr als ein oder zwei Dutzend. Wenn sie sich dann Hunderten gegenüber sahen, ließen sie ihre Waffen stecken und traten zur Seite, damit die Arbeiter aus den Werften die Tore öffnen und sich anschließen konnten.

Am späten Nachmittag waren sie so viele, dass Raik nicht mehr vom Anfang bis zum Ende der Demonstration sehen konnte. Seine Kehle brannte und war

trocken vom stundenlangen Singen.

Sie sammelten sich auf einem großen Feld, nahe am Wasser, wo vor Monaten noch Kühe gegrast hatten und bald eine neue Werft entstehen sollte. Auf einem Leiterwagen wurde ein improvisiertes Rednerpult aufgebaut. Fahnen wehten.

Ein Mann erklomm die Bühne und begann zu reden, doch Raik stand zu weit weg, um mehr als Bruchstücke zu verstehen. Die Männer um ihn herum schoben und drängten nach vorne. Raik ließ sich mitziehen.

Jemand brüllte, man solle die Reichen in ihren Palästen verbrennen, die Werften zerstören und den Kaiser vom Thron stürzen. Das ging Raik zu weit. Er wollte doch nur bessere Arbeitsbedingungen, mehr nicht. Hinterbliebenenrente und eine für Invaliden, wenn sie auf dem Werk zu Krüppeln wurden. Niemand sollte brennen. Jetzt wurde ihm wieder klar, warum es ihm so lange widerstrebt hatte, sich den Gewerkschaftlern anzuschließen. Er wollte Tyrannei nicht mit Unrecht, Gewalt und Mordlust bekämpfen.

Der Zorn, der eben noch so wild in seiner Brust geglüht hatte, erlosch mit jedem weiteren Ruf nach Vergeltung etwas mehr. Er bemerkte, dass einige Reihen weiter Knüppel geschwungen wurden. Jemand hatte eine Puppe gebastelt und ihr ein Schild um den Hals gehängt. Einige prügeln darauf ein, kurz darauf stand sie lichterloh in Flammen.

Raik reichte es.

»Jo, ich verschwinde«, sagte er zu dem Mann, neben dem er nun schon seit dem Mittag gegangen war. Der nickte nur und drängte in die andere Richtung. Dorthin, wo sich der Lynchmob formte, der seine Rache bislang nur in der Fantasie auslebte. Raik würde nicht so lange warten, bis die Stimmung in der Demonstration endgültig kippte.

Er drehte sich zur Seite, zwängte sich zwischen Arbeitern hindurch. Am Rand der Gruppe ging es lockerer zu. Einige hatten Bierflaschen in der Hand, der Boden war von Scherben übersät. Andere lallten Arbeiterlieder.

Angewidert schob er sich an ihnen vorbei und sah zurück.

Berittene!

Auf der anderen Seite der Freifläche näherten sich Polizisten hoch zu Ross. Weitere folgten zu Fuß. Raik hielt inne. Sah sie denn keiner?

Doch. Nun drehte sich der Redner um und wies auf die Polizisten. Eine Woge ging durch die Demonstranten. Schreie. Fahnen und Prügel schwingend pflügten kampfbereite Männer durch jene, die noch unschlüssig waren, was sie tun sollten.

Die Sozialistengesetze verboten jede Art der Zusammenkunft. In der Vergangenheit hatte es bei derartigen Auseinandersetzungen Tote gegeben. Raiks Beine waren wie auf dem Grund festgewachsen. Er wollte kein Feigling sein, aber er war auch nicht bereit, sich den Schädel einschlagen zu lassen.

Er schob die Hände in die Taschen, zog den Kopf ein und ging in einem zügigen Schlenderschritt davon. Er wollte nicht rennen, sich nicht verdächtig machen.

Als hinter ihm die ersten Schmerzensschreie laut wurden, fühlte er sich wie ein Verräter, doch er ging weiter, erreichte bald einen breiten Fahrweg, auf dem Stahl und Holz zu den Hafenanlagen transportiert wurde. Auch jetzt ratterten dort einige Fuhrwerke vorbei, die von schweren Pferden gezogen wurden.

Ein leerer Wagen erregte seine Aufmerksamkeit, als er ihn überholte. »Nimmst du mich ein Stück mit, *Kanuut*?«, rief er.

Der Kutscher wies auf die Ladefläche des Pritschenwagens. Raik nahm Anlauf und sprang auf, dann setzte er sich. Wenn er Glück hatte, würde ihn das Fuhrwerk fast bis zur Anlegestelle der Fähren bringen, mit denen er auf die andere Seite übersetzen musste.

Mehr berittene Polizisten, es mussten fast vierzig sein, trabten aus der Gegenrichtung vorbei. Raik wurde heiß. Er meinte, man müsse ihm ansehen, dass er eben noch bei der Kundgebung gewesen war. Doch die Polizisten beachteten ihn nicht. Stattdessen galoppierten sie an und waren kurz darauf verschwunden.

Der Kutscher wandte sich zu ihm um. »Was ist denn da los?«

»Keine Ahnung, ich glaube, die Sozialisten machen eine Kundgebung.«

»Arme Schweine«, sagte der Kutscher, spuckte aus und trieb seine Pferde mit einem Schnalzen an.

Nach einer Viertelstunde rief Raik dem Mann seinen Dank zu und sprang von der Pritsche. Obwohl er sich genau zwischen zwei großen Werftkomplexen befand, waren ungewöhnlich wenige Arbeiter unterwegs. Entweder waren wirklich alle bei der Kundgebung, was er sich kaum

vorstellen konnte, oder sie waren sicherheitshalber auf den Werksgeländen geblieben, um sich nicht verdächtig zu machen.

Raik hatte gehofft, sich einfach in einen Strom von Arbeitern einreihen zu können und darin unterzutauchen. So fühlte er sich beobachtet und als trüge er ein Kainsmal, das ihn als Demonstrant kennzeichnete.

Die Anlegestellen der Fähre lagen direkt vor ihm. Hinter dem Kai erstreckte sich der Hafen, braunes, schlammiges Wasser schäumte an den Molen hinauf. Möwen und Spatzen suchten auf den Holzbohlen der Anlegestelle nach Krumen. Alles war wie immer, sogar einige Dutzend Mann warteten auf die Überfahrt.

Langsam fiel die Spannung von ihm ab, es war noch einmal gut gegangen. Raik steckte die Hand in die Hosentasche, wo er immer einige Münzen für die Überfahrt parat hatte. Nicht jeder Arbeiter konnte es sich leisten, morgens und abends die Fähre zu benutzen, deshalb schossen auf dieser Seite mehr und mehr billige Unterkünfte und Baracken aus dem Boden, die noch elender waren als die Bruchbuden im Gängeviertel. Als Schiffszimmerer gehörte Raik zu den Besserverdienenden und gönnte sich den kleinen Luxus, jeden Abend im eigenen Bett zu schlafen statt auf irgendeiner Pritsche.

Erinnerungen an sein dreckiges Lager im Kohlenkeller blitzten auf. Er hatte hart gearbeitet, um den Aufstieg zu schaffen, und vieles davon verdankte er Vater Claasen, der sich für ihn bei seinem Meister verbürgt hatte, und Svantje, die mit ihm gepaukt hatte, bis er gut genug lesen konnte.

Seine Finger fanden die gesuchten Münzen und noch etwas anderes. Das Flugblatt.

Er hätte es wegwerfen sollen. Mit wachsender Nervosität sah er sich um. Nur Arbeiter wie er. Die Fähre kam näher. Er drängte nach vorn, wo die Männer dichter standen. Der Wind trug den Rauch des Schlots in seine Richtung.

Raik knüllte das Flugblatt zu einer kleinen Kugel, presste und presste es in der Faust weiter zusammen, bis es kaum noch auffallen würde, wenn er es fallen ließ.

Die Fähre war da und neigte sich unter dem Gewicht von Passagieren und einem fässerbeladenen Leiterwagen zur Mole. Laut tuckerte der Motor.

»Platz, macht Platz, *Piepels!*«, rief der Schaffner. Es war der dicke, aknenarbigste, der oft am Nachmittag auf der *Steffens II* Dienst schob. Sein

vertrautes, wenngleich hässliches Gesicht zu sehen ließ Raik aufatmen.

Gemeinsam mit den anderen Wartenden ließ er sich beiseitedrängen, damit die Ankommenden aussteigen konnten. Als das Fuhrwerk vorbeiratterte, sah Raik die Gelegenheit gekommen, sich des verräterischen Flugblattes zu entledigen. Er rückte näher an den Rand der Mole und ließ es fallen. Eigentlich hatte er auf das trübe Wasser gezielt, das zwischen Fähre und Anleger Wellen schlug und bereits eine Fracht aus Unrat mit sich trug. Doch das Papier fiel daneben.

Unwichtig, es war weg und würde bald unter den Schuhen der Wartenden zertreten werden. Raik atmete auf. Es fühlte sich an, als sei ihm eine riesige Last von den Schultern genommen worden.

Er reihte sich in die Schlange ein und bezahlte, dann suchte er sich einen Platz auf einer hölzernen Bank. Dicht gedrängt standen und saßen sie bald auf der Fähre. Es roch nach Schweiß und Tabak und schlechtem Atem.

Raik schloss für einen Moment die Augen, während der Motor aufdröhnte und die Leinen losgemacht wurden. Als er die Lider wieder aufschlug, befanden sie sich bereits mitten im Hafen, und der Kapitän vollführte ein Ausweichmanöver, um zwischen zwei Lastkähnen hindurchzukommen.

Doch das war es nicht, was Raik aufmerken ließ, sondern der Blick eines Mannes, der ihm schräg gegenüber saß. Er war stechend wie Dornen.

Hager war der Kerl, mit einem Wieselgesicht. Flink bewegten sich seine Hände, während er sich auf einem kleinen Block Notizen machte. Und wieder sah er zu Raik hinüber, dem es eisig den Rücken hinunterlief.

Er begegnete dem Blick kurz, dann wandte er sich ab und sah hinaus auf das schlammbraune Wasser, das im Licht der untergehenden Sonne einen goldenen Schimmer bekam. Ein vorbeitreibender toter Hecht glänzte metallisch. Daneben dümpelte eine Lachmöwe, zu vollgefressen, um weiter an dem Kadaver zu picken.

Hoffentlich wären sie bald da. Raik konnte die Landungsbrücken und den Michel schon sehen, der sich schräg dahinter erhob, doch die Fähre musste die Fahrt immer wieder drosseln. Mittlerweile kribbelte der Blick des Fremden wie tausend Ameisen über seine Haut.

Raik widerstand dem Drang, aufzustehen und sich nach vorn zu drängeln, um von Bord zu springen, sobald die Fähre anlegte. Stattdessen sah er wieder hinaus.

Endlich war es so weit.

Sobald die Ersten an Land ging, war auch Raik auf den Beinen, mischte sich in den dichtesten Pulk und eilte behände über das Ponton, an dem sie angelegt hatten. Nach wenigen Augenblicken fand er sich an einer belebten Kreuzung wieder und schlug den Heimweg ein.

Bald brannten die ersten Gaslaternen.

Ihn trennten nur noch wenige Blocks von seinem Zuhause, als ihm plötzlich jemand die Hand auf die Schulter legte. »Na, wir haben es aber besonders eilig, Freundchen.«

Raik fuhr herum und sah sich einem Uniformierten gegenüber. Der Polizist hatte einen Begleiter, den wieselgesichtigen Kerl von der Fähre. »Der ist es«, sagte der nur.

»Ich bin was?«, hakte Raik nach. »Was ist so schlimm daran, wenn ich nach einem *swaaren Dach* nach Hause will?«

»Nichts. Wenn das stimmt.« Der dunkelhaarige Polizist musterte ihn und kniff dabei die buschigen Augenbrauen zusammen.

»Natürlich stimmt das«, erwiderte Raik ruhig und versuchte, sich seine wachsende Panik nicht anmerken zu lassen. Polizisten witterten so etwas wie Bluthunde, das hatte er in seiner Zeit als Straßenjunge schmerzhaft gelernt.

»Ich kann Ihnen meinen Werksausweis zeigen, wir hatten heute einen Stapellauf, deshalb bin ich spät dran.«

»So, so«, sagte das Wieselgesicht, grinste und ließ dabei eine Reihe schiefer Zähne sehen. Der Polizist gab Raik mit einer Geste zu verstehen, das Dokument hervorzuholen.

Raik griff in die Innentasche seiner Jacke und gab ihm den Ausweis.

Der Polizist überflog ihn und reichte ihn an seinen Kollegen weiter. »Stimmt so weit. Und was ist damit?« Plötzlich hielt er ein zerknülltes Schriftstück in der Hand und wedelte es vor Raik hin und her. Dessen Beine fühlten sich plötzlich an, als würden sie jeden Moment nachgeben. Aus. Vorbei.

»Das hast du verloren«, sagte der Hagere.

»Hab ich nicht, ich weiß gar nicht, was das ist.«

»Dann lies es.«

Raik nahm das Flugblatt, überflog die Überschrift, dann drehte ihm der Polizist plötzlich den Arm auf den Rücken und stieß ihn vorwärts. »Geh!«

»Kommunistenpack, dreckiges!«, knurrte der andere.

Verzweifelt sah sich Raik nach Passanten um, doch jeder sah weg und ging schneller. Die Männer führten ihn in eine dunkle Seitengasse. Hier ging es nicht zum nächsten Polizeirevier.

Eine bittere Hoffnung machte sich in ihm breit. Es würde kein Verhör geben, kein Protokoll mit seinem Namen darauf. Keinen Grund, die Arbeit zu verlieren.

Sie wollten ihm einen Denkkzettel verpassen. Sein verdrehter Arm pochte schon jetzt schmerzhaft, und ihm war heiß.

Als sie stehen blieben, wappnete er sich. Er durfte sich nicht wehren. Der Knüttel traf Raik in die Rippen, und er konnte plötzlich nicht mehr atmen. Mit dem Kopf voran schlug er gegen die Backsteinwand eines Gebäudes. Er sackte zusammen und krümmte sich, schützte mit den Armen den Kopf, die Leibesmitte mit den angezogenen Beinen. Dann traten sie zu.

Der Tag war anstrengend gewesen, dennoch fand Svantje keinen Schlaf. Sie lag auf ihrer Strohmatt und lauschte dem schweren Atem ihrer Mutter, die darunter litt, durch die Schwangerschaft auf der Seite liegen zu müssen.

Svantje starrte auf das Fenster, hinter dessen schlechtem Glas sich das gelbliche Licht der Gaslaterne abzeichnete. Eine einzige nur brannte für die ganze Gasse, doch die stand direkt vor dem Haus.

Svantje meinte, noch einen Hauch von Hilde Harkenfelds Parfüm an sich zu riechen. Ein schwacher Duft von Rose und exotischer Vanille. Das alte Kleid der jungen Herrin, das nun Svantje gehörte, war damit eingesprüht gewesen.

Sie ließ den Tag Revue passieren, erlebte ihn erneut wie im Traum. Sie hatte früh zu arbeiten begonnen, war gemeinsam mit Mutter am Morgen in die Villa gefahren. Es war Waschtage. Die Leinentischdecken mussten eingeweicht, geschrubbt und gezogen werden. Sie stärkten sie, mangelten und hängten sie zum Trocknen und Bleichen in der Sonne auf.

Pünktlich und erschöpft fand sich Svantje schließlich in den Räumlichkeiten des Fräuleins ein, wo sie bereits erwartet wurde.

»Da sind Sie ja endlich«, seufzte Hilde Harkenfeld, die eingekleidet und frisiert an ihrem Schminktisch saß und Svantje mit einem herablassenden Blick bedachte.

Ein Zimmermädchen, das vor allem für die Garderobe der Damen des Hauses und gelegentliches Bedienen bei Tisch zuständig war, stand neben dem Bett, auf dem drei einfarbige Kleider lagen.

»Nun los, los, Britta, eines davon wird ihr schon passen. Richte sie her, ich warte unten.« Sie stand auf und nahm ein perlenbesticktes Täschchen mit sich. An der Tür blieb sie kurz stehen. »Und mach etwas mit ihrem Kopf, so geht das nicht.«

»Ja, Fräulein Harkenfeld«, säuselte Britta und knickste.

Svantje hatte sich noch nie mit dem Mädchen unterhalten, sie begegneten einander kaum, nicht einmal beim gemeinsamen Essen im Bedienstetenzimmer. Meist fand Britta eine Ausrede, sich nicht mit ihnen an den Tisch zu setzen, oder sie musste tatsächlich etwas erledigen.

»Nun, dann fangen wir an, husch, husch, anprobieren.« Britta wedelte mit den Händen, als würde sie Hühner scheuchen, und gefiel sich in ihrer Rolle sichtlich gut. Endlich wurde sie nicht herumkommandiert, sondern konnte es an einer anderen auslassen. Svantje kam es vor, als versuchte das Mädchen krampfhaft, ihre Dienstherrin zu imitieren, und zwar nicht deren gute Seiten.

Zweifelnd musterte Svantje die Kleider auf dem Bett. Die waren so schön, dass sie kaum wagte, sie mit ihren von der Lauge rissigen Händen zu berühren. »Das mittlere«, sagte sie schließlich scheu.

»Dann los, anziehen, Fräulein Harkenfeld wartet nicht gerne.«

»Ich weiß.« Svantje trat hinter einen Paravent und zog ihre schlichte Kleidung aus. Britta trat mit dem Kleid über dem Arm zu ihr. Sie musterte Svantje mit der gleichen Herablassung, wie ihre Herrin es tat. »Schlank bist du ja, es könnte wirklich passen. Aber hast du nicht einmal ein anständiges Unterkleid oder ein Mieder?«

»Es tut mir leid«, sagte Svantje. Am liebsten hätte sie sich wieder angezogen und wäre davongelaufen, doch es ging nicht, sie hatte ein Versprechen gegeben.

»Das Fräulein hat so etwas schon befürchtet.« Britta verzog das Gesicht und reichte Svantje ein Mieder. Sie musste ihr dabei helfen, es zu schnüren, und ging dabei recht rabiat vor. Svantje hielt einfach still und versuchte, nicht zu weinen. Sie kam sich erbärmlich vor und musste ausgerechnet jetzt an Friedrich denken. Dies war seine Welt, und sie bewegte sich darin wie ein Trampeltier. Bis sie ihn wiedersah, musste sie lernen, sich zurechtzufinden,

und sich die Benimmregeln aneignen. Plötzlich erschien ihr die Ausfahrt mit Hilde nicht mehr wie eine lästige Pflicht, sondern wie eine Chance.

Das von ihr ausgewählte Kleid, dunkelblau mit grünlich schimmernden Säumen, passte wie angegossen. Sie wünschte, Friedrich hätte sie darin sehen können. Britta schob sie an den Schultern erst vor einen Spiegel, dann zur Frisierkommode. »Setz dich.«

Svantje tat wie geheißen und hielt still.

Unsanft zerrte Britta ihren Zopf auseinander und bürstete ihn grob durch. So behandelte sie Hilde Harkenfeld sicherlich nicht. Svantje biss die Zähne aufeinander und erduldete schweigend, wie Britta ihre schlechte Laune an ihr ausließ, denn sie hatte Besseres zu tun, als sich mit dem einfältigen Mädchen zu streiten. Stattdessen beobachtete sie deren Handgriffe genau und versuchte, sie sich einzuprägen. Obwohl Britta grob vorging, konnte Svantje nur staunen, wie schnell ihr schlichter Zopf einer aufwendigen Hochsteckfrisur wich.

Britta nutzte nur einfache Klammern und Bänder, nichts von dem kostbaren Zierrat, der noch auf dem Schminktisch stand und der wohl mehr wert war, als sie beide zusammen in zehn Jahren verdienen würden. Über den Spiegel konnte Svantje beobachten, dass Britta mit den Tränen kämpfte, und hatte plötzlich Mitleid, obwohl sich ihre Kopfhaut anfühlte, als sei sie mit einer zornigen Katze aneinandergeraten. »Du wärest wohl gern mit dem Fräulein ausgefahren?«, sagte Svantje schließlich.

Britta schnaubte abfällig und zog dann sehr undamenhaft die Nase hoch. Nun weinte sie wirklich.

»Ich wollte dir nichts wegnehmen, Britta. Ich möchte gar nicht mit, aber ich habe es versprochen.«

»Ich bin schon seit Jahren hier im Dienst. Seit *Jahren!*«

»Es tut mir leid.«

»Was hast du gesagt, damit sie dich als Anstandsdame mitnimmt?«

»Nichts, ich habe einfach dagesessen und gelesen«, erwiderte Svantje, wenngleich das nur ein Teil der Wahrheit war.

»Du kannst lesen? Sind wir was Besseres, ja?«

»Natürlich bin ich nichts Besseres, Britta. Dreh mir nicht jedes Wort im Mund um. Du bist es schließlich, die mich die ganze Zeit piesackt, dabei habe

ich dir nichts getan. Fräulein Harkenfeld hat diese Entscheidung getroffen, nicht ich.«

Britta wirkte ertappt und wischte sich übers Gesicht. Svantjes kurze Hoffnung, sie würden sich nun besser vertragen, erfüllte sich nicht, denn mit Brittas Fassung kehrte auch ihr hochmütiger Gesichtsausdruck zurück. Schnell wählte Svantje ein anderes Thema. »Du hast also gar kein Interesse daran, lesen zu lernen?«

»Ich finde mich auch so zurecht. Und Bücher ...« Sie stieß die Luft aus. »Was soll eine Frau damit? Das ist nur unnütze Zeitverschwendung. Kein Mann will eine Frau, die lieber in Bücher schaut, als ihn zu umsorgen. Außerdem ist es nicht gut für die Gesundheit.« Mit einer Nadel fixierte sie einen weiteren dünnen Zopf und schrappte dabei wie absichtlich über Svantjes Kopfhaut.

Svantje zog scharf die Luft ein, dann hakete sie nach: »Für die Gesundheit?« Glaubte Britta etwa diesen Unsinn, den manche reaktionäre Herrschaften von sich gaben?

»Es ist nicht gut für Frauen, unsere Gehirne sind kleiner und unsere Gefühle schnell durcheinandergebracht. Außerdem trocknet die Gebärmutter ein. Warum sonst sind all diese Feministinnen kinderlos und unverheiratet?«

Svantje begann zu ahnen, warum Britta nicht als Anstandsdame ausgewählt worden war. Sie war so einfältig, dass man sich für sie schämen musste.

»So, fertig«, meinte Britta mit sauertöpfischer Miene. »Nein, warte.« Sie griff zum Puder und tupfte Svantje damit über das Gesicht, dann kam noch etwas Rouge hinzu. »Auch etwas auf den Mund, aber nur ganz wenig.«

Svantje tupfte etwas Rot auf ihre Lippen und blickte erstaunt in den Spiegel. »Das bin ja gar nicht mehr ich!«

»Nein, jetzt bist du hübsch. Und nun geh, bevor das Fräulein nach dir ruft.«

Svantje eilte die große Freitreppe ins Untergeschoss hinunter und wäre vor lauter Hast beinahe gefallen. Was für ein Desaster, wenn sie das geliehene Kleid des Fräuleins bei einem Sturz zerriss! Im letzten Moment bekam sie das Geländer zu fassen und fing sich ab, dann raffte sie den Rock und nahm die letzten Stufen langsamer. Im Salon traf sie auf Hilde Harkenfeld, die dort mit ihrer Mutter saß und sich angeregt unterhielt.

»Fräulein Harkenfeld, ich bin so weit«, sagte Svantje leise und fühlte sich erröten.

Die Frauen erhoben sich. »Ach, schau an, das Mauerblümchen«, sagte die Hausherrin überrascht. Das saß. Svantje musste sich anstrengen, freundlich zu lächeln. Es fühlte sich an, als würde ihr Gesicht verkrampfen, während es in ihrem Inneren brodelte. Am liebsten hätte sie der Hausherrin eine passende Erwiderung entgegengeschrien. Frau Harkenfeld zog sich drei-, manchmal viermal am Tag um. Hauskleider, Teekleider, ein weiteres zum Abendessen mit ihrem Mann, und ein jedes kostete ein Vermögen, während sich die meisten Menschen in Hamburg nur mit Mühe zwei Garnituren leisten konnten.

»Ich dachte, es sei dir recht, wenn sie mich begleitet«, erklärte das junge Fräulein, nun gar nicht mehr so forsch.

»Ja, Frau Claasen ist anständig, ich hoffe, das kann man auch von ihrer Tochter sagen.«

Svantje knickste verkrampft. »Ja, Frau Harkenfeld.«

»Das hoffe ich doch. Gib gut acht auf meine Tochter, ich erwarte sie spätestens um sieben Uhr wieder zurück.«

Hilde rauschte an Svantje vorbei. »Nun halt nicht Maulaffen feil und komm.«

Svantje eilte ihr hinterher, und kurz darauf saßen sie in der Kutsche in Richtung Innenstadt. Sie war noch nie in einem derart vornehmen Gefährt gereist, immer nur in der Pferdeeisenbahn oder früher als Kind auf dem alten Leiterwagen.

Nun fuhr sie in einem hübschen Kleid vornehm aus, und ein wenig fühlte sie sich wie im Traum – ein Traum jedenfalls, den sicher viele junge Mädchen hegten, wenn auch nicht Svantje selbst.

»Britta hätte Sie gerne als Anstandsdame begleitet«, brach sie das Schweigen.

Das junge Fräulein blickte auf, und ihre Mundwinkel zuckten. »Ich weiß, aber meine Mutter hätte es nicht erlaubt. Anstand und Britta, das sind zwei Dinge, die sich nicht vertragen. Sie wirft sich jedem Mann an den Hals, der nur etwas vermögend ist und nicht schnell genug die Flucht ergreift.«

Svantje schlug eine Hand vor den Mund, um ihr Lächeln zu verbergen. »Das glaube ich nicht.«

»Doch, selbst in unserem eigenen Haus. Mutter hätte sie einmal fast gekündigt, aber letztlich konnte sie ihr nichts nachweisen. Doch ...«, sie

zögerte. »Das geht Sie eigentlich nichts an.«

»Ich wollte nicht neugierig sein, Fräulein Harkenfeld.«

»Das waren Sie nicht. Ich merke schon, wenn ich mich beinahe verplappere. Wenn Sie es genau wissen wollen, ich habe Britta tatsächlich schon einmal mitgenommen, wenn auch nur ein einziges Mal. Der Herr, mit dem ich mich traf, war ein Geschäftsfreund meines Vaters. Eigentlich nur eine Sache der Höflichkeit, er bat darum, mich ausführen zu dürfen, und mein Vater wollte ihn nicht verprellen. Natürlich war der Mann alt, frisch verwitwet, hässlich obendrein, und er roch fürchterlich aus dem Mund. Es war schauderhaft.« Sie kicherte. »Ich habe jede Gelegenheit genutzt, ihn zu meiden, und was macht Britta, die eigentlich achtgeben sollte, dass er mir nicht zu nahe kommt?«

»Was hat sie getan?«, fragte Svantje, die Stimme zu einem Flüstern gesenkt.

»Sie hat sich dem Lüstling an den Hals geworfen! Hat ihm schöne Augen gemacht und geredet und geredet.«

»Also mussten Sie die Anstandsdame für Ihr Hausmädchen spielen?«, rutschte es Svantje hinaus.

»Ja! Genau so war es! Zumindest fast. Britta ist so töricht, es sprudelte nur so aus ihr heraus wie ein Wasserfall, doch alles, was sie sagte, war der reinste Unsinn. Schließlich hat der Herr von allein die Flucht ergriffen, weil er es nicht mehr ertragen hat. Sonst würde sie ihm vermutlich noch heute von all dem Tand erzählen, den sie sich wünscht.«

»Und er wäre vor Langeweile tot umgefallen.«

Sie lachten gemeinsam, und Svantje spürte, wie ihre Anspannung nachließ. Vielleicht war das Fräulein Harkenfeld doch keine so schreckliche Person. Vielleicht war sie nur einsam und gelangweilt. Der ständige Druck, dem sie ausgesetzt war, weil sie in eine derart angesehene Familie geboren war, musste auch anstrengend sein. Die Tochter eines Harkenfeld stand in der Öffentlichkeit vermutlich ständig unter Beobachtung. Jeder Fehltritt konnte auf die ganze Familie zurückfallen. Da war Svantje doch lieber die meiste Zeit über ein Mauerblümchen. Immerhin war die Pflanze zäh, trotzte fast jedem Unbill, und die winzigen violetten Blüten waren trotzdem hübsch.

Ein Mädchen wie Britta wollte das sicher nicht hören. Und vor genau solchen musste sich Hilde Harkenfeld vermutlich zusätzlich in Acht nehmen. Das Hausmädchen würde freundschaftliche Nähe oder Schwächen ihrer Herrschaften sicher sofort zu ihrem eigenen Vorteil nutzen. Nein, Svantje

wollte wirklich nicht mit dem Fräulein tauschen. Sie nahm das Gespräch wieder auf.

»Und der Herr, mit dem Sie heute verabredet sind?«

Die junge Herrin seufzte. »Zweifelsohne eine gute Partie. Er stammt aus wohlhabender Familie, ist nur sechs Jahre älter als ich. Die Verbindung würde dem Geschäft nutzen und neue Investitionen ermöglichen.«

Das klang mehr als nüchtern. Fast schon wie ein Geschäft, als sei Fräulein Harkenfeld nur ein Wertgegenstand. »Und die Liebe?«, rutschte es Svantje heraus.

»Wird überbewertet, sagt meine Mutter. Sie meint, die Liebe würde ohnehin nach einer Weile verschwinden. Daher sei es wichtiger, dass man gut zusammenpasse, die Gewöhnung käme nach und nach.«

Svantje dachte an ihre eigenen Eltern und wie sehr sie einander auf ihre stille Art gernhatten. Ihre Berührungen und Blicke, und seien sie noch so flüchtig, waren von tiefer Zärtlichkeit. Svantje war sicher, dass Vater alles getan hätte, damit es seiner Frau gut ginge, und andersherum. Für ihre eigene Zukunft hatte Svantje sich immer eine Ehe wie diese gewünscht. Vielleicht war es für mittellose Menschen einfacher, ihrem Herz zu folgen.

Manchmal allerdings schlug das Herz Irrwege ein, die jeglicher Vernunft zuwiderliefen. Ihr eigener Irrweg hieß Friedrich Falkenberg und schien mit jedem Tag mehr Platz in ihrem Herzen einzunehmen. Sie sollte ihn vergessen, doch der Brief für ihn lag bereits halb geschrieben unter ihrem Kopfkissen.

»Nun erzählen Sie mir doch, wie Sie Friedrich trafen«, sagte das Fräulein plötzlich, als habe sie ihre Gedanken gelesen.

Svantje zuckte zusammen. »Wir begegneten uns an einer fahrenden Attraktion, einer Camera obscura. Ich wusste nicht, wer er war, und er nicht, wer ich bin. Es war Zufall, Schicksal sozusagen.« Sie errötete.

»Nun, Schicksal klingt doch sehr nach Märchen, und ich fürchte, dafür sind wir zu alt. Ich möchte Sie auch nicht brüskieren, aber ich denke, ein glückliches Ende gibt es da nicht.«

»Ich weiß«, flüsterte Svantje. Ihre Kehle war plötzlich trocken.

Das Fräulein musterte sie und fuhr dann fort: »Friedrich Falkenberg ist zwar nicht dafür bekannt, sich mit dem Hauspersonal einzulassen, und ich schätze auch Sie nicht so ein. Aber werden Sie nicht wie Britta, das stünde

Ihnen nicht zu Gesicht. Und lassen Sie sich um Himmels willen kein Kind andrehen!«

»Nein, nein, das würde ich nie!«, erwiderte Svantje erschrocken. »Außerdem glaube ich nicht ... nein, so etwas würde Friedrich nicht tun.«

»Sie haben ja eine hohe Meinung vom Freund meines Bruders. Aber glauben Sie mir, in dieser Hinsicht sind die Mannsbilder alle gleich.« Hilde Harkenfelds Blick richtete sich in die Ferne. Sie schien an etwas zu denken. Vielleicht an einen der Herren, die ihr bislang den Hof gemacht hatten. Sie wirkte entzaubert, nicht wie andere junge Frauen ihres Alters, die noch von einem Prinzen träumten.

Am besten hätte sich Svantje wohl ein Beispiel an ihr genommen und aufgehört, sich hoffnungslosen Schwärmereien hinzugeben. Sie kannte Friedrich doch kaum, ganz im Gegensatz zu dem Fräulein.

Svantje nickte niedergeschlagen und musste ausgerechnet jetzt wieder an den Überfall der Straßenselbstverständlichen denken, der so viele Jahre zurücklag. Sie hatten ihr den Rock vom Leib gerissen, sie angefasst. Friedrich auch nur in die Nähe dieser Erinnerung zu stellen war bitter wie Galle.

»Wir sind da.«

Svantje merkte auf. »Was wünschen Sie, worauf ich achte?«

»Das werden Sie merken. Aber sobald ich Sie um ein Taschentuch bitte, flüchten wir. Ein unauffälliger, geordneter Rückzug, je nachdem, was die Situation nahelegt.«

»Es wird sein, als wäre ich kaum da, außer wenn Sie mich brauchen, Fräulein Harkenfeld.«

Der Nachmittag verging schleppend. Svantje lief in kurzem Abstand hinter dem Paar her und räusperte sich jedes Mal, wenn Hermann Karst versuchte, mit seinen dicken Wurstfingern über Hildes Rücken zu streicheln. Es war dem Fräulein sichtlich unangenehm, doch sie unterhielt sich freundlich, lächelte sogar hin und wieder und ertrug sogar noch einen Besuch im Kaffeehaus.

Svantje saß am Nachbartisch, las in einer Zeitung, sah hin und wieder herüber. Als Hilde Harkenfeld schließlich um ein Taschentuch bat, erinnerte Svantje sie daran, dass es nun Zeit war aufzubrechen.

Auf dem Rückweg hatten sie sich wieder unterhalten. Fräulein Harkenfeld wirkte nüchtern und auch ein wenig enttäuscht. Sie bat Svantje um ihren Rat,

und bald unterhielten sie sich über das Für und Wider einer arrangierten Hochzeit, fast als wären sie Freundinnen.

Als sie das Anwesen schließlich erreichten, war es längst dunkel, und Svantje hatte noch den Heimweg vor sich. Als sie endlich die kleine Wohnung erreichte, stand ein Eintopf auf dem Herd, der nur noch aufgewärmt werden musste.

Nach einem kurzen Gespräch mit ihren Eltern ging sie ins Bett. Jedes Mal, wenn sie sich unruhig hin und her wälzte, knisterte der Brief an Friedrich unter dem Kopfkissen.

Irgendwann musste sie doch eingeschlafen sein, denn sie träumte gerade von Hermann Karsts dicken Händen, die nach ihr und nicht nach Hilde griffen, als jemand mit aller Kraft gegen die Wohnungstür schlug.

»Bitte, bitte macht auf. Es ist etwas Schreckliches passiert!«, rief eine Frau. »Hilfe!«

Während Vater sich noch mit einem müden Stöhnen aufsetzte, war Svantje bereits auf den Beinen. Sie drehte die Lampe heller und öffnete die Tür.

Dort stand Raiks Schwester Emma und stützte ihren Bruder, der sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Er blutete am Kopf. Seine Kleidung war voller Flecken und roch nach Gosse.

»O mein Gott! Was ist passiert?«

»Ich weiß es nicht, er hat sich so heimgeschleppt«, sagte Emma mit panikgefärbter Stimme, Raik stöhnte nur.

Sofort fasste Svantje ihn von der anderen Seite unter der Schulter. Er zuckte zusammen. Was war da nur passiert?

Im Treppenhaus wurde Rufe laut. Jemand beschwerte sich über den Lärm. Mit dem Fuß stieß Svantje die Tür zu, dass es knallte.

Nun waren auch ihre Eltern wach. Vater war zuerst auf den Beinen. »Ist er in eine Kneipenhavaree geraten?«

»Er riecht nicht nach Alkohol«, meinte Emma. »Svantje du bist doch jetzt *Süster*, du musst ihm helfen.«

»Ich versuche es, aber vielleicht müssen wir einen Arzt rufen.«

»Aber das können wir uns nicht leisten!«

»Legen wir ihn auf den Boden. Ich brauche mehr Licht!«

Raik keuchte bei jeder Bewegung. Als er schließlich lag, wurde er ohnmächtig und verdrehte dabei auf unheimliche Weise die Augen.

Vater entzündete alle Lampen des kleinen Wohnraums und stellte eine auf einen kleinen Tisch direkt neben Raik. Sein linkes Auge war zugeschwollen, aus dem Haar rann Blut vermischt mit Schlamm. Die Wunden durften sich nicht entzünden. »Emma, kannst du *Water* heiß machen? Ich brauche auch saubere Tücher. Und Vater, dein Rasiermesser.«

Gemeinsam zogen sie Raik Jacke und Hemd aus.

An seinen Unterarmen waren überall blaue Flecke. »Sie haben ihn *innen Dutt slaan*, wer auch immer«, sagte Vater grimmig. »Wenn ich etwas tun kann, Svantje, gib Bescheid. Und wenn ich einen Arzt holen soll, dann zögere nicht. *De Jung* verdient gut genug, besser als ich.«

»Nein, ich denke, das geht so, ich werde ihn erst mal untersuchen. Leuchte mir, bitte.«

Seltsamerweise war sie nicht nervös. Dies war etwas, was sie konnte, was sie gelernt hatte. Sie war die beste Absolventin unter den Schwestern gewesen.

Raik wurde wieder wach, während sie seinen Unterleib abtastete. Die größte Gefahr ging von inneren Verletzungen aus. Gerissene Organe konnten einen Menschen umbringen, ohne dass von außen etwas zu sehen war. Sie ertastete keine größeren Flüssigkeitsansammlungen und keine Verhärtungen, aber als sie auf seine Nieren drückte, krampfte er sich zusammen und keuchte.

»Bleib ruhig, *Jung*«, sagte der Vater und sah Raik mit verkniffenem Gesichtsausdruck an, als leide er mit ihm. Emma stand mit Mutter am Herd und redete leise. Sie konnte kein Blut sehen, das wusste Svantje, aber Blut war überall.

»Da können wir nur abwarten. Wenn es schlimmer wird, brauchen wir einen Arzt, aber ich denke, er hat noch einmal Glück gehabt.«

Über den rechten Rippenbögen sah es weniger gut aus. Mehrere Blutergüsse verschmolzen dort zu einer rotblauen Fläche, lang wie ihre Hand. Svantje untersuchte die Stelle. »Eine oder zwei Rippen sind gebrochen. Raik, wer war das?«

»*Schandarms*«, stöhnte er und schloss dann wieder die Augen.

»Du bist mit dem Gesetz aneinandergeraten?«, fragte der Vater alarmiert. Er glaubte an den jungen Mann und wäre sicher tief enttäuscht gewesen, wenn sich seine Hoffnungen nicht erfüllten, davon war Svantje überzeugt.

»Nein ... trotzdem«, keuchte Raik, nur halb bei Sinnen.

»Sch, sch, bleib ganz ruhig, erst einmal kümmern wir uns um deine Verletzungen, dann kannst du uns erzählen, was passiert ist.«

Svantje besaß eine Spanschachtel, in der sie selbst gemachte Salben und Tinkturen aufbewahrte, die sie in der Schule hergestellt hatte. Nun gab sie dem warmen Wasser, das ihre Mutter in einer Schüssel neben sie stellte, ein Extrakt aus Torfmoos bei, das verhindern würde, dass sich die Wunden entzündeten. Mit einem weichen Lappen reinigte sie die Verletzung an Raiks Kopf, die ihr am meisten Sorge bereitete. Die Haut war einige Zentimeter aufgerissen, und es blutete noch immer. Das meiste Blut, das sich auf seinem Körper und der Kleidung befand, musste von dieser Verletzung stammen. Trotz der angespannten Situation fühlte sie Ruhe in sich einkehren. Sie war Krankenschwester, sie hatte gelernt, was zu tun war, und traute sich zu, Raik zu versorgen. Er konnte sich auf sie verlassen, und Svantje sich auf ihr Wissen. Vorbei war die Zeit, in der sie angesichts eines verletzten Menschen hilflos war. Sie verdrängte die Erinnerung an Piet. An ihre Panik, als er nicht atmete. Dies war anders. *Sie* war eine andere.

»Ich muss das nähen, dafür muss ich das Haar entfernen. Vater?«

Er reichte ihr sein Rasiermesser, das er wie einen Schatz hütete und jeden Morgen auf einem Leder schärfte. Emma, die sich in genau diesem Moment umwandte, unterdrückte einen Schrei.

»Keine Angst, ich tue ihm nicht weh.« Vorsichtig schabte Svantje auf beiden Seiten etwas Haar ab, dann wusch sie die Wunde noch einmal und tränkte eine gebogene Nadel und einen dünnen Faden in der Torfmoostinktur.

»Raik, du musst jetzt ganz stillhalten. Es wird ein wenig stechen, ich nähe die Wunde.«

»Ja, ja, mach nur, ich werde ritterlich schweigen«, sagte er und verzog den Mund zu einem kläglichen Lächeln. Dass er schon wieder scherzen konnte, gab ihr Mut. Auch der stolze Blick ihrer Mutter schenkte ihr Zuversicht. Dennoch war es etwas ganz anderes, einen guten Freund mit der Nadel zu traktieren, als einen Fremden. Sie meinte, jeden Stich selbst zu spüren.

Raik biss die Zähne aufeinander und schloss die Augen. Es dauerte nur wenige Minuten, dann konnte sie ihm einen Verband anlegen. Die anderen Wunden brauchten vor allem zweierlei, um zu heilen: Ruhe und Zeit.

Emma hatte inzwischen frische Kleidung geholt und half ihrem Bruder beim Anziehen. Kurz darauf verbreitete sich der Duft von Kaffee in der Wohnung.

Der Morgen war nicht mehr fern, und nach der Aufregung würde keiner wieder Schlaf finden. Nur der kleine Piet hatte von all dem Aufruhr nichts mitbekommen.

»Ich will hier nicht herumliegen«, protestierte Raik, und so halfen sie ihm in Vaters Sessel. Die aufrechte Haltung schien ihm mehr Schmerzen zu bereiten, doch er sah einfach grimmig drein und ballte die Hände zu Fäusten.

»Was ist passiert?«, brach Vater das unbeholfene Schweigen.

»Es gab eine Demonstration.«

»Du warst bei den Sozialisten?«

Raik neigte den Kopf zur Seite, aber eine Verneinung war das nicht, wurde Svantje klar.

»Als ich an den Landungsbrücken von der Fähre stieg, haben mir zwei *Schandarms* aufgelauert. Sie haben versucht, mir etwas nachzuweisen. Weil sie es nicht konnten, haben sie mich in eine dreckige *Twiete* gebracht und zusammengeschlagen. Ich habe mich nicht gewehrt, hätte ich es ...«

»... dann wärest du jetzt im *Kittje*«, beendete Vater den Satz.

»So ist es.«

»Aber so mussten sie dich gehen lassen. Dazu gehört viel Mut, *Jung*. Also hast du deine Anstellung gerettet.«

Raik nickte, diesmal deutlich. »Noch. Ich warte auf den *Dach*, an dem sie uns alle vor die Werkstore jagen. Harkenfeld schließt lieber seine Werft, als den Arbeitern Zugeständnisse zu machen. Ich habe gedacht, das gehe mich nichts an, aber ich habe mich geirrt. Diese *Swieneree* muss aufhören. Wir sind Menschen, verdammt! Wir haben ein Recht darauf, wie welche behandelt zu werden.« In seinen Augen brannte der Eifer, und Svantje ahnte, dass diese Nacht Raik verändert hatte. Ihr Freund aus Kindertagen begab sich auf einen gefährlichen Pfad.

9

Moskau, 1891

In Moskau waren auch die letzten Pelzmäntel und Hüte aus dem Straßenbild verschwunden. Der Frühling war spät gekommen, dafür aber umso heftiger. Er schien direkt in den Sommer überzugehen.

Dennoch fror Friedrich ein wenig. Er kam vom Schwarzen Meer, wo das Land bereits fest in sommerlicher Hand war. Die Felder waren bestellt, überall blühte und gedieh es. Auf den Weiden graste fettes Vieh mit glänzendem Fell.

Fast ein Jahr war er nun schon unterwegs. In den vergangenen Monaten hatte er Handelspartner seines Vaters aufgesucht. Die Männer kannten Falkenberg nur über Mittelsmänner und freuten sich, den Junior kennenzulernen.

Friedrich gelang es mithilfe von Übersetzern, bessere Konditionen auszuhandeln und weitere Waren ins Sortiment aufzunehmen. Besonders die Stoff- und Tuchfabrikation hatte es ihm angetan. Eine erneute Reise nach China brachte ihm eine großartige Quelle feinsten Seidenstoffe ein.

In Moskau warteten jetzt nur noch wenige Geschäfte auf ihn. Er wollte Rauchwaren kaufen, einige besondere Pelze und Kaschmirstoffe.

An diesem Abend hatte er eine Verabredung im Bolschoi-Theater, doch zuvor würde er seine Suite im Hotel beziehen.

Die Troika hielt vor dem großen Entree aus blütenweißem Marmor. Golden blitzten die Leuchter, die Tag und Nacht brannten. Zwei Herren in roter Livree eilten ihm entgegen, baten ihn herein und kümmerten sich um sein Gepäck, das mit jedem zurückgelegten Kilometer mehr wurde, da er von den Geschäftspartnern des Vaters mit Geschenken und Mustern überhäuft wurde.

Am Empfang erinnerte man sich an ihn.

»Herr Falkenberg«, rief der Portier und breitete überschwänglich die Arme aus, ohne seine Position hinter dem glänzenden Mahagonitresen zu verlassen. Der Mann hatte einen beeindruckenden Bauch und einen noch

beeindruckenderen Backenbart. »Willkommen zurück!«, rief er mit starkem Akzent.

»Ich freue mich auch, Dimitri.«

»Ihre Suite ist bereit. Und ich habe etwas für Sie.«

Friedrich hielt den Atem an, als der Portier einen Stapel Briefe aus einem Fach zog. Den obersten hob er vorsichtig ab, hielt ihn an seine Nase und schloss genießerisch die Augen. »Das riecht nach Liebe, *ljubow, amore!*«

Friedrich wollte den Mann nicht sehen lassen, wie sehr er auf diesen Brief gehofft hatte. Während Dimitri etwas auf Russisch faselte, trat Friedrich unruhig von einem Bein auf das andere. »*Poschaluista*, Dimitri, geben Sie mir die Post.«

»Aber natürlich.« Der Portier grinste verschwörerisch, schob den Brief, der vermutlich, hoffentlich, von Svantje stammte, mitten zwischen die anderen und reichte Friedrich den kleinen Stapel.

»Das Gepäck ist bereits oben, hier, Ihr Schlüssel.«

Friedrich nahm auch den entgegen. »Um neunzehn Uhr muss ich im Bolschoi sein, bestellen Sie mir einen Wagen?«

»Natürlich.«

Friedrich steckte dem Mann etwas Trinkgeld zu, dann eilte er hinauf in seine Suite, die mit dicken Teppichen und einem Bett ausgestattet war, das einem König zur Ehre gereicht hätte. Auf einem Marmortisch stand eine chinesische Vase mit Lilien, deren Duft die Räumlichkeiten beherrschte, als gehörten sie ihnen.

Friedrich bezahlte den Kofferträger, schloss die Tür hinter sich und ließ sich in einem Sessel nieder. Hastig ging er die Briefe durch. Zehn waren aus Hamburg, nur einer trug deutlich die Handschrift einer Frau. Er hob ihn an sein Gesicht, wie es zuvor der Portier getan hatte, und wirklich, da war schwacher Duft. Er lächelte. Svantje.

Doch noch konnte er nicht sicher sein. Es gab viele Damen, die es auf eine Verbindung mit dem Haus Falkenberg abgesehen hatten, und seine Mutter war sehr bestrebt, ihm eine adäquate Gemahlin zu suchen, die mit Sicherheit hübsch, aber sterbenslangweilig sein würde.

Vorsichtig schlitzte er das Kuvert auf.

Svantje hatte zwei Bögen vollgeschrieben. In der Mitte lag eine Fotografie. Er nahm sie heraus. Dort stand sie in einem vornehmen Gewand, das sie sich

vermutlich geliehen hatte. Es stand ihr ausgezeichnet. Sie wirkte nicht verkleidet, sondern so, als habe sie ihr Leben lang nichts anderes getragen. Sie lächelte in die Kamera, und er hatte das Gefühl, sie würde ihn direkt ansehen. Ihr Gesicht war ebenmäßig, wie auf einem alten Gemälde, und ihre Augen strahlten, als sei sie glücklich. Vielleicht – hoffentlich –, weil sie an ihn dachte. Das geschnürte Mieder und die eng anliegende Jacke brachten ihre Figur zur Geltung. Zu gern hätte er ihr blondes Haar offen gesehen, doch die Mode verlangte nach Hochsteckfrisuren.

Wie schön sie war ... Hatte er ihr das überhaupt jemals gesagt? Sicher, schöne Frauen gab es in Hamburg zuhauf, aber keine wie sie. Keine, in der sich Schönheit, Tatkraft und Witz zu einer so anziehenden Mischung verbanden. Es schien kein Hindernis zu geben, das sie nicht mit Mut und Klugheit überwand. Dabei war sie energisch, aber nicht stur oder gar herrisch, wie es in seinen Kreisen sonst üblich war. Er bewunderte ihren Einsatz für Kranke und Schwache. Es war eine Gabe. Ihn selbst kümmerten Fremde kaum, auch wenn er wusste, dass es nicht richtig war. Ob sie ihm das zum Vorwurf machen würde?

Die Fotografie brachte Erinnerungen zurück. Was hatten sie bei ihrem Treffen nicht hitzig diskutiert! Dabei hatten sich Svantjes Wangen gerötet, und die Augen blitzten nur so vor Begeisterung.

Der Besuch beim Fotografen musste Svantje ein kleines Vermögen gekostet haben. Friedrich ahnte, dass sie nur für ihn dorthin gegangen war. Er hob das Bild ins Licht. Ja, er hatte sich nicht getäuscht. Sie hielt einen Brief in der Hand, *seinen* Brief.

Friedrichs Herz tat einen wilden Satz. Sollten seine Eltern doch sagen, was sie wollten, er würde nur *eine* Frau an seiner Seite dulden, und das war sie, Svantje, Krankenschwester und Hausmädchen.

Er drehte die Fotografie um. Dort stand ein Datum. Das war drei Monate alt. Fast genauso lange hatte seine erneute Reise nach China gedauert. Vermutlich lag der Brief schon seit Ewigkeiten hier. Papier war geduldig. Hoffentlich waren wenigstens seine Briefe angekommen. Wie versprochen hatte er ein Reisejournal geführt und es Svantje Kapitel für Kapitel als Abschrift zukommen lassen.

Mit klopfendem Herzen faltete Friedrich ihren Brief auseinander. Er begann, wie er es von ihr erwartete, vorsichtig und mit einem Hauch von

Endlichkeit.

*Verehrter Friedrich,
wie habe ich mich über Ihren Brief gefreut, der mich so überraschend
erreichte. Zeile um Zeile habe ich verinnerlicht, sodass ich ihn
womöglich nun auswendig hersagen kann. Es ist ein kostbarer Schatz,
zu wissen, dass Sie an mich denken, und ich schätze die zarten Bande
unserer Freundschaft.
Meine Vernunft sagt mir, dass ich Ihnen nicht schreiben und Sie für mein
und Ihr Wohl vergessen sollte. Dennoch finden Sie nun diesen Brief und
die Fotografie, die Sie an mich erinnern soll, denn mein Herz hat meinen
Kopf besiegt. Ich bange um Sie und hoffe, der Brief findet Sie wohlauf.
Nicht vorzustellen, was Sie alles sehen und erleben dürfen. Wie klein ist
dagegen mein bescheidenes Leben.
Dennoch will ich Ihnen davon erzählen...*

Es folgte ein Bericht der letzten Monate. Sie schrieb, dass sie sich in der Arbeit bei den Harkenfelds eingelebt hatte und sie angenehmer fand als erwartet. Viel dazu trug Richard bei, der ihr wie versprochen seine Bücher zugänglich gemacht hatte und sich wohl auch dafür einsetzte, dass sie einen gerechten Lohn erhielt.

Dennoch sehnte sie sich danach, endlich ihre Anstellung als Krankenschwester anzutreten. Sie wollte Menschen helfen, statt Messing zu polieren und Wäsche zu stärken. Beim Bericht, dass sie nun oft als Anstandsdame für Hilde fungierte, musste er lachen. Richards Schwester war also noch immer auf der Jagd nach dem perfekten Ehemann. Eine Weile hatte sie es auch auf ihn abgesehen gehabt, doch diese Flausen hatte er ihr schnell ausgetrieben.

*... ich sehne den Tag herbei, an dem Sie gesund und wohlbehalten in
Hamburg ankommen, und bete für eine sichere Reise. Wie Sie gebeten
haben, nun die Antwort auf Ihre so artig vorgetragene Bitte. Ja, ich*

warte auf Sie, und ich würde Sie von Herzen gern wiedersehen, selbst dann, wenn Sie noch Jahre fortbleiben.

Fast hätte er den Brief in die Luft geworfen vor Freude, doch dazu war er ihm zu heilig. Stattdessen strich er nur zärtlich über Svantjes Zeilen. Sie wartete auf ihn!

Einen Moment lang betrachtete er wieder ihr Foto, dann nahm er selbst Feder und Tinte zur Hand. Er würde ihr schreiben, und der Brief sollte noch heute zur Post gehen.

Diesen Tag hatte er seit Monaten herbeigesehnt. Richard stand vor seiner leeren Berliner Wohnung. Sein Gepäck und sein Reitpferd hatte er bereits mit dem Zug vorausgeschickt.

Er hatte nicht erwartet, dass er nun, da es endlich so weit war, doch an seinem Weggang zweifeln würde. Richard hatte niemals nach Berlin gewollt. Aber die Stadt und vor allem der Dienst in der Armee hatten ihn freundlicher empfangen, als er es je für möglich gehalten hätte.

Die Dienstoberen waren ihm entgegengekommen und hatten ihm angeboten, er könne in Hamburg Aufgaben übernehmen, falls er sich dazu entschließen sollte, nicht als Junior in die Firma einzusteigen.

Was derzeit in den Zeitungen geschrieben wurde, ließ darauf hoffen, dass sein Vater irgendwann von seinem diktatorischen Führungsstil würde abweichen müssen. Auch ein Sturkopf wie der Senior musste doch erkennen, dass sich die Zeiten änderten und die Arbeiter mehr Rechte bekamen!

Schon wurde gemunkelt, dass die Sozialistengesetze, wie sie seit 1878 existierten und jedes Jahr verändert und angepasst wurden, abgeschafft würden. Richard hatte den Grund für ihre Entstehung noch in vager Erinnerung. Er war noch Schüler gewesen, als zwei erfolglose Attentate gegen Kaiser Wilhelm I. die Nation aufrüttelten. Der Täter namens Hölder war zwar kurz zuvor aus der SAP ausgeschlossen worden, aber Bismarck nahm das Ereignis dennoch zum Anlass, um gesetzlich gegen die wachsende Einflussnahme der Sozialisten in der Arbeiterschaft vorzugehen.

Längst war all das überholt, doch die Regierung der alten Männer hielt weiter daran fest, wie Kapitäne, die beschlossen, mit ihrem Schiff unterzugehen, obwohl die Rettungsboote bereitstanden und Frauen und Kinder längst von Bord waren.

Auf seinem Ritt vom Bahnhof nach Hause war Richard derart in Gedanken versunken, dass es etwas dauerte, bis ihm auffiel, wie kleinstädtisch ihm Hamburg verglichen mit Berlin inzwischen vorkam.

Er beobachtete die Menschen. Es herrschte eine nervöse, erhitzte Stimmung. Die Straßen waren voller Polizisten. An Litfaßsäulen klebten illegale Plakate, die von angeheuerten Hilfskräften abgerissen oder überklebt wurden.

Er kam an einer kleinen Demonstration vorbei, die hauptsächlich aus Frauen und Kindern bestand. Sie hielten Schilder hoch, auf denen sie neue Brunnen und trockene Wohnungen forderten. Niemand beachtete sie.

Schließlich hatte er die armen Stadtviertel hinter sich und erreichte das Villenviertel am Harvestehuder Weg. Auch hier hatten Veränderungen stattgefunden, die vor allem in einem größeren Polizeiaufgebot bestanden. Früher hatte er hier nie welche gesehen. Die Armen trauten sich nicht hierher, Verbrechen gab es kaum.

Richard trieb sein Pferd an. Vater wartete sicher schon, und er wartete nicht gern. Richard sah der Begegnung mit Schaudern entgegen. Der Patriarch erwartete von seinem Ältesten, dass er Verbesserungsvorschläge für die Zukunft der Werft machte. Keiner davon konnte seinem Vater gefallen. Vielleicht musste er schon heute mit ihm brechen. Richard würde seinen ganzen Mut brauchen.

10

Juni 1892, ein Jahr später

Ungeduldig sah Svantje dem Ende ihres Dienstes entgegen. Die Uhr im großen Krankensaal zeigte kurz vor vier, und die Sommersonne hatte den hohen Raum unangenehm aufgeheizt.

Es stank. Nach Schweiß, Lauge und Krankheit. Auch nach Tod, denn der Tod war in diesem Saal, in dem fast nur Arme versorgt wurden, nie weit entfernt.

Ein leises Wimmern ließ sie unbewusst innehalten. Obwohl sie eigentlich nur noch den Medikamentenschrank im Schwesternzimmer neu bestücken wollte, konnte sie es nicht ignorieren. Sie wandte sich um und seufzte so leise, dass es niemand mitbekam. An der linken Wand stand ein Bett, das nur halb von einem Vorhang verborgen war.

Zielsicher ging sie dorthin. Auf dem Bett lag eine Frau, jünger noch als sie selbst. Unter dem fadenscheinigen Nachthemd erhoben sich spitze Knochen. Sogar die Rippen zeichneten sich so deutlich ab, dass Svantje sie zählen konnte.

Die Frau war seit einigen Tagen hier. Ihre Familie hatte sie hergeschafft, als niemand mehr weiterwusste, und sie dann einfach vergessen. Die Fremde war nicht allein. Ein zweijähriges Mädchen lag neben ihr, ebenso Haut und Knochen wie die Mutter. Beide fieberten. Lungenentzündung, und das im Sommer.

Svantje hob die Rupfendecke auf, die zu Boden gefallen war, und deckte beide wieder zu. »Na, meine Kleine, möchtest du etwas trinken?«

Die Augen des Mädchens weiteten sich, sobald Svantje nach dem bereitstehenden Wasserglas langte. Das war ihr Antwort genug. Vorsichtig hob sie das Wasserglas an die vom Fieber aufgesprungenen Lippen des Kindes. Das Mädchen trank gierig, aber die meiste Flüssigkeit rann ihr gleich wieder aus dem Mund, so entkräftet war sie.

Svantje probierte, auch ihrer Mutter etwas Wasser einzuflößen, doch die Frau reagierte nicht einmal. Ihr Gesicht war einfallen, unter den Augen

standen dunkle Ringe. Svantje konnte sehen, wie sich die Augäpfel unter den Lidern hastig hin und her bewegten.

Für die junge Mutter kam jede Hilfe zu spät. Situationen wie diese taten Svantje immer am meisten weh. Viel zu oft konnte sie den Patienten nicht helfen. Wären die Krankheiten alleinig schuld an ihrem Tod, hätte sie das vielleicht noch akzeptieren können. Aber so war es nicht. Die Leute starben, weil sie arm waren, weil sie im Dreck lebten und in einer reichen Stadt wie Hamburg nicht einmal das Nötigste hatten. Das machte Svantje wütend, eine Wut, die allzu oft in einen Zustand von Erschöpfung und Ohnmacht führte. Häufig blieb sie nach dem Ende ihrer Schicht länger, um bei den Sterbenden zu wachen. Weil es ihr das Gefühl gab, ihnen wenigstens einen letzten Dienst zu erweisen. Auch bei dieser Frau wäre sie geblieben, aber heute konnte sie nicht. Niedergeschlagen ging sie zur diensthabenden Oberschwester und berichtete ihr, dass die Frau vermutlich in den nächsten Stunden sterben würde und sich jemand des Kindes annehmen musste. Dann ging sie, füllte, so schnell sie konnte, den Medikamentenschrank und zog sich um.

Es war ein neues Kleid, das sie von ihrem Ersparten gekauft hatte. Doch nun dachte sie, vielleicht wäre es besser gewesen, das Geld den Ärmsten der Armen zu geben, damit sie sich zumindest einige Tage ernähren und besseres Wasser besorgen konnten.

Die Sonne, die sie im großen Krankensaal durch die Fenster hatte blitzen sehen, hüllte sich nun in dünne Schleierwolken, als habe sich Svantjes Stimmung auf sie übertragen. Sie hatte sich auf diesen Tag gefreut, war mit wildem Herzklopfen aufgestanden, und nun hatte sie trotzdem ein schlechtes Gewissen, weil sie nicht bei der Sterbenden geblieben war, sondern an ihr eigenes Glück dachte.

Er wartete im Park, wo Angehörige mit ihren kranken Verwandten spazieren gingen. Ein Mann schob seine Frau in einem Rollstuhl zu einem kleinen See. Friedrich schien Svantjes Nähe zu spüren und wandte sich um. Es war eine besondere Verbindung, die sie hatten, wie ein dünner Seidenfaden, der stets zwischen ihnen gespannt war. Nun klopfte ihr Herz schon beim Anblick seiner Silhouette wie wild.

Und wie so oft, wenn sie sich trafen, fiel ihr auf, was für ein gut aussehender Mann er war: groß, breit in den Schultern und mit diesem besonderen

Ausdruck in den Augen, den nur jene Menschen besaßen, die schon viel von der Welt gesehen hatten.

Andere Frauen beneideten sie, das wusste Svantje. Auch jetzt beobachteten zwei Spaziergängerinnen genau, wie er auf Svantje zuing.

»Entschuldige, ich habe dich warten lassen«, sagte sie, noch bevor er ganz bei ihr war.

»Bitte, du brauchst dich nicht zu entschuldigen.« Friedrich nahm ihre Hand und küsste sie, doch es war kein hingehauchter Handkuss. Lange berührten seine weichen Lippen ihre Haut, konnte sie das Kitzeln seines schmalen Barts fühlen. Ihre Hand musste noch nach Kernseife riechen, doch Friedrich rümpfte seine Nase nicht.

Svantje hakte sich bei ihm unter. Sie brauchte seine Nähe wie die Luft zum Atmen. Heute ganz besonders.

»Du siehst müde aus, hast du einen schlechten Tag gehabt?«

»Ach, Friedrich, es immer das Gleiche, aber ich will dich nicht auch noch betrüben.«

»Erzähle es mir, wenn du möchtest.« Er drückte ihre Hand und blickte sie aufmunternd an. »Deine Sorgen sind auch meine. Für deine Arbeit hast du meinen größten Respekt.«

»Ich habe heute wieder fast nur Menschen behandelt, die von ihrem Leben krank geworden sind. Von den elenden Quartieren in den schimmeligen, überfüllten Kellerwohnungen der Gängeviertel, von dreckigem Wasser und zu wenigem, zu schlechtem Essen. In dieser Stadt wird so viel Geld verdient, da muss es doch möglich sein, es für alle etwas besser zu machen.«

»Deine Worte in Gottes Ohr, oder besser, in die Ohren des Senats.«

»Altona hat eine Sandfilteranlage für ihr Trinkwasser.«

»Aber Altona gehört zu Preußen. Hier will niemand die Kosten für so etwas übernehmen, weder Senat noch Bürgerschaft wollen dafür eintreten.«

»Dann sollen sie sich dafür doch zusammentun! Stattdessen sterben die Leute an der Ruhr, und die kleinen Kinder bekommen Würmer, weil sie das Wasser aus der dreckigen Elbe trinken oder aus Brunnen, die direkt neben den öffentlichen Latrinen gegraben werden.«

Friedrich verzog das Gesicht und dachte wohl gerade, wie glücklich er sich schätzen konnte. Im Haus seiner Familie gab es sicher nur kristallklares Wasser, das keinen seltsamen Geruch verbreitete.

»Dort drinnen liegt eine Frau, sie ist mit mir aufgewachsen, und morgen ist sie tot. Ihr kleines Kind überlebt, das hoffe ich zumindest. Ich kenne die Familie vom Sehen. Sie wohnen in meiner Straße, in einem Haus, das längst abgerissen gehört. Alle Menschen dort sind lungenkrank. Die Wände drinnen sind schwarz vor Schimmel.«

Svantje atmete tief durch und versuchte, sich zu beruhigen. »Ich fühle mich so schrecklich hilflos, Friedrich.«

»Das verstehe ich. Aber versuche, es aus einem anderen Blickwinkel zu sehen. Du tust alles, was in deiner Macht steht, um ihnen zu helfen, und dafür verehere ich dich.«

Sie schwieg zu seinen Worten, und doch fühlte sie ihr Herz leichter werden. Friedrich hatte eine Gabe dafür, dass es ihr durch seine bloße Anwesenheit besser ging. Seitdem er vor einigen Wochen von seiner Reise zurückgekommen war, trafen sie sich fast jeden zweiten oder dritten Tag, und mittlerweile wusste Svantje, dass sie ihn liebte. Sie hatte es nur noch nicht auszusprechen gewagt. Aber sie konnte in seinen Augen lesen, dass auch er so empfand. Die vielen Briefe, die sie einander geschrieben hatten, hatten sie einander nähergebracht. Neben seinen Berichten aus China und Russland war immer auch eine persönliche Geschichte dabei gewesen. Von seiner Kindheit, seinen Plänen für die Zukunft, seinen Ansichten. Er hatte fortschrittliche Ideen für die Reederei des Vaters und vor allem den Fernhandel. Seine Denkweise und die Fähigkeit, alle Aspekte zugleich einzubeziehen wie Fäden in einem kompliziert gemusterten Gewebe, waren erstaunlich. Und wie selbstverständlich machte er Svantje zu einem Teil seiner Gedankenwelt. Niemals behandelte er sie von oben herab. Friedrich spürte immer, wenn sie Sorgen hatte, war ein guter Zuhörer und seiner Zeit weit voraus. Wäre es nach ihm gegangen, hätten Frauen längst Studienabschlüsse machen und sich an den Wahlen beteiligen dürfen.

Oft konnte Svantje ihr Glück kaum fassen, weil sie ihm begegnet war. Jeden Tag wagte sie ein wenig mehr zu hoffen, dass sie ihre Zukunft an seiner Seite verbringen durfte, auch wenn es unwahrscheinlich war. Sie wollte jedes seiner kleinen Geheimnisse ergründen, ihm zuhören, ihn beobachten, wenn er lachte. Das war wie Balsam auf ihrer Seele, die beste Medizin nach einem anstrengenden Tag.

»Komm, spazieren wir zum See, ja?«

Sie nickte nur. Es gab eine Bank in dem Park, die ein wenig versteckt lag und zu ihrem Stammplatz geworden war. Schweigend spazierten sie los. Mit jedem Schritt schwand ihre innere Unruhe ein wenig mehr und machte dem goldenen, flatterhaften Gefühl Platz, das Svantje in Friedrichs Nähe stets verspürte. Eine Welt ohne ihn konnte sie sich gar nicht mehr vorstellen. Mit leiser Verzweiflung verbannte sie jeden Gedanken an die Zukunft, wie sie es schon tat, seitdem sie sich vor nun bald zwei Jahren entschlossen hatte, ihm Briefe zu schreiben.

Sie setzten sich, halb verborgen von blühenden Schwertlilien und einer Trauerweide, die ihre weichen Zweige wie einen Vorhang herabließ.

Friedrich nahm ihre Hände in seine und sah Svantje lange an, bis ihr Herz so wild galoppierte, als wolle es ihr aus der Brust springen, ihm entgegen.

Sie lächelte. »Wenn du bei mir bist, ist alles gut. Nichts kann mir dann noch etwas anhaben.«

Die Worte schienen ihn wachsen zu lassen. Er fuhr sich durchs Haar, setzte an, um etwas zu erwidern, schwieg dann und griff in die Innentasche seiner maßgeschneiderten Jacke. Erst jetzt fiel ihr auf, dass er sich besonders gut gekleidet hatte, erlesener als sonst, wenn sie sich trafen.

»Ich habe etwas für dich«, sagte er mit belegter Stimme. »Ich schulde es dir schon lange, sehr lange.«

Er ließ ein kleines Seidenbeutelchen in ihre Hand gleiten.

»Was ist das?«

»Mach es auf.«

Vorsichtig löste Svantje das Band. Eigentlich hatte sie ihm verboten, ihr Geschenke zu machen. Niemand sollte von ihrer Verbindung wissen, und jedes Geschenk konnte sie verraten. Sie hatte neue Kleider abgelehnt, Schmuck und Stoffe, die er aus China mitgebracht hatte. Und jedes Mal tat es ihr weh, ihm die Dinge zurückzugeben. Er nahm sie dann immer *in Verwahrung*, wie er es nannte. Denn es blieben Geschenke. Hin und wieder trug sie für einige gestohlene Stunden Ohrringe oder anderen Schmuck, wenn sie heimlich ausgingen. Bevor sie sich trennten, nahm er alles Verräterische wieder an sich. Auch dies schien eine dieser Heimlichkeiten zu werden.

Schließlich schüttete sie den kleinen Schatz in ihre Handfläche. Golden blitzte ihr ein Medaillon mit einer langen Kette entgegen. »Friedrich!«

»Du musst es tragen«, sagte er weich. »Du *musst*.«

Vorsichtig betätigte Svantje die kleine Schließe. Das Medaillon sprang auf, und ihr blickte Friedrichs Porträt entgegen. Es war eine überaus gelungene Fotografie. Auf der anderen Seite ringelte sich eine Haarlocke hinter dünnem Glas.

»Ich würde mir wünschen, dass du es trägst. Es würde mich sehr glücklich machen, zu wissen, dass ein kleiner Teil von mir immer bei dir ist.«

»Das ist Gold«, war das Einzige, was sie herausbrachte.

»Und ein Saphir, passend zu deinen Augen. Ein Ring wäre nur hinderlich bei deiner Arbeit, und da dachte ich ...«

Svantje beugte sich vor, um ihn auf die Wange zu küssen, doch er drehte den Kopf, und plötzlich berührten ihre Lippen seinen Mund. Es war wie ein Funke, der kribbelnd und leuchtend auf sie übersprang. Noch nie hatte sie etwas Ähnliches gefühlt.

Friedrich zog sie an sich, legte eine Hand um ihren Nacken und hielt sie sanft fest, als sie den Kuss lösen wollte. Er öffnete den Mund und küsste sie auf eine Weise, wie sie noch nie geküsst worden war. Schwerelos wie ein Vogel fühlte sie sich. Leicht und doch so geborgen in seinen Armen.

Als sie Schritte über Kies knirschen hörten, lösten sie sich voneinander, beide atemlos und beide glücklich. Ein älteres Paar schlenderte vorbei, angeregt in ein Gespräch vertieft, und Svantje fragte sich, ob auch Friedrich und sie einen Weg finden würden, um miteinander alt zu werden.

Friedrich schien ihre Gedanken zu teilen. Nachdenklich blickte er dem Paar hinterher. »Svantje ...«

Er kniete sich vor sie. Es ging so schnell, dass sie meinte, ihr Herz höre vor Schreck auf zu schlagen.

»Svantje Claasen, ich kann mir kein Leben ohne dich vorstellen, das es wert wäre, gelebt zu werden. Ich möchte alles mit dir teilen, mit dir alt werden, dich lieben dürfen. Heirate mich.«

»Aber ich ... deine Eltern ...«, stotterte sie. Sie würden es niemals zulassen. Friedrich hatte viel von seiner Mutter erzählt und wie sehr sie auf den Ruf ihres Sohnes bedacht war. Dass sie ständig auf der Suche nach einer geeigneten Frau für ihn war. Und geeignet bedeutet aus ihrer Sicht vor allem eins: standesgemäß. Friedrich konnte darüber nur lachen, doch Svantje versetzte es jedes Mal einen Stich. Sie hatte versucht, Friedrich nicht allzu gernzuhaben, aus Angst, verletzt zu werden. Denn so würde es kommen, auch

wenn er es nicht wollte. Und nun machte er ihr tatsächlich einen Antrag. Glaubte er denn wirklich, dass seine Eltern eine Ehe mit einer Frau wie ihr zulassen würden? Ungläubig musterte sie ihn, seine strahlend grünen Augen, die funkelten, als sähe er in ihrer gemeinsamen Zukunft ein weiteres Abenteuer. Was bedeuten schon zornige Mütter, verglichen mit einem Sturm auf hoher See oder Räuberbanden auf fernen Handelswegen, schien dieser Blick zu sagen. Und sie wollte ihm so gern glauben.

»Svantje, es geht um uns, nicht um meine Eltern. Wenn es sein muss, sage ich mich von ihnen los. Ich habe lange darüber nachgedacht. Wir finden einen Weg, wenn du mich nur liebst.«

»Aber ich liebe dich doch«, flüsterte sie und musste weinen. Das er überhaupt so eine Frage stellte.

»Dann bin ich der glücklichste Mann der Welt.« Er stand auf, und sie erhob sich mit ihm, das Medaillon ganz fest in ihrer Hand haltend.

Er legte es ihr um. »Das soll unser Pfand sein.«

Sie schob es unter ihre Kleidung, und es kam genau zwischen ihren Brüsten zu ruhen. Wie es sich wohl anfühlen würde, wenn *er* sie dort berührte und nicht der Schmuck? Beschämt errötete sie.

Friedrich schien zu ahnen, was sie dachte, schwieg aber. Ein seltsames Lächeln umspielte seinen Mund, und sie schob ihre Hand in seine. »Ich möchte laut in die Welt hinausrufen, dass ich mich deine Verlobte nennen darf«, flüsterte sie.

»Die Welt, das sind eine ganze Menge Leute. Beginnen wir mit deinen Eltern. Für meine brauchen wir eine etwas längere Vorbereitungszeit. Zuerst möchte ich deinen Vater um Erlaubnis bitten.«

»Heute?« Sie schluckte. Bisher hatte sie sich immer nur vorgestellt, wie seine Eltern *sie* ablehnten. Doch plötzlich fürchtete sie sich ebenso vor der Reaktion von Vater und Mutter Claasen. Wie entsetzt die Mutter gewesen war, als sie vertraulich mit Richard Harkenfeld gesprochen hatte! Und nun präsentierte Svantje ihr ausgerechnet dessen besten Freund als zukünftigen Schwiegersohn.

»Nun schau nicht so kritisch, Svantje. Ich weiß mich zu benehmen.« Liebevoll strich er ihr über die Wange.

»Das weiß ich doch, Friedrich. Es kommt nur alles so plötzlich.«

»Zweifelst du an uns?«

»An dir und mir niemals«, versicherte sie ihm schnell.

»Dann begleite ich dich nach Hause.«

Das hatte er noch nie getan, hatte noch nie gesehen, wo sie lebte. Vielleicht ahnte er es nicht einmal. Es würde eine Prüfung sein, die erste von vielen, die sie zu meistern hätten.

Svantje schwankte zwischen Glück und Unglück. Als Friedrich eine Mietsdroschke kommen lassen wollte, bestand sie auf die Pferdestraßenbahn. Er sollte auf ihre Weise zu ihr fahren.

In der Bahn gab es keine Sitzplätze mehr, dafür das übliche überwältigende Geruchsgemisch vieler Menschen, von denen die meisten den ganzen Tag lang geschuftet hatten. Friedrich rümpfte die Nase, schwieg aber.

Svantje hielt sich an ihm fest, das Gedränge in der Bahn erlaubte mehr Nähe, als eigentlich statthaft war. Doch hier wusste niemand, dass sie nur verlobt und nicht längst Mann und Frau waren. Friedrich hatte eine Hand um ihre Mitte gelegt, ihr Rücken lehnte an seiner Brust, und Svantje meinte, noch immer eine Erinnerung an den intensiven Kuss zu spüren, mit dem sie ihre Liebe besiegelt hatten. Warm fühlte sich ihr Mund an und ein wenig wund, aber auf eine gute Art.

Als sie auf St. Pauli ausstiegen, wehte ihnen schon der muffige Atem des Hafens entgegen. Ein Schiffshorn dröhnte laut und wehmütig.

»Komm, hier entlang«, sagte Svantje, und sie überquerten eine breite Straße, um gleich darauf ins Gängeviertel einzutauchen. Fleete unterbrachen die verschachtelten Straßenzüge. Friedrich sah sich aufmerksam um, die in die Gasse vorkragenden Fachwerkbauten hinauf, wo die Wäsche im schwachen Wind flatterte, und in die schmalen Gänge zwischen den Häusern mit ihrem Unrat und den Ratten. Sie wusste genau, warum sie stets darauf bestanden hatte, den Heimweg allein anzutreten, ganz gleich, wie sehr Friedrich protestierte.

»Hier war ich noch nie«, sagte er, scheinbar bemüht, seiner Stimmlage keine Wertung beizugeben.

»Das denke ich mir. Noch kannst du es dir anders überlegen. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht, wo ich herkomme. Wir sind arm, Friedrich.«

»Was redest du da nur für einen Unsinn, Svantje Claasen? Was hat unsere Liebe damit zu tun?«

»Für manche alles«, sagte sie, und das mulmige Gefühl in ihrer Magengegend wuchs. Ihre Mutter würde es sicher nicht gutheißen, dass sie ohne Ankündigung Besuch mitbrachte. Aber wenn sie ihren Eltern vorher sagte, wer kam, würde es noch schlimmer. Sie würden ihr den Umgang mit Friedrich gleich verbieten.

»Schaff deinen reichen Freier hier weg«, schrie plötzlich eine grelle Frauenstimme aus einem offen stehenden Fenster. Svantje bezog den Ruf nicht auf sich, Friedrich jedoch zuckte zusammen, dann schob er sie hastig zur Seite. »Achtung!«

Im nächsten Augenblick wurde ein Nachttopf ausgeleert, doch die stinkende Brühe verfehlte sie, dank Friedrichs schneller Reaktion. »Nette Gegend«, murmelte er und warf Svantje ein schiefes Lächeln zu.

»Es ist nicht mehr weit.«

Kurz darauf erreichten sie das Wohnhaus. Wie so oft saß auch an diesem Abend Raik auf der Treppe, hielt einen Schwatz mit dem alten Väterchen, das seit einer Weile im Kohlenkeller wohnte, und rauchte.

Als er Svantje mit ihrem Begleiter bemerkte, verdüsterte sich sein Blick. »Das ist ein guter Freund und wie ein Sohn für meinen Vater«, flüsterte Svantje.

»Also wie ein Bruder für dich«, fragte Friedrich forschend. Ihm war Raiks ablehnende Reaktion nicht entgangen. Svantje merkte, wie er sich verspannte.

»Für mich ist er wie ein Bruder. Was er in mir sieht ...« Sie ließ es wie eine Frage klingen, doch sie wussten beide, was sie meinte.

Raik stand auf und warf seinen Zigarettenstumpen weg, der prompt von dem Alten aufgehoben und gierig weitergeraucht wurde. Er war kräftiger als Friedrich, sein Körper gestählt durch die anstrengende Arbeit, und ihm haftete etwas Unberechenbares, Dunkles an, das ihn seit den Kindertagen in der Gosse begleitete. Svantje wusste, dass das meiste davon nur Fassade war. Mühelos durchdrang sie seinen Schutzschild, wenn sie nur wollte. Darunter steckte ein herzensguter Kerl, der sich für Familie und Freunde aufopferte.

Doch Friedrich konnte das nicht ahnen. Er sah nur den kräftigen Arbeiter mit dem Raubvogelblick, dem dessen Anwesenheit eindeutig missfiel. Aber der einzige Weg führte an ihm vorbei. »Guten Abend, Raik, das ist Friedrich Falkenberg.«

»Ihr Verlobter«, sagte Friedrich und streckte ihm die Hand hin. Raik ignorierte sie. Seine Miene wurde bitter. »Da wird dein Vater wohl noch ein Wörtchen mitzureden haben.«

»Raik!«

Doch er machte ohne ein weiteres Wort auf dem Absatz kehrt und ging mit raschen Schritten davon. Svantje sah ihm nach, wie er mit hochgezogenen Schultern die Gasse hinuntereilte. Sicherlich würde er nun zur Speicherstadt gehen, sich an seinen Stammplatz auf der Brücke setzen und ein Bier oder auch einige mehr trinken. Doch das war ihr geringstes Problem. Mittlerweile fühlte sie sich regelrecht krank, so bang war ihr. »Vielleicht sollten wir doch besser warten.«

»Nein. Wir beide haben unseren Entschluss gefasst. Ich stehe zu dir, komme, was wolle. Außerdem wird dein brüderlicher Freund sicher nicht den Mund halten.«

»Du tust ihm unrecht, Raik kann ein Geheimnis bewahren.«

Friedrich öffnete zur Antwort die Haustür. Svantje stieg ihm voraus die knarrende Holztreppe hinauf. Obwohl es wie immer laut im Haus war, begegneten sie keinem Nachbarn. Essensdüfte drangen aus den Wohnungen. Steckrübeneintopf, Milch- oder Brotsuppe, je nach dem, was sich die Leute gerade leisten konnten.

Vor der Wohnungstür bekam Svantje plötzlich Angst. Dabei hätte sie sich doch eigentlich freuen sollen. »Warte einen Augenblick bitte, ich warne sie vor.«

»Wenn das dein Wunsch ist.« Er zog sie überraschend an sich und küsste sie im zwielichtigen Dunkel des Treppenhauses lange und leidenschaftlich auf den Mund. »Lass mich nicht zu lange warten«, flüsterte er ihr ins Ohr. Eine wohlige Gänsehaut floss ihr über den Hals, die so gar nicht zu dem heißen Gefühl in ihren Wangen passen wollte.

Sie öffnete die Tür und stand sofort in der Wohnstube. »Mutter, Vater ich bin zu Hause.« Der siebenjährige Piet kam sofort auf sie zugestürmt und umarmte sie. Mutter stand bei der Krippe, in der die kleine Marie lag. »Leise, sie ist gerade eingeschlafen«, flüsterte sie. Svantje trat zu ihrer Mutter, die sie fragend musterte. »Na, *mien Deern*, was ist denn in dich gefahren? Du strahlst ja geradezu vor Glück!«

»Das möchte ich euch gleich gemeinsam erzählen. Wo ist der Vater?«

»Er war nach der Arbeit so müde und hat sich kurz hingelegt.«

»Ich schlafe nicht!«, schallte es aus dem angrenzenden Zimmer.

Svantje zuckte zusammen, weil die Mutter ihr plötzlich über die Wange strich. »Diese Art von Strahlen kenne ich doch genau! Ist es Raik?«

»Was, Raik? Nein, natürlich nicht!«, erwiderte Svantje entsetzt.

»Georg, kommst du? Ich glaube, unsere Tochter hat uns etwas zu sagen«, rief sie nun.

»Nicht ich, *wir*. Friedrich wartet draußen, er möchte mit dem Vater sprechen und dich kennenlernen.«

»Wer, Svanni, wer?«, fragte Piet ungeduldig.

»Du kennst ihn bereits, auch wenn du dich wahrscheinlich nicht erinnerst.«

»Grundgütiger!«, rief die Mutter nur und begann, hektisch aufzuräumen, obwohl sie die Wohnung stets ordentlich hielt. Dann gesellte sich der Vater zu ihnen und sah Svantje erwartungsvoll an. *Sei gut zu ihm, ich hab ihn so lieb*, wollte sie sagen, doch sie brachte kein Wort heraus. Ihre Kehle war staubtrocken und die Knie so weich, dass sie ihnen kaum noch traute. Die Eltern *mussten* ihn einfach mögen, es ging gar nicht anders! Wie konnte man ihren Friedrich auch nicht gernhaben? Wenn er ein Arbeiter mit einer ordentlichen Anstellung gewesen wäre, hätten ihre Eltern ihn sicherlich sofort willkommen heißen. Doch da war diese Kluft, so tief und weit, dass kein freundliches Wort und kein Versprechen sie überbrücken konnte.

Vater sah sie fragend an, abwartend. Schon jetzt sah sie ihm an, dass er nicht zufrieden war. Er hatte gehört, wie sie verneint hatte, dass Raik derjenige war, um den es ging. »Nun los, *mien Tochter*.«

Svantje ging zur Tür, auch wenn sie plötzlich nicht mehr sicher war, ob sie überhaupt öffnen sollte. Doch dann gab sie sich einen Ruck. Friedrich stand still da, die Hände gefaltet, eingerahmt vom Licht, das aus der Stube drang. Sein dunkelblauer Anzug saß perfekt, den Straßenschmutz musste er in der kurzen Wartezeit von seinen Schuhen gewischt haben. Das Leder glänzte, wie auch die goldenen Manschettenknöpfe und das Kettchen seiner Taschenuhr. Svantje war in den vergangenen Wochen so vertraut mit ihm geworden, dass ihr die unwichtigen äußerlichen Unterschiede kaum noch aufgefallen waren. Sie sah die Hände, die sie so gern hielt, den Mund, den sie küsste, und den vertrauten Blick, der in diesem Moment so unsicher wirkte, wie sie ihn noch nie gesehen hatte.

»Komm rein«, sagte sie leise.

Friedrich trat ein, nahm den Hut ab und deutete eine Verbeugung an.

Sofort flackerte Erkennen in Mutters Gesicht auf. Sie musste in ihren vielen Dienstjahren bei Harkenfeld schon häufiger auf Friedrich getroffen sein, das fiel Svantje erst jetzt auf, als ihre Mutter sich tief verbeugte und kreidebleich zu stammeln begann: »Herr Falkenberg, Welch eine Ehre, wir konnten ja nicht ahnen ...«

»Frau Claasen, vielen Dank, dass Sie mich in Ihrem Heim willkommen heißen«, sagte Friedrich, doch seine Souveränität bröckelte, als Mutter mit gesenktem Blick stehen blieb und ihm nicht die Hand reichte.

Doch es sollte noch schlimmer kommen.

»Von willkommen hat niemand etwas gesagt«, knurrte ihr Vater. »Wer sind Sie, was wollen Sie hier?«

»Vater, darf ich vorstellen? Friedrich Falkenberg. Friedrich, das ist mein Vater Georg Claasen.«

Sie gaben sich die Hand und starrten einander an. Svantje wurden die Knie nun endgültig weich.

»Es ist mir eine Ehre«, versuchte Friedrich die Situation zu retten. »Sie haben eine wunderbare Tochter großgezogen.«

Vater, bitte!, dachte Svantje und warf ihrem Vater einen flehentlichen Blick zu. Sah er denn nicht, wie glücklich sie dieser Mann machte?

Um die unangenehme Stille gar nicht erst zuzulassen, wies Svantje auf Piet. »Das ist übrigens mein kleiner Bruder Piet, ihr seid euch bereits einmal begegnet.«

Friedrich schüttelte dem Jungen die Hand, als begrüße er einen Erwachsenen. »Danke noch mal für die Karamellbonbons.«

Piets Miene hellte sich auf. »Du bist das!«

»Piet!«, zischte die Mutter, erschrocken ob der formlosen Anrede.

»Setzen wir uns doch hin und lernen uns kennen«, sagte Svantje schließlich und zog Friedrich an der Hand zum Küchentisch. Sie setzten sich, und da Vater die Situation offenbar unbequem war, wenn er stand und sein Gast saß, nahm er ebenfalls Platz.

»Wir haben nur Wasser«, sagte Mutter und goss jedem ein Glas ein. Friedrich räusperte sich. »Wasser reicht, anstoßen können wir später. Herr Claasen, Frau Claasen, ich bin zu Ihnen gekommen, um mich vorzustellen.«

Svantje hatte Friedrich noch nie derart unsicher erlebt. Vor Vaters strengem Blick bröckelte sein Selbstbewusstsein. Er saß kerzengerade auf dem Stuhl, doch sie erhaschte einen Blick auf seine linke Hand, an der er seinen alten Siegelring unablässig drehte. Sie hätte ihm so gerne beigegeben, doch das hätte Vater ihm womöglich falsch ausgelegt, als beweise Friedrich kein Rückgrat.

Friedrich räusperte sich und nippte am Wasserglas. »Es ist so, dass Svantje und ich einander vor über zwei Jahren zum ersten Mal begegneten. Uns ist beiden bewusst, dass dies eine ungewöhnliche Verbindung ist, aber ich kann mir keine bessere Zukunft vorstellen als gemeinsam mit Svantje. Sie ist eine mutige, hilfsbereite Frau mit einem großen Herzen. Und hübsch noch dazu, aber das muss ich Ihnen ja sicher nicht sagen.« Er redete schneller, als Svantje es von ihm kannte, und klang ein wenig atemlos.

Svantje beobachtete ihre Eltern genau. Die Mutter starrte Friedrich gebannt an, als gliche seine bloße Anwesenheit Zauberei. Als er Svantje Komplimente machte, lächelte sie stolz. Der Vater hingegen war wie versteinert. Reglos hörte er sich alles an, nur seine Brauen zogen sich mehr und mehr zusammen, bis die Augen in Schatten lagen. Friedrich missfiel ihm. Dessen Worte, seine Anwesenheit, vermutlich alles an ihm. Sein Wunsch stand fest. Er sah Raik als ihren Zukünftigen.

»In den vergangenen Jahren haben wir einander Briefe geschrieben, ich war viel auf Reisen. Ich denke, wir haben unsere Herzen lange genug geprüft. Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Claasen. Ich möchte Ihre Tochter heiraten und bitte um Ihren Segen.«

»Meinen Segen? Ich weiß doch gar nicht, wer Sie sind!«, knurrte Vater.

»Ein guter Freund des Juniors Harkenfeld«, flüsterte Mutter leise, aber nicht leise genug.

»Das stimmt, unsere Familien sind freundschaftlich verbunden«, sagte Friedrich. »Die Falkenbergs sind Reeder in dritter Generation. Ich interessiere mich sehr für den Fernhandel, besonders für Tuche, Seiden und Rauchwerk, und habe vor, diesen Geschäftszweig weiter auszubauen.«

»Friedrich war schon in China und in Russland!«, ergänzte Svantje. Sie war stolz auf ihn, das sollten die Eltern ruhig wissen.

Der Vater lehnte sich zurück und verschränkte die Arme. Die Stuhllehne knarrte. »Dann sind Sie ein reicher Mann, Herr Falkenberg. Wir aber sind

arm. Sie beschämen uns. Diese Verbindung erhält meinen Segen nicht. Meine Tochter würde auch Ihrem Ruf nicht bekommen. Eine solche Ehe wäre nicht gut, für niemanden.«

Vaters Worte trafen Svantje wie ein Schlag. Sie rang nach Atem, wollte etwas erwidern, doch heraus kamen nur Tränen.

»Aber ich liebe ihn doch.«

Friedrich nahm ihre Hand. »Ich habe diesen Schritt reiflich überlegt, Herr Claasen, und bin bereit, sämtliche Konsequenzen zu tragen. Selbst wenn es den Bruch mit meiner Familie bedeuten würde.«

Zum ersten Mal sah Georg Claasen ihn richtig an. Friedrich hielt seinem Blick stand. Schließlich seufzte der Vater. »Es ist Ihnen also ernst. Und dir auch, mein Kind?« Er wandte sich Svantje zu, die sich mit dem Ärmel die Augen tupfte. »Na, na, *Dochter*. Sieh mich an. Ist dir überhaupt klar, worauf du dich einlässt? Diese Leute werden dich nicht mit offenen Armen empfangen. Sie werden dich verhöhnen. Und den Mann, den du dir ausgesucht hast, ebenfalls! Das bringt nur Unglück für euch beide. *Mien Deern*, ich will doch nur, dass du glücklich bist.«

»Mit Friedrich *bin* ich glücklich«, sagte sie trotzig.

Der Vater sah sie lange und prüfend an. Mutter drückte kurz seine Hand und lächelte scheu. Svantje kam es vor, als wolle sie ihn an etwas erinnern. Vielleicht an die Zeit, als ihre Liebe noch jung war?

Als Vater seufzte, fiel Svantje ein Stein vom Herzen. Gebannt lauschte sie auf seinen Entschluss.

»Eine Bedingung stelle ich an euch *zwee*: *De Hochtiet* darf erst in einem Jahr stattfinden. Dann werden wir ja sehen, wie ernst es Ihnen ist.«

Ein Jahr, das klang so unendlich lange. Andererseits war das kein *Nein*. Und Svantje konnte warten. Es hätte viel schlimmer ausgehen können.

Sie sprang auf und küsste ihren Vater auf die Wange, dann umarmte sie die Mutter. »Danke, danke. Ihr habt die glücklichste Tochter auf der Welt.«

»Warten wir ab, ob sich deine Wünsche erfüllen, Svantje«, sagte der Vater unheilschwanger, doch sie glaubte ganz fest an ihren Verlobten. Was konnte schon noch passieren?

Friedrich erhob sich und gab Vater Claasen die Hand. »Vielen Dank, Ihre Zustimmung bedeutet uns sehr viel. Ein Jahr ist lang, aber ich werde Sie und vor allem meine Svantje nicht enttäuschen.«

Etwas später brachte Svantje Friedrich bis vors Haus. Er hielt ihre Hände, küssen durfte er sie hier in aller Öffentlichkeit nicht. Sicher wachten ihre Eltern und auch die Nachbarn mit Argusaugen über sie.

»Wann sagen wir es deinen Eltern?«, fragte Svantje bang.

»Nachdem dein Vater uns die lange Wartezeit aufgebürdet hat, lassen wir uns besser noch etwas Zeit. Die will ich zu unserem Wohl nutzen. Mit deiner Zustimmung möchte ich versuchen, mir mein eigenes Geschäft aufzubauen – für den Fall, dass es zum Schlimmsten kommt ... Ich will, dass wir gut leben können. Wirst du so lange warten?«

»Ja«, sagte sie schnell. Aber es war zu spät. Die Zweifel hatten sich bereits in sie hineingefressen. Sie hatte erwartet, dass sie morgen schon, zumindest aber in den nächsten Tagen bei seinen Eltern vorsprechen würden. Doch nun suchte Friedrich Ausflüchte, so schien es ihr zumindest. Vielleicht hatte ihn ihre Armut doch abgestoßen, und er wagte nicht, es ihr direkt zu sagen.

»Svantje mein Herz, du wirst doch warten?« Nun klang er besorgt, als fürchte er, sie zu verlieren.

Sie gab sich einen Ruck. »Alle Zeit der Welt, Friedrich, wenn ich dich nur haben kann. Ein Jahr müssen wir ohnehin noch ausharren.«

»Dann bitte ich dich, verzeih mir auch, was ich nun sagen werde. Ich muss noch einmal nach Russland, Svantje, aber nur für einige Wochen.«

Sie schluckte. »Wann?«

»In ein paar Tagen schon. Eigentlich wollte ich nicht fahren, aber jetzt erscheint es mir sinnvoller. Wir wollen doch eine schöne gemeinsame Zukunft haben, nicht wahr?« Er drückte ihre Hände, und als sie nicht antwortete, zog er sie wider allen Anstand an sich und gab ihr einen Kuss auf die Stirn. Svantje war wie erstarrt, doch dann übte seine Nähe den üblichen Zauber auf sie aus, und der Schatten, der sich über sie gelegt hatte, verlor an Kraft.

»Was hast du morgen nach der Arbeit vor?«, fragte er schließlich leise.

»Nichts«, gab sie ebenso leise zurück.

»Dann hole ich dich ab und wir gehen gemeinsam zum Juwelier. Nachdem wir den Segen deines Vaters haben, wird es Zeit für Verlobungsringe, denkst du nicht?«

Raik brummte der Schädel. Die zahlreichen Flaschen Bier am Vorabend waren kein Heilmittel gewesen, hätten es niemals sein können. Nun stieg er an den Landungsbrücken auf die Fähre, die unter dem Gewicht Dutzender Arbeiter schwankte. Das Schaukeln war nicht gut für seinen Magen. Besser, er suchte sich einen Platz auf Deck.

Es nieselte, und so drängten sich die meisten Männer im trockenen Innenraum. Die Fähre legte ab. Fahrtwind drückte den rußschwangeren Rauch hinab, der aus dem kurzen Schlot stieg. Als sie die Hälfte der Strecke hinter sich hatten, beugte sich Raik über die Reling und übergab sich ins trübe Wasser. Danach ging es ihm besser.

»Moin, Raik«, sagte eine vertraute Stimme. Georg Claasen reichte ihm ein Taschentuch, in das seine Frau die Initialen gestickt hatte. »Magen verdorben?«

»Nicht nur den.«

Claasen klopfte ihm auf die Schulter. »Tut mir leid, *Junge*. Ich hatte mir gewünscht, dass es anders kommt.«

Raik schob die Hände in die Jackentaschen und blinzelte in den Nieselregen, der an Intensität zunahm und die Übelkeit davonwusch. »Jo«, sagte er nur, dann wurde ihm die Kehle eng.

»Ein Sohn bleibste trotzdem für mich. Vielleicht kommt *de malle Deern* ja doch noch zur Besinnung. Ein Jahr hab ich ihr auferlegt.«

Also hatte dieser feine Pinkel ihr tatsächlich einen verdammt Antrag gemacht. Bis dahin hatte Raik es nur vermutet. Er wollte wütend auf Svantje sein und sie so endlich aus seinen Gedanken verbannen, aber er konnte es nicht. Es war nicht ihre Schuld, dass sie nicht so für ihn empfand wie er für sie. Aber sie hätte sich wenigstens einen vernünftigen Kerl suchen können. »Sie macht sich nur unglücklich.«

Die Fähre legte an und brachte ihr Gespräch damit zu einem Ende. Raik war das nur recht. »Gehst du auch zur Versammlung?«, fragte er seinen väterlichen Freund. Seit der Nacht, in der ihm die Polizisten aufgelauert und ihn zusammengeschlagen hatten, hatte sich etwas in Raik verändert. Er wollte sich nicht länger heraushalten. Nicht, nachdem sie ihn halb totgeprügelt hatten. Dieser Kampf war auch *sein* Kampf. Er wollte sich einmischen. Gemeinsam mit anderen Gesellen hatte er beschlossen, die Sache voranzutreiben, und zwar nicht so blindwütig und zorngetrieben, wie die

Demonstrationen bislang verlaufen waren. Wenn sie ihre Lage verbessern wollten, mussten sie schlaue und wohlorganisiert vorgehen.

»Die Versammlung wird ohne mich stattfinden.« Georg schüttelte den Kopf. »Ich bin Hilfsarbeiter, auch nach all den Jahren würden sie mich vor *de Dör* setzen. Jetzt mit der *lütten* Marie will ich nichts riskieren.«

Raik nickte enttäuscht, aber er konnte es verstehen.

Die gelernten Arbeiter, Meister und Gesellen waren wertvoller für Harkenfeld als Hilfsarbeiter wie Claasen. Wenn sie sich organisierten, würden sie ihre Anstellung dennoch behalten. »Vielleicht in einigen Monaten. Irgendwann wird es in jedem großen Betrieb Räte geben, dann kannst auch du beitreten. Wir setzen uns für alle Arbeiter ein.«

»Das weiß ich, und ich bin stolz auf dich.«

Nachdem die Sozialisten in der Wahl massiv an Stimmen gewonnen hatten, war das unsinnige Sozialistengesetz endlich ausgehebelt worden. Seit einigen Monaten warben nun auch in der Harkenfeld-Werft mehr und mehr Arbeiter für einen Rat, der sich der Gewerkschaft anschloss. Und Raik gehörte zu ihnen. Heute würde es so weit sein, heute würden sie endlich Vertreter wählen, jedes Gewerk für sich. Und dann, endlich, hatten sie eine gemeinsame Stimme, mit der sie für besseren Lohn und bessere Arbeitsbedingungen eintreten konnten. Wegen der Wahl war Raik an diesem Tag auch eher zur Arbeit aufgebrochen.

Als sie die Tore des Werksgeländes passierten, meinte er, die besondere Stimmung fühlen zu können. Obwohl er es nicht genau festmachen konnte, hing eine Energie in der Luft, die auch die letzte Übelkeit vertrieb.

Zwischen den einzelnen Docks sammelten sich die Männer in Arbeitstrupps. Manche Kameraden diskutierten laut. Handzettel wurden verteilt, obwohl die Vorarbeiter jeden auf dem Kieker hatten, den sie dabei erwischten. Aber heute schien es niemanden zu interessieren. Heute würden sie wählen!

Während sich vor den Toren der Werkshalle 1 Hunderte Männer drängten, zog es Raik zu dem kleineren Nebengebäude, in dem die anderen Gewerke ihre Stimmen abgeben würden. Die Zimmerleute, Schiffsbauer und Schreiner.

Er verabschiedete sich von Georg Claasen und sah ihm nach. Scheinbar unschlüssig blieb der auf halbem Weg zwischen den Docks und der Halle stehen. Raik hoffte, dass er sich doch noch dazu entschließen würde, seine Stimme abzugeben.

Wie sehr hatten sich die Dinge doch seit seinem Zusammenstoß mit der Polizei und der Fastverhaftung zum Positiven geändert. An jene verhängnisvolle Nacht erinnerte nur noch ein leichter Knick in seiner Nase, die nicht mehr perfekt zusammengewachsen war.

In Gedanken versunken lief er auf den hölzernen Anbau zu.

»Halt!«, schrie ihn jemand an. Männer der Werkswacht standen vor der Halle. Vor dem geschlossenen Tor bildeten sie eine Reihe. Ihre Knüppel hielten sie in den Händen. Raik glaubte, seinen Augen nicht zu trauen. Das konnten sie doch nicht ernst meinen?

»Lasst mich vorbei«, sagte er ruhig.

Der kräftige Kerl ihm gegenüber reckte das Kinn vor. »*Holl de Muul* und geh an deine Arbeit.«

»Ich arbeite da drin«, sagte Raik und musste sich beherrschen, diesem rückgratlosen Mistkerl nicht aufs Maul zu geben. »Mach Platz, oder ...«

»*Odder wat?*« Die Nachbarn seines Gegenübers rückten auf. Er würde es nicht mit einem, sondern mit allen aufnehmen müssen.

»Lass gut sein, Raik, wir warten auf den *Meester*«, rief jemand. Es war der Lehrling Jens, der mit einigen anderen Jungen aus dem ersten Lehrjahr zusammenstand und unsicher herübersah. Neben ihnen hatten sich die Schiffszimmerleute versammelt. Es waren fast alle da, bis auf Raiks Meister. Der würde sicher erst kommen, wenn die Wahlen gelaufen waren. Als vehementer Gegner von Betriebsräten und allem, was nach Mitbestimmung klang, konnte er nur auf diese Weise sei Gesicht wahren.

»Die Abstimmung ist angekündigt. Diese Versammlung ist rechtens!«, rief Raik nun. »Wir lassen uns unser Recht nicht von ein paar Knüppel schwingenden *Döösköppen* nehmen. Stattdessen sollte sich die Werkswacht den Arbeitern anschließen, auch ihr solltet gerechten Lohn für euer Schaffen erhalten!«

Die Schreiner rückten näher. Raik meinte, die Kameraden wie eine Wand hinter sich zu spüren. Sie würden nicht zulassen, dass er die kleine Werkshalle allein stürmte.

»Wir gehen da jetzt rein!« Er trat vor, und der Wachmann hob seinen Knüppel. Raik zwang sich, die Arme nicht zur Abwehr zu heben. Noch ein Schritt.

»Wag es nicht, Paule!«, rief jemand hinter ihm, der den Wachmann zu kennen schien. Doch der hörte nicht und bekam es mit der Angst, als die Männer näher rückten. Halbherzig schlug er zu. Raik stand so nah, dass der Knüppel seine Schulter streifte, doch ohne wirklichen Schaden anzurichten. Mit einer raschen Bewegung duckte er sich durch die Reihe der Wachleute, direkt an dem namens Paule vorbei.

Weiter hinten begannen Arbeiter zu schreien. Es kam Bewegung in die Wartenden. Sie drängten nach vorn, näher an die Wachleute. Noch bevor diese in dem Durcheinander merkten, was Raik plante, schob er den Riegel am Tor zurück und stieß es schwungvoll auf.

Auch an der Haupthalle kam es nun zu Auseinandersetzungen. Schreie wurden laut. Drüben kam es zum Tumult, hier gaben sich die Sicherheitsleute geschlagen. Sie waren nur zu sechst und sahen sich Dutzenden gegenüber.

Hinter Raik strömten nun alle Handwerker und Lehrlinge herein, auch die Hilfsarbeiter, die zu den Holz verarbeitenden Gewerken gehörten.

Raik schätzte alle zusammen auf knapp über sechzig Mann. Sie waren nicht viele und würden nur zwei Ratsleute stellen.

Die aufgeregte Stimmung wich erwartungsvollem Schweigen.

Der Meister der Schreiner, ein vollbärtiger, breitschultriger Mann, der bereits dem Pensionsalter nahe war, kletterte behände auf den skelettartigen Rumpf einer kleinen Barkasse. Sein Name war Herbert Grun, und er besaß einen tadellosen Ruf.

»Hört zu, Männer! Wir sind heute zusammengekommen, um zwei aus unserer Mitte zu wählen, die unsere Stimme sein sollen. Denn wir haben jetzt eine Stimme!«, sagte er feierlich, und die Männer brachen in Jubel aus.

»Bravo!«, rief auch Raik und reckte kämpferisch die Faust.

»Heute werden wir nicht über unsere Forderungen abstimmen, sondern nur über unsere Vertreter, verstanden?«

Zustimmende Rufe.

»Wer stellt sich zur Wahl? Macht Vorschläge, Männer. Ich stelle mich ebenfalls zur Verfügung, und glaubt mir, mit mir springen sie nicht so leicht um.«

Jubel hallte von den Wänden wider. Raik zweifelte nicht daran, dass Grun die meisten Stimmen bekommen würde. Auch seine war dem älteren Meister sicher.

Plötzlich gab ihm jemand einen Stoß gegen die Schulter. »Raik, Raik Alberts soll für uns sprechen!« Andere begannen seinen Namen zu rufen und ihn weiter nach vorne zu schieben.

»Nein, ich ... *dat is doch Seivel*«, wehrte er sich, doch seine Kameraden schienen seinen halbherzigen Protest gar nicht wahrzunehmen.

Schließlich stand er neben Grun und zwei Schiffszimmerleuten, und die Menge verstummte. Jetzt war die letzte Gelegenheit, sich zurückziehen, doch er ließ den Moment verstreichen. Er hatte sich schon lange gewünscht, aufzustehen und seine Stimme gegen die Ungerechtigkeit zu erheben. Er wusste, dass er die Konsequenzen dieser Entscheidung noch nicht absehen konnte. Aber er würde es tun. Er war jung, notfalls konnte er sich schon irgendwie durchschlagen.

Wie im Traum erlebte er, dass die Namen der Kandidaten aufgerufen wurden und die Arbeiter ihre Hände reckten, um zu wählen. Er selbst entschied sich für Grun, wie die meisten. Dann kam er an die Reihe.

Drei Männer reckten die Fäuste. Es waren die Lehrlinge, mit denen er zusammenarbeiteten. Dann ein Geselle und Freund, der Mann, der neben ihm gestanden hatte, als er den Schlag des Wachmanns eingesteckt und dennoch das Tor geöffnet hatte. Weitere Fäuste gingen nach oben. Neun, zehn, dann dreizehn, und schließlich waren es zwanzig. Da Grun schon das Gros der Stimmen auf sich vereinte, bedeutete es ...

Raiks Kehle fühlte sich an, als habe er Steine geschluckt. Er fühlte sich heiß, fiebrig, wie von einem unsichtbaren Feuer umtost.

Er reckte die Faust. »Genossen, ich werde euch nicht enttäuschen!«

Richard stand am Fenster seines kleinen Büros und sah hinaus. Seitdem Vater ihm einen Posten in der Firma zugewiesen hatte, war er an keinem Tag so gerne hergekommen wie an diesem. Doch er durfte seine Begeisterung nicht zeigen, sonst wäre er vermutlich sofort enterbt worden. Mittlerweile war ihm klar, dass er nur dann etwas für die Arbeiter erreichen konnte, wenn er nach Vaters Regeln spielte. Wenn er der Werft den Rücken zukehrte, war damit niemandem gedient. Richard hatte sich auf einen langen Prozess eingestellt, wenngleich ein Teil von ihm noch immer am liebsten einfach davongelaufen wäre.

Das dreistöckige Verwaltungsgebäude befand sich nahe dem Tor am Eingang des Fabrikgeländes. Während im Erdgeschoss der Lohn ausgegeben wurde und der Werksdienst seine Räume hatte, saßen in der Etage darüber die Verwaltung und die Konstrukteure, von denen sie drei beschäftigten.

Die höchsten Posten waren im dritten Stock untergebracht.

Gleich nebenan war Vaters riesiges Büro, in dem er residierte wie ein König in seinem Thronsaal. Richard meinte, seinen Zorn durch die Wände hindurch spüren zu können.

Von seiner Position aus hatte Richard eine perfekte Sicht über den Hof, wo sich die Arbeiter vor der Werkshalle 1 drängten.

Auf den Werften und Docks stand die Arbeit still. Keiner der mächtigen Kräne bewegte sich. Die Dampfmaschinen stießen nur dünne Rauchfahnen aus.

Noch versuchten die Sicherheitsleute, die Männer am Betreten der Halle zu hindern. Doch von hier oben wirkte es auf Richard, als wollten ein paar Kinder die Meeresbrandung mit einer Sandburg aufhalten. Ihr Scheitern war abzusehen, und das schienen die Männer in den dunkelblauen Uniformen ebenfalls zu wissen. Nach und nach rückten sie zusammen und ließen dadurch immer mehr und immer größere Lücken entstehen.

In der wartenden Menge formierten sich einzelne Gruppen, in denen hitzig diskutiert wurde. Vermutlich erwogen sie eine Stürmung.

So weit würde es hoffentlich nicht kommen. Die Handwerker aus den Holzverarbeitenden Zweigen hatten sich nicht von der Wachmannschaft aufhalten lassen und waren schon vor einer Weile geschlossen in die kleine Halle gezogen.

Plötzlich ging alles ganz schnell. Wie in einer Keilformation drängten nun auch an der Werkshalle 1 einige Beherzte nach vorn. Die Wachleute wurden überrumpelt und regelrecht eingeklemmt. Richard sah, wie sie die Schlagstöcke einsetzten. Ein Mann stürzte zu Boden, andere hielten den Hieben gebückt stand und drangen weiter vor. Schläge wurden ausgeteilt. Ein Wachmann wurde entwaffnet und in die Menge gezerrt, wo er verschwand.

»Zeigt es den Verrätern, ihr feigen Hunde!«, hörte Richard seinen Vater schimpfen und ballte unwillkürlich die Hände zu Fäusten. Es durfte nicht eskalieren! Richard nahm seinen gesamten Mut zusammen, öffnete die Tür ins Nachbarzimmer und sah seinen Vater mit hochrotem Kopf am Fenster stehen.

»Schreiben Sie jeden einzelnen Aufrührer auf«, sagte der Senior gerade zu seinem Vorarbeiter, der mit einem Notizbuch neben ihm ausharrte und hastig hineinkritzelte.

»Die werden sich noch wünschen, nie auch nur daran gedacht zu haben, diese ...«

»Vater«, sagte Richard beschwichtigend.

»Sieh die dir doch an! Alles, was ich aufgebaut habe – sie vernichten es!«

»Sie würden doch nicht ihre eigene Lebensgrundlage vernichten.« Er trat neben den Vater. »Die Zeiten ändern sich, das ist alles.«

Mit großer Erleichterung beobachtete er, wie die Wachleute das Feld räumten und die Arbeiter unter Jubelrufen in die Halle strömten.

»Verdammte Feiglinge, wir hätten mehr Wachleute einstellen sollen.«

»Es waren keine zu bekommen«, erwiderte der Vorarbeiter mit hündischem Blick, der wohl sagen sollte, dass er alles in seiner Macht Stehende getan hatte. Schnell machte er sich weitere Notizen. Richard wusste auch, warum sie keine weiteren Männer bekommen hatten. In allen Werften und Fabriken sah es aus wie hier. Die Arbeiter organisierten sich in Räten und Gewerkschaften, und die Fabrikeigner standen dem beinahe ohnmächtig gegenüber. Aus Furcht, die Kontrolle zu verlieren, heuerten sie Wachleute an, bei denen es sich letztlich um nichts weiter als bessere Schlägertrupps handelte. Sie sollten die Arbeiter in ihre Schranken weisen.

»Vater, Sie können die Männer nicht für etwas bestrafen, was nach den neuen Gesetzen ihr Recht ist.«

Hans Werner Harkenfeld wandte sich zu seinem Sohn um. »Unter Kaiser Wilhelm I. hätte es das niemals gegeben. Er wäre beinahe von den Sozialisten ermordet worden, und was macht sein Nachfolger, kaum dass er im Amt ist? Er kapituliert vor diesem Pöbel und schenkt ihnen die Macht über das Reich! Eine Schande ist das!«

»Die Bürger haben gewählt ...«

»Ich warne dich!« Der Vater schrie nun so laut, dass Richard unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Heute war der denkbar schlechteste Tag, um mit seinem Vater über Politik zu diskutieren.

Mit einer abgehackten Handbewegung schickte der Senior seinen Vorarbeiter hinaus. Nachdem sich die Tür geschlossen hatte, starrte er eine Weile aus dem Fenster, als wolle er die Arbeiter mit der schieren Kraft seines

Blickes töten oder die Aufsässigen zumindest in die Knie zwingen. Richard legte ihm die Hand auf die Schulter. »Kommt, Vater, das bringt doch nichts. Setzen wir uns.«

Der Senior sträubte sich einen Moment lang. Richard konnte an seinem Hals geschwollene Adern ausmachen, in denen es rasch klopfte. Das ohnehin bereits angeschlagene Herz des alten Harkenfeld raste. Mit einem Mal hatte Richard Angst, seinen Vater zu verlieren. Er war zwar meist herrisch und oft ungerecht, doch er war immer noch sein Vater, ein fester Bestandteil seines Lebens. Unverrückbar wie ein Fels.

Schließlich setzten sie sich in zwei Sessel. Richard goss seinem Vater vom besten Cognac ein, in der Hoffnung, der Alkohol würde ihn etwas besänftigen.

»Wenn es so weit ist, könnte ich mit dem Betriebsrat sprechen«, bot Richard an. »Sie müssen sich damit nicht abgeben. Jede Entscheidung würde ich Ihnen vorlegen.«

Hans Werner Harkenfeld sah auf. Seine Gesichtsfarbe nahm langsam wieder einen normalen Ton an. »Traust du dir das denn zu, Sohn?«

Richard nickte, auch wenn er nicht ganz sicher war. »Sie haben mir nicht umsonst eine gute Ausbildung zukommen lassen.«

»Womöglich sollte ich dir mehr zutrauen.«

Bislang hatte sich Richard vor allem eingearbeitet und trotzdem nur einen kleinen Einblick erhalten. Er hatte die dicken Auftragsbücher der letzten Jahre studiert und versucht, sämtliche Verzahnungen der Werft mit anderen Industrien zu verstehen. Dabei stand er gerade erst am Anfang. Daneben hatte er hauptsächlich Aufgaben eines Sekretärs übernommen und seinen Vater kennengelernt, wie er ihn daheim nur hin und wieder erlebt hatte: als Tyrannen.

Und hier saß er nun und bot an, freiwillig zwischen Hammer und Amboss zu geraten.

Richard schluckte. »Ich will es tun.«

11

Friedrich stand an der Reling des Passagierschiffes, das Hunderte russische Auswanderer aus Moskau und Sankt Petersburg nach Hamburg bringen sollte. Von dort zog es die Menschen nach Amerika, wie viele andere arme Glückshungrige aus ganz Europa. Viele hatten alles verkauft, um sich die Fahrkarten in eine ungewisse Zukunft leisten zu können, manche waren sogar dazu zu arm. Sie hatten sich das Geld geliehen und sich im Gegenzug in der Neuen Welt zu Zwangsarbeit verpflichtet. Das hatte ihm sein Dolmetscher Wassili erzählt, der hin und wieder auch Papiere für Auswanderer ins Englische übersetzte.

Friedrich bezweifelte, dass es das wert war. Wozu die Reise auf sich nehmen, wenn am anderen Ende der Welt nur Sklavenarbeit wartete?

Andererseits hätte er dieses Schicksal wohl ebenfalls auf sich genommen, wenn es die einzige Möglichkeit gewesen wäre, sich mit Svantje eine Zukunft aufzubauen. Wenn alles glattlief, dann würden sie sich in Hamburg niederlassen. Mit seinem Moskauer Zwischenhändler war nun alles besprochen. Er würde für Friedrich den Einkauf bei afghanischen und mongolischen Händlern abwickeln und dafür eine ordentliche Provision einstreichen. Es war immer noch günstiger und direkter als der Weg, den andere Importeure wählten. Die mussten mehrere Zwischenhändler bezahlen, um an Kaschmirwolle und Seide zu gelangen.

Der Russe sorgte außerdem dafür, dass Wolle und Seide nach Friedrichs Wünschen zu Tuchen gewebt und gefärbt würden, sodass er sich mit dem Angebot nach der neusten Mode richten konnte. Auf diesen Vorteil konnten nur wenige Tuchhändler zählen.

Mit dieser Sicherheit auf seiner Seite scheute Friedrich den Konflikt mit seinen Eltern nicht länger. Er war nicht auf ihr Geld angewiesen, brauchte das Familienunternehmen nicht zu erben, wenn er seine Zukunft sichern wollte.

Sie mussten Svantje als seine Ehefrau akzeptieren, ob sie wollten oder nicht. Zufrieden drehte er sein Gesicht in den Wind, der aus dem Norden angenehme Kühle herbeitrug.

»Ah, können Sie schon die Heimat riechen?« Sein Übersetzer Wassili Alfjorow lehnte sich neben ihm an die Reling. Er war jung, jünger als Friedrich, doch er besaß ein besonderes Gespür für die Feinheiten der Sprache, wie sie in Verhandlungen wichtig war. Friedrich hatte ihn auf eigene Bitte mit nach Hamburg genommen, wo Wassili für einige Zeit arbeiten wollte. Als Sohn eines russischen Tuchhändlers und einer deutschen Kaufmannstochter besaß er das perfekte Rüstzeug für beide Welten. Friedrich war es nur recht, denn so konnte er ihn enger an sich binden und hoffentlich einen guten Mitarbeiter für zukünftige Geschäfte gewinnen.

»Wie es aussieht, bekommen wir einen Wetterumschwung«, sagte Friedrich mit Blick auf eine dunkle Front, die sich rasch heranschob und Seevögel wie welke Blätter vor sich herblies.

Wassili schlug den Kragen seiner Jacke hoch. »Ich werde trotzdem erst unter Deck gehen, wenn es anfängt zu schütten. Da drin stinkt es erbärmlich.«

Friedrich nickte. Im Gegensatz zu seinem Begleiter hatte er es gut getroffen. Die wenigen teuren Kabinen besaßen alle Fenster, die sich öffnen ließen, und befanden sich auf einem anderen Deck. Wassilis Kabine lag tiefer, näher bei den großen Schlafsälen für die Armen.

Friedrich überlegte kurz. »Wenn du möchtest, könntest du die letzten Nächte bei mir schlafen. Es bliebe nur der Boden, aber ...«

Wassili nickte. »Danke, mein Freund. Ich denke, ich kann es ertragen.«

In diesem Moment stieß eine Frau einen Klagelaut aus, der Friedrich das Blut in den Adern gefrieren ließ. Es kam aus dem Schiff. »Was geschieht dort?«

Wassili sah ihn an und wirkte mit einem Mal blass. »Wahrscheinlich haben sie den Gevatter wieder zu Gast. Heute Nacht bin ich von einem Tumult wach geworden, der im Deck unter mir ausbrach. Als ich die Tür öffnete und hinaussah, wurde ich gerade noch Zeuge, wie sie hastig eine Leiche über Bord schafften.«

»Ich habe heute Morgen noch mit dem Kapitän gesprochen. Er hat nichts davon gesagt.«

Wassili Alfjorow zuckte mit den Schultern. »Vielleicht wollen sie es geheim halten, damit die anderen Passagiere keine Angst bekommen, aber vielleicht ist es auch ganz normal.«

»Ganz normal?«, wiederholte Friedrich ungläubig.

»Ja. Dort unten sind dreihundert Menschen eingepfercht. Sie schlafen und essen dort, verrichten dort ihr Geschäft. Es sind bitterarme Leute, ihre Gesundheit ist nicht die beste. Womöglich ist es üblich, dass auf einer Schiffsreise wie dieser einige sterben.«

»Gott stehe diesen armen Menschen bei«, sagte Friedrich mit trockener Kehle.

Nun betraten die ersten zerlumpten Gestalten das Deck. Ein Mann ging voran und las aus der Bibel. Zwei Knaben trugen goldene Heiligenbilder, die auf einfache Holzbretter gemalt worden waren. Dann folgte ein gebeugter Mann, der eine kleine Gestalt in den Armen trug, ein Kind von ungefähr sechs Jahren. Eine Frau ging hinter ihm. Auch sie trug ein Bündel, noch viel kleiner als die erste Leiche.

Es folgten noch zwei weitere Tote, Erwachsene diesmal. Sie wurden von mehreren getragen. Hinter ihnen gingen einige Trauernde her. Flankiert wurden sie von Matrosen, die auf Friedrich eher wie Soldaten wirkten. Sie schienen unschlüssig. Womöglich hatten sie die Order bekommen, dass die Menschen möglichst schnell wieder unter Deck verschwinden sollten. Damit sie den Schiffsbetrieb nicht störten oder die bessergestellten Passagiere nicht verprellten.

Schweigend beobachteten Friedrich und Wassili, wie sich die Trauergemeinde auf der Backbordseite versammelte.

Der stampfende Motor übertönte die Gebete und das Grablied, doch die helle Glocke, die anschließend geläutet wurde, hallte auch in Friedrich wider.

»Da sollten die Kinder in eine neue, bessere Welt reisen und erreichen noch nicht einmal den nächsten Hafen.« Wassili bekreuzigte sich.

»Denkst du, dort unten tobt eine Seuche und wir bekommen davon nichts mit?« Friedrich wurde zunehmend unwohl. Von der Trauergruppe trieb der Mief ungewaschener Kleidung und säuerlicher Schweißgeruch heran.

»So schlimm wird es schon nicht sein. Die Menschen sind in schlechter Verfassung, schau sie dir doch an. Da reicht eine Grippe oder Lungenentzündung, um sie dem Herrgott zu überantworten.«

Friedrich musste an das denken, was Svantje am Tag ihrer Verlobung gesagt hatte. Dass viele Menschen im Krankenhaus starben, weil ihre Körper durch den Alltag und die erbärmlichen Behausungen geschwächt waren.

Sie hätte gewusst, was hier zu tun war und ob sie überhaupt etwas ausrichten konnten. Friedrich fühlte sich hilflos angesichts dieses Elends. In den Auswandererhallen im Hamburger Hafen waren, soweit er wusste, auch Ärzte. Vielleicht konnte den armen Menschen dort geholfen werden.

Mit dem Rücken an die Reling gelehnt, beobachteten sie die Zeremonie aus der Ferne. Jedes Mal, wenn eine Leiche klatschend in ihr nasses Grab fiel, zuckte Friedrich innerlich zusammen. Hoffentlich würde er niemals ein Kind beerdigen müssen, vor allem nicht auf diese Weise.

Sobald alle Toten der See übergeben waren, trieben die Matrosen die Trauernden zurück unter Deck. *Fügsam wie tumbes Schlachtvieh*, kam Friedrich in den Sinn, und er schämte sich für den Gedanken.

Zwei Tage später lag die Baltische See hinter ihnen, und das Schiff wälzte sich mit keuchenden Maschinen durch tiefe Wellentäler. Immer neue Brecher rollten heran und ließen den stählernen Rumpf erzittern.

Friedrich hatte in den vergangenen Jahren so einige heftige Seegänge mitgemacht, doch nun bekam er zum ersten Mal Zweifel, ob er den Heimathafen sicher erreichen würde.

Ein Sommerunwetter tobte über der Ostsee und schien das Meer, das zwischen den Landmassen Schwedens und der deutschen Küste eingekellt war, aufzustacheln.

Ein Schluck Wodka, den ihm Wassili als Allheilmittel angepriesen hatte, schien seinen leeren Magen derart zu überraschen, dass er eine Weile Ruhe gab.

Draußen peitschte der Regen über Deck. Wind entlockte der Takelage schrille Töne. Die Fahne am Heck hing in Fetzen.

Friedrich hatte einige Minuten im Freien verbracht. Windgeschützt atmete er die salzige, gischtgetränkte Luft ein. Ließ den Sturm seine Angst davontragen.

Als er seinen Posten wieder verließ, sah er gerade noch, dass es einen weiteren Toten gegeben hatte, der nun, in ein Stück zerschlissenen Segeltuchs gewickelt, dem Meer übergeben wurde.

Am Abend war das Unwetter vorübergezogen, und hinter den abziehenden Wolkentürmen zeigte sich das erste Blau. Die letzte Nacht an Bord stand

bevor, und der Kapitän lud zu einem Abendessen. Friedrich hatte seine übliche schlichte Reisekleidung gegen einen Anzug getauscht.

Der Kapitän empfing ihn und Wassili in einem kleinen Speisezimmer, in dem er jeden Abend reihum mit anderen Gästen aß. Der Tisch war überraschend klein. Es standen nur sechs Stühle bereit. Die Tafel war mit handbemaltem Porzellan und Silber gedeckt. Kapitän Kirow war ein hagerer Mann Mitte fünfzig, dessen glatt rasiertes, wettergegerbtes Gesicht von tiefen Falten gezeichnet war. Er besaß hohe Wangen und lebhaft gischtgrüne Augen.

Friedrich gab ihm die Hand. »Vielen Dank für die Einladung, Herr Kapitän.«

»Aber gern, Herr Falkenberg, ich hoffe, ich darf Sie noch häufiger an Bord der *Petrowka* begrüßen.«

»Es wäre mir eine Ehre. Aber ich würde mir wünschen, dass mich die Geschäfte in den nächsten Jahren nicht allzu weit fort von meiner Verlobten führen.«

Kirow schlug ihm derart kräftig auf die Schulter, dass er sich anstrengen musste, nicht auszuweichen. »Das verstehe ich, das verstehe ich sehr gut. Ist sie hübsch?«

»Ja, sehr hübsch sogar.«

Der Kapitän lachte laut und zwinkerte ihm zu. Dabei sagte er etwas auf Russisch, das sicher ein wenig anrühig war. Friedrich ertappte sich bei einem unkeuschen Gedanken und wandte sich schnell ab.

Sie setzten sich und warteten eine Weile, doch die anderen Gäste ließen sich entschuldigen. Der Sturm und der damit verbundene heftige Seegang hatten ihnen den Magen verdorben.

Und so aßen sie die Suppe nur zu dritt. Friedrich kannte die traditionelle Speise schon von seiner Reise. Er mochte Borschtsch mit kräftiger Rindfleischbrühe und einem Klecks Sauerrahm ausgesprochen gerne. Das helle Brot, das dazu gereicht wurde, war noch warm und duftete köstlich.

Er war erstaunt, dass der Kapitän so einfaches Essen auftischte, während sonst immer ein üppiges Büfett gereicht wurde.

Sie plauderten über Stürme, Seemannsgarn und Essen. Kirow sprach gutes Deutsch, wenngleich mit starker Färbung, wodurch sich die Unterhaltung angenehm gestaltete, da sie nicht den Umweg über den Dolmetscher machen mussten.

Nachdem sie auch den Hauptgang aus gebratenem Seefisch und Kartoffeln hinter sich hatten und nur noch auf die Nachspeise warteten, überwand sich Friedrich. Er musste dieses Thema einfach anschneiden. »Herr Kirow, gestatten Sie mir eine Frage, auch wenn sie unbequem ist.«

»Aber sicher, Sie sind mein Gast. Und ein angenehmer noch dazu.«

»Es ist uns nicht entgangen, dass in den letzten Tagen einige Menschen gestorben sind.«

Kirow hielt inne. Friedrich meinte zu sehen, wie sich die Schultern des Kapitäns verspannten. Sein Gesicht blieb unbewegt. »Was soll ich sagen? Diese Leute kommen krank an Bord, sie sterben. Das passiert.« Er verzog den Mund zu einem falschen Lächeln. »Aber seien Sie unbesorgt. Wir halten die Decks getrennt. Es gibt keinen Kontakt. Selbst Wasser und Essen werden in unterschiedlichen Räumen gelagert, und wir haben fast keine Ratten.«

Friedrich nickte. »Also ist dieses hohe Aufkommen von Todesfällen üblich?«

Der Kapitän wischte sich den Mund mit der Serviette ab. »Es sind etwas mehr als sonst, aber was soll ich tun? Ah, da kommt ja auch schon unser Pudding.«

Ein Kellner trug drei Kristallschälchen auf, aus denen es nach warmer Schokolade und Zimt duftete, doch Friedrich war der Appetit vergangen. Kirow stieß seinen Löffel in die braune Masse und kratzte dann sorgfältig die Haut vom Pudding.

Schweigen. Mehr Antwort würden sie also nicht bekommen. Friedrich trank einen großen Schluck vom süßen Dessertwein und meinte, er verklebe ihm die Stimmbänder.

Plötzlich klopfte es an der Tür. Ein Matrose trat ein, beugte sich zu Kirow und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Der entließ ihn mit einer Geste und schob dann seinen Pudding von sich. Als er Friedrichs fragendem Blick begegnete, nickte er und drückte den Rücken gegen den Stuhl. »Wieder zwei.«

»Es hört nicht auf.«

»Nein, es werden mehr. Was soll ich Ihrer Meinung nach jetzt tun? Wenn ich melde, dass wir eine Krankheit an Bord haben, lassen sie uns womöglich nicht einlaufen. Die Behörden stellen das Schiff unter Quarantäne, das kann Wochen dauern. Vielleicht müssen wir umkehren. Das Sterben geht trotzdem weiter, wir haben keinen Arzt an Bord.«

Er sah Friedrich an, als erwarte er von ihm die richtige Antwort.

Sollten sie Wochen verlieren, gar wieder zurück nach Sankt Petersburg oder noch weiter fahren? Eine Meldung bedeutete, lange auf einem Schiff mit Sterbenden ausharren zu müssen, irgendwo in Sichtweite der Küste. Es hieße auch, Svantje nicht wiederzusehen.

Schließlich rang Friedrich sich zu einer Antwort durch. »In den Auswandererhallen gibt es Ärzte. Dort haben die Menschen sicher bessere Chancen als auf dem Schiff.«

Der Kapitän sah ihn mit seinen meergrünen Augen an, sein Blick war stechend, als würde er Friedrich durchschauen. Dass er Angst hatte, selbst zu erkranken, und dass er um alles in der Welt seine Verlobte wiedersehen wollte, die er mit jeder zurückgelegten Seemeile mehr vermisste. Er hätte nicht fahren sollen, womöglich bestrafte ihn das Schicksal nun dafür.

»Ihr Rat mag gut oder schlecht sein, Herr Falkenberg. Wir werden sehen.« Kirow faltete seine Stoffserviette und legte sie auf den Tisch.

Friedrich wollte nicht derjenige sein, von dem es abhing. Schnell sagte er: »Sie haben doch Erfahrung mit derlei Situationen, entscheiden Sie morgen, vielleicht hat sich die Lage dann beruhigt.«

Kirows Blick sagte, dass es so einfach ganz sicher nicht werden würde, dennoch machte er gute Miene. »Hamburg wartet.«

Raik musste sich beeilen. Wie meist an einem Monatsanfang hatte er seiner Mutter etwas Geld und Essen gebracht. Nun musste er sich beeilen, um noch rechtzeitig zu seiner Verabredung zu kommen.

Im Laufschrift hetzte er durch jenen Teil des Gängeviertels, gegen den sich sein Inneres aufbäumte, seit er ihm den Rücken zugekehrt hatte. Damals, als er kaum mehr gewesen war als ein Kind, hatte er noch geglaubt, es müsse einen Weg geben, nicht nur sich selbst zu retten, sondern auch Emma und die Mutter. Doch letztlich hatte er nur seine Schwester davon überzeugen können, dem Leben als *Foos*, als Hure, den Rücken zuzukehren. Aber der Preis für Emmas Entscheidung war hoch gewesen, und bis heute loderte ein jedes Mal der Hass in ihm auf, wenn er durch die vertrauten Gassen seiner Kindheit lief. Und mit dem Hass kamen die Erinnerungen.

Hamburg, 1886

Raik hatte auf dem Markt einen großen Sack Kartoffeln, frisches, duftendes Brot, Speck und Wurzelgemüse gekauft und es mit seinem ersten ehrlich verdienten Geld bezahlt. Bepackt mit zwei Taschen lief er zu seiner Mutter.

Wie immer wurden ihm die Schritte schwer, je näher er dem Viertel mit seinen *Schankstuuven* und *Horenhuusen* kam. Singende Matrosen torkelten ihm entgegen, die Gesichter gerötet vom Schnaps und durchzechten Nächten. Sie hatten wohl einiges von ihrem Lohn bei den Huren gelassen.

Hin- und hergerissen, ob er seiner Mutter und seiner Schwester gute Geschäfte wünschen sollte, betrat er die Gasse. Sie war menschenleer. Auch die letzten Freier waren verschwunden. In den Rinnsteinen mischte sich Urin mit Erbrochenem. Silberne Pailletten wurden von einer schwachen Brise davongetrieben, als solle dem verruchten Ort auch der letzte Zauber genommen werden.

Raik klopfte mit der Fußspitze gegen die Tür, weil er keine Hand mehr frei hatte.

»Verswinde, Bordschwalben müssen auch *ma slapen!*«, klang die raue Stimme seiner Mutter heraus.

»Ich bin es, Raik.«

»Komm später wieder.«

»*Moder*, bitte.«

Er war kurz davor, heimzugehen, als ihm doch noch aufgemacht wurde. Von seiner Mutter sah er nicht mehr als einen Schemen. Sie trug einen Morgenrock aus fadenscheinigem Stoff und darunter aufreizende Unterwäsche. Er sah sie selbst im Halbdunkel noch viel zu gut und wandte den Blick ab. Eigentlich hatte sie aufgrund ihrer schlechten Gesundheit nicht mehr anschaffen wollen. Doch offenbar ging es ihr besser, gut genug, um wieder Männer zu empfangen. Oder es war ihr einfach egal, ob sie jemanden ansteckte. Drinnen angekommen, stellte er die Einkäufe auf den Boden und schloss die Tür hinter sich.

»Was willst du?«

»Ich hab dir Essen gebracht.«

»Ich brauch deine Almosen nicht«, schnarrte sie, zog an ihrer Zigarette und blies ihm den Rauch ins Gesicht. In diesem Moment ekelte er sich vor ihr, der Frau, die ihn geboren und ohne viel Liebe aufgezogen hatte.

Es war seltsam. Immer wenn er bei ihr war, wollte er so schnell wie möglich wieder fort, und sobald er fort war, sorgte er sich um sie und wollte alles dafür tun, dass es ihr gut ging.

Schweigend nahm er die Vorräte auf und trug sie zu dem kleinen Holzschrank, wo sie die Nahrungsmittel aufbewahrte. Viel war nicht darin. Bis auf ein halbes Säckchen Mehl, einen Brotkanten und einigen Pralinen, die ihr wohl ein Freier mitgebracht hatte, gab es nichts.

Er räumte alles ein. Die Mutter stand neben ihm und sah ihm zu. Ihr Atem ging schwer und rau. Sie rauchte viel. Nach und nach fiel die Maske, die sie seit einigen Jahren fast durchweg trug. Die Ausdruckslosigkeit in ihren Augen wich Wärme. Wenn Raik zu Besuch kam, musste sie nichts vortäuschen, doch es fiel ihr zunehmend schwer, Unterschiede zu machen. Früher war Mutters Wesen weicher gewesen, freundlicher. Doch mit jedem Freier, den sie bediente, verschwand ein weiteres bisschen davon.

»Bist doch ein guter Junge«, meinte sie schließlich und strich ihm mit plötzlicher Zärtlichkeit über den Kopf.

Jedes Mal, wenn ein Freier gekommen war, hatte er sich in die kleine Abstellkammer verziehen müssen. Allein mit einer Kerze und zwei winzigen Bleifiguren, die eine ein Reiterchen, die andere ein Fußsoldat. Ohrfeigen hatten ihm früh eingebrannt, dass er beim Spielen keinen Laut machen und erst recht nicht weinen durfte. Anfangs hatte er sich sehr gefürchtet. Vor der dunklen Kammer, vor den Spinnen, die ihm manchmal über die Hände krabbelten, ganz besonders aber vor den Fremden.

Er konnte sie durch das Schlüsselloch sehen. Wie große Schatten liefen sie hin und her. Ungeheuer, die seine wunderschöne Mutter bedrohten. Und was tat Mama? Sie war zärtlich zu ihnen, wie sie es fast nie zu Raik war. Sie sprach mit sanfter, freundlicher Stimme, bezirzte und lockte, als sei sie sich der Gefahr nicht bewusst.

Sie ließ zu, dass die Männer ihr wehtaten, dass sie sich auf sie legten und fürchterliche Geräusche machten. Einmal hatte Mama geschrien, anders als sonst. Schlimmer.

Raik war hinausgestürmt und hatte den Kerl getreten und gebissen. Er konnte damals nicht älter als fünf Jahre gewesen sein.

Der Mann hatte ihn wie einen ungezogenen Hundewelpen im Nacken gepackt und quer durch das Zimmer geworfen, dann war er davongegangen.

Raik hatte versucht, Mama zu trösten, doch die war böse auf ihn. In ihren Augen hatte er sie nicht gerettet, sondern etwas kaputt gemacht. Was, das verstand er damals noch nicht. Auch nicht die Tracht Prügel, die er bekam. Danach schloss Mutter die Kammer immer ab und Raik wagte es nicht mehr, sich zu rühren. Er starrte unentwegt in die Flamme seiner Kerze und hielt sich die Ohren zu. Wenn Mutter ihn dann wieder hinausließ, nahm sie ihn in den Arm und drückte ihn ganz fest, als wolle sie ihn nie wieder loslassen. Manchmal bekam er sogar ein Karamellbonbon zur Belohnung. In jenen Momenten hatte er geahnt, was für eine Mutter sie hätte sein können, hätte ihr das Leben nicht so übel mitgespielt.

Raik schüttelte die Erinnerung ab wie eine lästige Berührung und stand auf. Mittlerweile überragte er seine Mutter um Haupteslänge. Sie musterte ihn, als habe sie seine Gedanken gelesen.

»Wolltest du dich gerade hinlegen?«, fragte er sie.

»Ja«, erwiderte sie, drückte ihre Zigarette auf einem Porzellanteller aus und ging in den angrenzenden Raum, wo sie sich auf ein breites Bett legte. Es war groß genug für zwei, genug für sie und ihren Freier. In dem engen, fensterlosen Raum, der mit Tüchern und einem Spiegel dekoriert war, roch es nach Schweiß und dem Samen der Männer, die sich in ihr ergossen hatten. Beides wurde nur unzureichend von einem süßlichen Parfüm überdeckt, das sie früher schon benutzt hatte. Veilchen.

Raik setzte sich in einen Sessel und schlug die Beine übereinander. Im schummerigen Kerzenlicht sah seine Mutter jünger aus, als sie war.

»Woher hast du das *Monnee*, um all das Zeug zu kaufen? Gehst du stehlen? Ich hab dich nicht großgezogen, damit du *en Deev* wirst.« Sie verbarg ihre Sorge unter zornigen Worten, wie so oft.

»Ich stehle nicht!« Nicht mehr, setzte er in Gedanken hinzu. Sein letzter Diebstahl lag schon eine Weile zurück. Es war Svantjes Beutelchen gewesen. Danach hatte er es drangegeben. »Ich gehe arbeiten. Morgens fahre ich Wasser aus, und danach helfe ich Kohlen abfüllen und ausliefern.«

»Bist also erwachsen geworden. Du könntest mal zu Molly gehen, die hat ein besonderes Händchen dafür, aus halbwüchsigen Bengeln richtige Kerle zu machen.« Sie lachte ein schmutziges Lachen, und Raik lief ein Ekelschauer über den Rücken. Molly war die beste Freundin seiner Schwester, eine Hure

mit drallen Schenkeln und Brüsten, so üppig und weich, dass sie damit jemanden ersticken könnte. Der Ekel galt nicht ihr, sie war nett und stets freundlich zu ihm, ohne sich ihm je anzubieten. Seine Mutter hingegen ... wie konnte eine Mutter so sein, so reden? War sie wirklich so verroht, oder versuchte sie damit nur, sich zu schützen, damit sie nicht zerbrach?

Raik schwieg und beobachtete, wie sie immer schläfriger wurde. Eigentlich war er hergekommen, um ihr ein Angebot zu machen, doch nun zweifelte er, ob es richtig war.

Er wollte so sehr, dass sie nicht mehr diese Arbeit tun musste, aber konnte und wollte sie nach all den Jahren noch etwas ändern? Vielleicht sollte er besser seine Schwester fragen. Sie hatte wie er selbst noch den Großteil ihres Lebens vor sich.

»Mutter, schläfst du schon?«

Sie seufzte. »Wenn du mich nicht immer wecken würdest.«

»Hör mir zu, nur ein paar Minuten, dann verschwinde ich. Eigentlich wäre es besser, wenn Emma auch hier wäre. Wo ist sie?«

Seine Mutter richtete sich halb auf und stopfte sich einige Kissen in den Rücken, um ihn auch im Liegen gut zu sehen.

»Deine Schwester ist gestern Abend mit zwei Kerlen mitgegangen, sie haben sie für die ganze Nacht bezahlt. Ach, das waren noch Zeiten.«

Raik bekam es mit der Angst. »Aber es ist schon Vormittag! Sie sollte längst zurück sein!«

»Sie ist 'ne hübsches *Deern* und macht ihre Sache sehr gut. Vielleicht wollten sie Emma noch dabehalten.«

»Und wenn ihr etwas zugestoßen ist? Wo sind sie hin?« Raik sprang auf, doch seine Mutter seufzte nur.

»Setz dich hin oder verschwinde. Deine *Süster* kann selbst auf sich aufpassen. Und wenn nicht, ist es sowieso schon zu spät. Jetzt sag mir, warum du hergekommen bist, ich bin müde.«

»Ich möchte, dass du aufhörst damit. Du solltest das nicht tun müssen. Emma, du und ich könnten uns zusammen eine Wohnung nehmen. Nicht hier, sondern drüben bei mir. Du weißt, dass ich Arbeit habe, ich kann nun einen guten Teil beitragen. Wasser ausliefern lohnt sich.« Er zögerte einen Augenblick lang. »Du könntest mir helfen, gemeinsam mit Emma.«

Sie sah ihn ungläubig an. »Komm her, *mien Jung*.«

Er zögerte, dann ging er zu ihr und kniete sich neben sie. Margarete streichelte ihm über die Wange und fragte ungewöhnlich weich: »Verabscheust du so sehr, was ich tue? Ist es dir lieber, ich ziehe einen schweren Karren durch die Straße wie ein Esel und mache mich zum Gespött der Leute?«

»Nein, ich ... natürlich nicht«, stotterte er. »Aber ...«

»Ist gut, Raik. Verschwinde einfach.«

Emma kehrte an jenem Tag nicht heim, und so machte sich Raik auf die Suche nach ihr. Er folgte Hinweisen, die ihn zu einem Mietsstall führten. Angeblich hatten die beiden Männer Emma dorthin gebracht. Es war Abend, als er den Stall des Gasthofs erreichte. Die Freier waren Bedienstete eines Handelsreisenden. Während ihr Herr Geschäfte tätigte, hatten sie in einer der kleinen Wohnungen über dem Stall Quartier bezogen, so viel hatte Raik herausgefunden.

Er wartete einen Moment ab, in dem er sich unbeobachtet wähnte, und schlich in das warme Dunkel des Stalls. Es roch angenehm nach Pferden und Heu.

Die Rechte fest um ein kleines Messer geklammert, huschte er an den Boxen vorbei bis zu einer Treppe, die auf den Dachboden führte. Die eine Hälfte diente als Vorratslager für Heu und Stroh, die andere beherbergte, wie es schien, mehrere kleine Zimmer.

Vier Türen gingen von einem schmalen Flur ab. Zwei standen offen, die Schlüssel steckten. Raik sah kurz hinein. Einfache, ordentliche Betten, jeweils ein Waschtisch mit Schüssel und Krug. Diese Zimmer warteten auf neue Gäste.

In einem der anderen beiden musste sich seine Schwester befinden.

Sein Herz begann zu rasen. Fieberhaft dachte er nach. Was, wenn dort drinnen noch immer beide Männer waren? Dann hatte er schon verloren.

Versuchen musste er es trotzdem.

Vorsichtig trat er an die erste Tür und lauschte. Nichts. Sie war aus Brettern grob aneinandergefügt. Er spähte durch die Ritzen. Ja, dort lag jemand. Es war dunkel in dem Zimmer, nur eine Lampe brannte, doch ihr Licht reichte aus, um den Schemen einer Frau zu erkennen. Sie war nackt und lag auf dem Bett, Arme und Beine waren gespreizt. So schlief doch niemand. Es war Oktober und viel zu kühl, um sich nicht zuzudecken.

Raik war sich sicher, das dort war seine Schwester. Und etwas war ganz und gar nicht in Ordnung. Zwar hatte er auf den ersten Blick keine Verletzungen ausmachen können, aber das Licht war schwach. Vielleicht hatte er es einfach nicht gesehen.

War sie womöglich tot? Wieder spähte er hinein. Der Brustkorb hob und senkte sich regelmäßig. Raik zwang sich, ruhig zu bleiben, auch wenn mit jedem verstreichenden Moment mehr Zorn in ihm brannte. Er lauschte angestrengt. Es blieb still. Die Männer mussten fort sein. Doch so, wie sie seine Schwester zurückgelassen hatten, würden sie wiederkommen, da wäre er jede Wette eingegangen.

Raik besah sich das Schloss. Es war von einfacher Bauart, öffnen konnte er es trotzdem nicht. Er war kein Einbrecher.

Die Angeln der Tür hatten einen großen Abstand. Vielleicht könnte er dort ansetzen.

Er ging auf die Knie, zwängte seine Finger unter das Holz, hielt den Atem an und nahm all seine Kraft zusammen. Die Tür bewegte sich, doch nicht genug. Es gelang nicht. Doch er hatte etwas anderes bemerkt. Die Bretter, aus der die Tür gefertigt war, waren dünn. Biegsam. Mit der Schulter drückte er gegen das Brett, an dem die Scharniere festgemacht waren. Einmal, zweimal, dann sprang die erste Aufhängung von der Angel. Nun war es ein Leichtes, auch die zweite auszuhebeln.

Raik zwängte sich in den kleinen Raum. »Emma?«, flüsterte er. Unverständliches Nuscheln. Ja, das elende Bündel Mensch, das hier lag, war tatsächlich seine Schwester. Ihre Peiniger hatten ihr den Mund mit einem Strumpf verstopft. So konnte sie nicht schreien oder um Hilfe rufen. An Handgelenken und Fesseln waren Seile befestigt, mit denen sie an den Bettpfosten festgebunden war.

Raiks Zorn schwoll zu einem seltsamen Gefühl überwältigender Ohnmacht an. Er musste sich zusammenreißen, nicht blindlings auf das spärliche Mobiliar einzuschlagen.

Stattdessen löste er vorsichtig den Knebel und zerschnitt dann blitzschnell die Fesseln.

Emma setzte sich auf, zog eine Decke um ihren bloßen, mit blauen Flecken übersäten Körper und zitterte. Kein Wort kam über ihre aufgesprungenen Lippen.

Raik ging in dem kleinen Raum auf und ab und versuchte, nicht auf das Laken des Bettes zu sehen, wo sich das Blut seiner Schwester mit dem Samen ihrer Peiniger mischte.

»Brüderchen«, sagte Emma schließlich leise, und er war sofort bei ihr, wollte sie in den Arm nehmen, wagte es nicht.

»Ich bringe diese Schweine um«, presste er heraus.

»Nein, das wirst du nicht«, flüsterte sie und drückte seine Hand. »Wir müssen hier verschwinden. Sie dürfen uns nicht finden.«

»Vielleicht hast du recht.« Er half ihr dabei, ihre Kleidung zusammenzusuchen. Unter gequältem Stöhnen zog Emma sich an.

»Was haben sie dir angetan?«

Doch Emma schüttelte nur den Kopf.

Bis heute hatte sie nie mit Raik darüber gesprochen. Aber statt Worten ließ Emma ihrem schrecklichen Erlebnis Taten folgen: Von jenem Tag an schaffte sie nicht mehr an. Gemeinsam bezogen sie ein kleines Zimmerchen und fuhren zusammen Wasser aus, bis Raik seine Ausbildung in der Werft begann und sie sich etwas Besseres leisten konnten.

Dennoch hätte Raik alles gegeben, um sich die Täter vorknöpfen zu können. Doch sie waren sicher längst über alle Berge – was allerdings nicht für die *Luden* galt, die Emma an die Männer vermittelt hatten. Auch wenn seine Schwester niemals einen Namen nannte, war sich Raik sicher, dass Torben und seine Bande die Finger im Spiel gehabt hatten. Wenn er ihnen doch nur etwas hätte nachweisen können! Doch Raik konnte warten. Und die Gelegenheit, seine Schwester zu rächen, würde kommen. Früher oder später. Daran bestand für Raik kein Zweifel.

Er schauderte und schüttelte die Erinnerungen ab, die mit jedem Schritt, den er sich vom Rotlichtviertel entfernte, ein wenig blasser wurden.

Was war das nur mit ihm und den Frauen? Jede, die ihm etwas bedeutete, stieß ihn von sich. Mutter wusste wahrscheinlich nicht einmal, was Liebe war, seine Schwester vertraute ihm bis heute nicht die Wahrheit an, und Svantje – seine Svantje! – sah in ihm nichts weiter als einen Freund. Und nun hatte er sie sogar gebeten, sie zu begleiten, wenn ihr reicher Verehrer mit dem Schiff am Hafen eintraf!

Raik wusste, dass er sich selbst keinen Gefallen damit tat. Doch so war es nun einmal, schon seit er kaum mehr als ein Junge gewesen war: Er konnte Svantje einfach keinen Wunsch abschlagen.

Svantje erreichte den Amerikakai am Nachmittag. Sie war direkt nach der Arbeit hergekommen. Friedrichs Schiff sollte am Abend hier anlegen, und sie wollte ihn begrüßen und endlich wieder in den Armen halten.

Nachdem sie sich offiziell verlobt hatten, durfte sie auch seine Geschenke annehmen, und so trug sie nun ein neues Kleid, das sie sich aus Stoffen hatte schneiden lassen, die er ihr aus Asien mitgebracht hatte. In der rostroten Seide fühlte sie sich trotz des schlichten Schnitts wie eine vornehme Dame.

Die Auswandererhallen waren erst am 20. Juli diesen Jahres eröffnet worden, um der riesigen Ströme von Reisenden Herr zu werden. Angeblich reisten mittlerweile mehr Menschen über Hamburg in die Neue Welt als über Bremen. Und sie kamen aus ganz Europa durch dieses Nadelöhr.

Nachdem in Amerika immer wieder Einwanderer abgewiesen worden waren, weil sie krank waren, hatte die HAPAG die Auswandererhallen als eine Art Quarantänestation eingerichtet. Im Hospital hatte Svantje auch gehört, warum es so war: keineswegs zum Schutz der Reisenden, sondern weil die HAPAG nicht für die Kosten der Rückfahrt aufkommen wollten. Natürlich waren es wirtschaftliche Interessen, die dahintersteckten.

Svantje war an einer Litfaßsäule stehen geblieben und sah von dort aus auf den Hafen hinab, wo gerade ein großer Schaufelraddampfer vorbeizog und zwei schaumige Linien auf dem gelblichen Wasser hinterließ. In den letzten Tagen war es unangenehm warm gewesen. Vom Wasser stieg ein fischiger, beinahe schon fauliger Geruch auf.

Im Gängeviertel war die Luft zum Schneiden dick. Sie brauchten ein ordentliches Sommergewitter, doch der Wind, der vor zwei Tagen von Süden kommend alles durcheinandergewirbelt hatte, trug die Wolken fort.

Wo blieb nur Raik?

Svantje drehte sich einmal im Kreis, doch von ihrem Freund war weit und breit keine Spur. Er hatte am Vorabend zähneknirschend versprochen, sie zu begleiten. In der Nähe der Auswandererbaracken wimmelte es von Halsabschneidern und Gesindel, die kurz vor ihrer Reise noch schnell zu Geld

kommen wollten. Belangen würde sie niemand mehr, sobald sie erst einmal auf dem Schiff waren.

Svantje ging unruhig auf und ab. Vielleicht sollte sie doch schon einmal ... oder nein, besser nicht. Sie strich die Säume ihrer Ärmel glatt. In diesem Kleid sah sie aus, als gäbe es bei ihr etwas zu holen.

Jemand pfiff.

Svantje drehte sich nicht um, sondern zog in Erwartung schlüpfriger Bemerkungen die Schultern hoch. Was glaubten die Männer nur? Dass es einer Frau gefiel, wenn sie wie Ware angeglotzt und beleidigt wurde?

Schritte näherten sich. Sie klangen schwer auf dem Pflaster, wie Arbeitsstiefel und irgendwie vertraut. Nun wandte sie sich doch um. »Du bist das.«

»Warum reagierst du denn nicht?«, keuchte Raik, der wohl ein weites Stück gerannt war und nun mit schweißglänzender Stirn vor ihr stehen blieb.

»Ich drehe mich nie um, wenn jemand pfeift. Das macht keine Frau, die nicht mit Anzüglichkeiten belästigt werden will.« Seit ihrer Verlobung hatte sich etwas zwischen Raik und ihr geändert. Früher hätte er sie zur Begrüßung umarmt, nun trat er unruhig von einem Bein auf das andere und schob die Hände in die Hosentaschen, als wisse er nicht, wohin damit.

»Du bist spät dran«, sagte sie, versuchte aber, nicht allzu vorwurfsvoll zu klingen.

»Die Versammlung des Arbeiterrates hat länger gedauert, und dann habe ich erst die dritte Fähre bekommen. Außerdem war ich noch bei *Moder*. Ich bin die ganze Strecke gerannt.«

»Danke, dass du hergekommen bist, Raik. Das hättest du nicht tun müssen.« Sie hakte sich bei ihm unter und merkte, wie sich die Muskeln in seinem Arm verkrampften, als würde ihn die Berührung schmerzen.

»Ich kann ja nicht zulassen, dass irgendjemand dich *mitgahn lett* und nach Amerika verschleppt. Dann doch lieber dieser Falkenberg. Hast dich ja ganz schön *uptakelt* für den ... da erkennt man dich kaum wieder.« Er spuckte aus. Sie hasste es, wenn er das tat, und er wusste das ganz genau. »Siehst du *sien Schipp* schon?«, fragte er.

»Noch nicht. Komm, gehen wir.« Svantje wusste, dass die Anlegestelle direkt am Amerikakai lag. Der Senat der Stadt hatte sich mit der HAPAG darauf geeinigt, dass alle Armen, also jene, die auf den Auswandererschiffen Tickets

für die Zwischendecks gelöst hatten, die Hamburger Innenstadt erst gar nicht mehr betreten durften. Den anderen stand es frei, in Hotels und besseren Gasthäusern Quartier zu nehmen.

Die Auswandererbaracken entpuppten sich als gleichförmige Backsteinbauten, durchnummeriert mit Innenhöfen, Küchen, getrennten Speisesälen für Christen und Juden. Und dazwischen Menschen, Hunderte, vielleicht sogar Tausende. Dicht an dicht standen sie da in ihrer zerlumpten Kleidung. Es war, als habe jemand alle Bewohner der Gängeviertel gemeinsam hier eingesperrt. Im Vorbeigehen lugte Svantje durch offen stehende Tore ins Innere der Bauten. Darin waren Feldbetten zu sehen, immer zwei übereinander.

Stimmengewirr drang zu ihnen herüber. Svantje erkannte Französisch und Niederländisch und ein Durcheinander aus osteuropäischen Sprachen.

»Die Baracken sind erst seit ein paar Wochen in Gebrauch«, sagte Raik.
»Aber schlechter und miserabler hätten sie die nicht errichten können.«

»Sie haben Geld gespart, wie immer, wenn es um die einfachen Leute geht.«
Sie liefen am Rand der Anlage entlang, wo ein hoher Metallzaun dafür sorgte, dass die Auswanderer ihre Quarantänestation nicht verließen.

»Oh, wie ich diese reichen Pfeffersäcke hasse«, knurrte Raik. »Aber bald gehörst du ja auch dazu, da bist du wirklich fein raus.«

»Ich weiß, du magst ihn nicht. Aber glaub mir doch, wenn ich dir sage, dass Friedrich mich glücklich macht. Ich kann nicht ändern, dass mein Herz für ihn schlägt. Du bist mir wie ein Bruder, Raik. Und ist Familie nicht auch ein hohes Gut?«

»Ein Bruder«, schnaubte er.

Svantje schwieg. Sie wusste, dass sie ihm wehtat. Aber was sollte sie tun? Er musste doch verstehen, dass sie niemals ein Paar würden. Raik war zu einem stattlichen Kerl geworden, er hatte eine gute Anstellung, und es würde ihm nicht schwerfallen, eine Frau zu finden. Doch dafür musste er sich Svantje aus dem Kopf schlagen.

Sie wusste, dass sie an dem Thema besser nicht rührte. Zügig, beinahe schon hastig gingen sie den Amerikakai entlang, bis sie zur Anlegestelle für die Auswandererschiffe kamen.

Derzeit lag kein Schiff an. Svantjes Herz schlug dennoch schneller. Jetzt konnte es nicht mehr lange dauern. Vielleicht war der Dampfer, den sie dort

hinten ausmachen konnte, aus Russland.

»Verrenk dir nicht den Hals«, murrte Raik und lief in seinen schweren Arbeitsstiefeln auf und ab. Auf seinem Hemd waren Schweißflecke, und auch Svantje litt unter der intensiven Sommersonne. Sie stellte sich in den Schatten einer Holzbaracke.

»Erzähl mir, wie es auf der Werft läuft. Kommt ihr gut voran mit den Räten? Vater sagt, dass sie dich zum Sprecher gewählt haben.«

»Wenn es dich wirklich interessiert.« Raik trat zu ihr.

»Ja, natürlich tut es das. Ich weiß doch vom Vater, wie schlecht es den einfachen Arbeitern geht. Er hat nie gewagt, etwas dagegen zu sagen. Aber du ... ich bin sehr stolz auf dich.«

Er sah sie an, als würde ihn diese Antwort überraschen, dann straffte er die Schultern. »Ich wollte eigentlich gar nicht, aber dann haben sie mich vorgeschlagen.«

»Aber du bist doch genau der Richtige! Seitdem du in der Werft angefangen hast, ärgert dich die Situation der Arbeiter, und im Gegensatz zu Vater glaube ich, dass du auch etwas ändern kannst. Auf dich hören die.«

»Das klingt aus deinem Mund einfacher, als es ist. Auf der Sitzung heute haben wir uns erst mal über unsere Ziele verständigt. In drei Tagen müssen wir sie dann Harkenfeld vortragen.«

Svantje musterte ihn ernst. Die Zeit, die sie Mutter als Haushaltshilfe vertreten hatte, war ihr noch lebhaft im Gedächtnis. Zwar war sie dem Hausherrn nur selten begegnet, doch jedes einzelne Mal war sie vor diesem kaltherzigen Menschen erschauert. Selbst zu seiner Familie schien er nur ein nüchternes Verhältnis zu pflegen. Seine Tochter war ein Pfand, das er einsetzte, um Geschäftspartner zu locken. Sein älterer Sohn sollte zu seinem Ebenbild heranwachsen und wehrte sich nach Leibeskräften. Nur der jüngste Spross der Sippe war noch von seinen Plänen ausgenommen, er war nicht alt genug. Gerade mal als dem Säuglingsalter heraus, wurde er von einem eigenen Kindermädchen umsorgt.

»Sei vorsichtig mit Harkenfeld«, sagte sie. Wenn Raik ihm zu unbequem würde ... Sie traute dem Patriarchen zu, dass er sich seiner Feinde auf schmutzige Weise entledigte.

»Ach«, sagte Raik nur.

»Nun habe ich doch etwas Angst um dich.«

»Brauchst du nicht. Gerüchten zufolge werden wir Harkenfeld gar nicht zu Gesicht bekommen. *De König spreckt nich mit dat Pöbelvolk*. Angeblich sollen wir mit seinem Vorarbeiter verhandeln und mit seinem Junior.«

»Mit Richard?« Svantje atmete auf, während sich Raiks Miene verfinsterte.

»Ich denke, das ist er, ja. So viele Söhne hat der alte Harkenfeld ja nicht. Ich hatte ja ganz vergessen, in welchen Kreisen du dich jetzt bewegst. Vielleicht sollte ich gar nicht mit dir reden.«

Svantje boxte ihn in den Bauch. »Wage es ja nicht, Raik!«

»Schon gut, schon gut.« Er verkniff sich ein Lächeln.

»Richard Harkenfeld ist übrigens selbst der Einstellung, dass die Lage der Arbeiter verbessert gehört, das hat mir Friedrich gesagt, und so schätze ich ihn nach unseren wenigen Begegnungen auch ein. Aber lass in den Verhandlungen niemanden merken, dass du davon weißt. Womöglich steht ihr auf derselben Seite. Stell dich dennoch auf harte Verhandlungen ein. Er würde sonst sein Gesicht verlieren.«

Raik sah sie an, als habe sie soeben etwas völlig Udenkbares gesagt.

»Warum sollte sich jemand, der mit einem goldenen Löffel im *Hinnersten* geboren wurde, für die Arbeiter einsetzen?«

»Weil er ein Herz hat, das vermute ich zumindest. Ich habe ihn als guten Menschen kennengelernt. Er behandelt die Angestellten mit Respekt, mir hat er sogar erlaubt, seine Bibliothek zu nutzen und mich jederzeit dort aufzuhalten. Außerdem ist er Friedrichs bester Freund. Er schätzt ihn sehr.«

»Friedrich, Friedrich, Friedrich«, äffte Raik.

Svantje wandte sich von ihm ab und ging, so weit es der Kai zuließ. Warum war Raik nur so?

Sie stand nun wieder in der prallen Sonne und sah auf das Wasser hinab, in dem hier besonders viel Unrat trieb. Auch eine aufgedunsene tote Ratte war darunter.

»Ist es das?«, hörte sie Raik plötzlich fragen und sah auf.

Dort schob sich ein Dampfschiff hinter einigen Frachtern her. Ihr Herz machte einen Satz. Auch wenn sie den Namen des Schiffs noch nicht erkennen konnte, fühlte sie, dass Friedrich dort war.

»Ja, das muss es sein«, erwiderte sie und kehrte zurück in den Schatten des kleinen Holzbaus, wo Raik noch immer ausharrte. »Du kannst so viele böse

Sachen sagen, wie du willst, das wird nichts ändern, Raik. Ich würde mich freuen, wenn du meine Entscheidung akzeptierst.«

Er stieß einen unterdrückten Fluch aus, und dann warteten sie schweigend in der stetig zunehmenden Sommerhitze.

Die Zeit schien sich zu dehnen, als wolle sie Svantjes Geduld testen. Immer wieder musste das Schiff seine Fahrt drosseln, um im regen Hafenbetrieb nicht mit anderen zu kollidieren. Als sie das dumpfe Dröhnen des Motors schließlich als Widerhall in ihrem Körper spüren konnte, kam am Amerikakai plötzlich reges Treiben auf.

Eine Gangway wurde herangeschoben, an den Pollern positionierten sich einige Männer, um die Taue festzumachen.

Raik und Svantje traten zur Seite, um nicht im Weg zu stehen.

Drei Männer, die wohl zu den Auswandererbaracken gehörten, bauten einen Klapptisch auf. Uniformierte positionierten sich, als wollten sie sichergehen, dass niemand in die Stadt floh.

Eine heftige Erschütterung lief durch den hölzernen Kai, als das Schiff schließlich dagegenstieß und ein Stück daran entlangschrappte. Wellen schwappten so hoch, dass Svantje beinahe nasse Füße bekommen hätte. Doch das war ihr egal. Wie sehr hatte sie diesen Tag herbeigesehnt! Auch wenn es diesmal nur wenige Wochen gewesen waren, hatte sie die Zeit schlechter ertragen als bei Friedrichs letzter Reise. Denn nun liebte sie ihn von ganzem Herzen, auch wenn sie leisen Zweifel hegte, ob er sie genauso liebte. Vielleicht war ihm in der Ferne nun doch endlich klar geworden, dass sie zu unterschiedlich waren. Svantje versuchte, ihre Sorge zu vergessen. Nervös berührte sie den dünnen Verlobungsring an ihrem Finger. Sie hatte ihn kein einziges Mal abgelegt, seit er gerade noch rechtzeitig vor Friedrichs Aufbruch fertig geworden war.

»Ist er das?«, fragte Raik und wies auf einen Mann, der an der Reling stand und zu ihnen hinuntersah. Als Svantje aufblickte, nahm er seinen Hut ab und winkte. Ihr wurden die Knie weich.

»Ja, ja, das ist er«, flüsterte sie. Ihr Herz pochte plötzlich so laut, dass es ihre Stimme übertönte.

»Na schön, dann werde ich ja nicht mehr gebraucht.« Raik umarmte sie und küsste sie auf die Wange, was er sonst nie tat, vor allem nicht in der

Öffentlichkeit. Sie schob ihn von sich. »Was soll das, Raik, bist du verrückt geworden?«

»Ich wollte mich nur verabschieden, *Süster*. Den Rest schaffst du sicherlich allein.«

Ihre Wangen brannten vor Scham. Raik hatte sie geküsst, um Friedrich zu provozieren, dieser Mistkerl. Nun ging er mit großen Schritten davon, doch das kümmerte sie nicht mehr. Sollte er sich doch kindisch benehmen, irgendwann würde er wieder zur Vernunft kommen.

Svantje rieb sich die Wange, lief unruhig auf und ab, stellte sich auf Zehenspitzen, um ihren Liebsten zu sehen.

Die Gangway wurde herangeschoben, und aus dem Unterdeck kamen die ersten Menschen. Sprachgewirr erfüllte die Luft.

Einige Auswanderungsagenten dirigierte die Neuankömmlinge zu den Klapptischen, wo sie registriert wurden.

Viele Frauen hatten kleine, blasse Kinder auf den Armen, die zu schwach schienen, um zu weinen. Sie glotzten mit großen Augen und hielten sich mit ihren kleinen Händen an den Rücken ihrer Mütter fest. Die Frauen trugen einfache Kleider, viele ein Kopftuch. Die Männer waren fast alle hager. Sie schleppten Koffer und Bündel, in denen das gesamte Hab und Gut der Familie untergebracht war. Mit stoischer Miene rückten sie langsam vorwärts.

So viel Not, dachte Svantje nur und hoffte, dass die Träume der Reisenden in Erfüllung gehen würden. Sie mochte den Geschichten der Auswanderungsagenten, dass in Amerika jeder reich werden konnte, nicht so recht glauben. Reich wurden vor allem sie, indem sie wie Geier von den Schwächsten profitierten.

Endlich kamen auch Passagiere von den Oberdecks. Die Bessergestellten wurden durch Spalier stehende Matrosen von den einfachen Leuten getrennt. Svantje musste wieder an Raiks abfällige Bemerkung denken. Gehörte sie jetzt auch zu denen? Den Leuten, die es geschafft hatten?

Und was wäre so schlimm daran? Sie würde doch kein schlechterer Mensch, nur weil ihr Verlobter Geld hatte.

Und da war er, endlich!

Leichtfüßig kam er die steile Gangway hinunter, wurde aber von den Passagieren vor ihm aufgehalten. Ein älteres Ehepaar ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Svantje eilte Friedrich mit wildem Herzklopfen entgegen, doch

vorerst blieben ihnen nur Blicke. Freute er sich, sie zu sehen? Ihr wurde bang, denn aus seiner Miene strahlte nicht das Glück, sondern Sorge. Er gestikulierte ihr, nicht direkt neben den Auswanderern zu stehen, und hörte erst auf, als sie zur Seite trat. Er wirkte gehetzt und müde. Daran konnte auch die Bräunung der Haut nichts ändern, die er sich wohl an Deck zugezogen hatte.

»Svantje, endlich!« Er sagte ihren Namen wie kein anderer.

Sie drückte sich an ihn. Sog den vertrauten Geruch seines Rasierwassers ein und den Duft seiner Haut, der sie atemlos machte. Er legte seine Hand in ihren Nacken, und ein wohliges Kribbeln breitete sich aus.

»Ich habe dich so vermisst«, sagte sie und löste sich aus der Umarmung, denn sie meinte, die Blicke der anderen wie feine Nadelstiche auf ihrer Haut zu spüren.

Friedrich nahm ihre Hände und küsste sie nacheinander. »Du siehst wundervoll aus, noch hübscher als in meiner Vorstellung.«

Svantje spürte, wie sie errötete. »Geht es dir gut? Du wirkst ... müde.«

»Lass uns schnell von hier verschwinden, dann erzähle ich dir alles«, sagte er mit einem Blick zu den Auswanderern. Er wirkte nervös, beinahe, als würde er verfolgt.

»Müssen wir nicht noch auf dein Gepäck warten?«

»Nein, das wird mir hinterhergeschickt. Komm, beeilen wir uns.« Er fasste sie fast schon ein wenig grob am Arm und zog sie mit sich. Nun bekam sie es doch etwas mit der Angst. Etwas musste auf dem Schiff geschehen sein.

12

Hildes Knie waren weich wie Pudding. Vater rief sie niemals zu sich. Es war beinahe so, als würde sie für ihn die meiste Zeit über nicht einmal existieren. Sie hatte es längst aufgegeben, in seiner Achtung steigen oder gar von ihm geliebt werden zu wollen.

Achtung erhielten einzig Männer, und zwar selten jene, die es verdienten. Richard zum Beispiel. Er zeigte Haltung, verteidigte seine eigene Meinung. Hilde bewunderte ihn dafür, doch Vater hätte ihm am liebsten den Hosenboden stramm gezogen.

Und nun rief er nach ihr. Der Tochter, an die er nur dachte, wenn sie ihm von Nutzen sein konnte. Was das bedeutete, wurde ihr mit jedem Schritt klarer. Er hatte einen Mann für sie gefunden, einen, den sie nicht ablehnen durfte. Ausgerechnet jetzt, da sie auf Richards Ermutigung hin begonnen hatte, hin und wieder als Gasthörerin zu Vorträgen an der Universität zu gehen.

Sie hielt vor der Tür zum Büro inne und versuchte, ihre Aufregung zu bezwingen, doch sie stand ihr machtlos gegenüber. Über das Trommelfeuer ihres jagenden Herzens hinweg hörte sie Mutters Stimme. Das war überraschend. Sie hatten also miteinander besprochen, weshalb Hilde nun hergerufen wurde?

Mit schweißfeuchten Fingern klopfte sie an und öffnete die Tür. Ihre Eltern standen gemeinsam am Fenster und wandten sich zu ihr um. Der Blick ihrer Mutter war so neutral und regelrecht teilnahmslos, dass es Hilde kalt den Rücken hinunterlief.

»Da bist du ja endlich«, sagte sie. »Wir haben dir etwas mitzuteilen.«

»Ja?«, brachte Hilde leise heraus.

Ihre Mutter legte ihr den Arm um die Mitte, und Hilde kam es vor wie der hilflose Versuch, sie vor einem Sturz zu bewahren.

»Du wirst heiraten«, sagte Vater und verzog den Mund zu einem grimmigen Lächeln. »Mein Geschäftspartner Walter Degen ist der perfekte Mann für dich.«

Hildes Gedanken ratterten. Sie kannte den Namen, hatte ein Gesicht dazu. Der Mann war etwas kleiner als sie, rundlich, mit teigiger Haut und einer beginnenden Glatze. Sie hatte ihn auf einem Fest kennengelernt, zu dem Vater einige Geschäftspartner eingeladen hatte. Mit fast jedem hatte sie getanzt, doch sie hatte sich nichts dabei gedacht. Sie tanzte einfach gern. Degen hatte sie immer wieder fast schon ein wenig schüchtern angelächelt und war ihr mehrfach auf die Füße getreten.

»Er ist alt«, sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

»Walter ist einundvierzig Jahre alt und bei bester Gesundheit. Es hat noch keiner Frau geschadet, einen erfahrenen Mann an ihrer Seite zu haben. Er wird dein aufbrausendes Temperament in Zaum halten, das einer Dame aus gutem Hause ohnehin nicht zu Gesicht steht.«

»Hilde«, sagte ihre Mutter weich. »Hilde, mein Kind, du musst doch irgendwann einen Mann finden. Ihr werdet euch schon vertragen. Hör auf deinen Vater.«

»Du wirst dich nächste Woche mit ihm treffen. Und wage es nicht, mir Schande zu machen!«

Hilde machte sich mit einem Aufschluchzen aus dem Arm ihrer Mutter los und verließ das Zimmer.

»Komm zurück!«, rief der Vater, doch sie hörte ihn kaum mehr. In ihren Ohren rauschte es wild, und ihr war übel.

Sie hastete durch den Flur, musste kurz innehalten, weil ihr schwindelte, dann lief sie weiter.

»Hilde?«

Sie hatte ihren Bruder nicht bemerkt, der in diesem Moment die Treppe hinaufkam. »Lass mich«, schluchzte sie und lief weiter in ihr Zimmer. Mit einem Knall flog die Tür hinter ihr ins Schloss. Sie warf sich auf ihr Bett und wühlte das Gesicht in die Kissen.

»Schwesterchen«, erklang eine sanfte Stimme. Richard setzte sich neben sie und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Wein doch nicht, was ist denn? Wir können sicher eine Lösung finden.«

»Vater verschachert mich an seinen Geschäftsfreund, diesen widerlichen alten Walter Degen.«

Sie hörte, wie Richard scharf Luft einsog. Sein Griff an ihrer Schulter wurde fester. »Nein.«

»Doch«, schniefte Hilde. »Und er hat Mutter auf seiner Seite.«

Richard schwieg, und das sagte eigentlich alles. Wenn ihre Eltern es gemeinsam beschlossen hatten, dann führte wahrscheinlich kein Weg mehr daran vorbei.

»Was soll ich denn jetzt tun? Ich kann doch nicht den Rest meines Lebens mit diesem unansehnlichen alten Kauz verbringen! Allein schon bei der Vorstellung, dass er mich berührt, wird mir speiübel.«

»Dann bleibt nur eins, wir laufen weg.« Richard lachte, doch es klang traurig.

Hilde setzte sich auf und wischte sich die tränennassen Wangen ab. »Heute würde ich sogar mitkommen, Richard.«

Er strich ihr über den Arm. »Uns fällt bestimmt eine Lösung ein. Wann soll es denn so weit sein?«

»Das weiß ich nicht. Ich soll ihn nächste Woche treffen.«

»Wenn wir Vater nicht umstimmen können, dann müssen wir eben dafür sorgen, dass dein Bräutigam dich nicht mag und einen Rückzieher macht.«

Das klang gut, doch Hilde zweifelte, dass es so einfach sein würde. »Er heiratet ja nicht nur mich, sondern Vaters Firma. Deshalb wird er mich wohl ertragen. Ich bin der unwichtige Part in diesem Geschäft.«

»Ach, Hilde, es tut mir leid.«

»Du bist lieb.« Sie versuchte, ihre Fassung zurückzugewinnen. »Ich werde die schrecklichste Frau sein, die sich Walter Degen vorstellen kann. Dann wird er seine Schmierfinger von ganz allein bei sich behalten.« Beim Gedanken daran musste sie nun doch lächeln. Jetzt fiel ihr auch auf, dass ihr Bruder einen Anzug trug und frisch polierte Schuhe. »Warst du aus?«

»Nein, aber ich bin eigentlich auf dem Sprung. Friedrich ist aus Russland zurück, und wir wollen Essen gehen und etwas plaudern. Begleite uns doch, es wird bestimmt ein schöner Abend.«

»Ich weiß nicht, Richard. Ihr wollt doch sicher Männergespräche führen, und er wird von seiner Reise berichten.«

»Männergespräche!« Ihr Bruder lachte. »Unsinn. Außerdem ist seine Verlobte auch dabei.«

»Das Hausmädchen Svantje?« Es war doch wirklich ungerecht. Sie selbst sollte einen alten Molch heiraten, und dieses Bauernmädchen bekam einen der begehrtesten Junggesellen Hamburgs.

»Na gut, ich komme mit, auch wenn ich euch womöglich die Stimmung verderben werde.«

Richard küsste sie auf die Wange. »Dann beeile dich.«

13. August 1892

Die Kanalarbeiter Sahling und Mertens stiegen in das marode Tunnelsystem hinab. Es stank erbärmlich, dabei sollte dies eigentlich die Trinkwasserversorgung sein. Das Wasser wurde stromaufwärts der Elbe entnommen, doch in den vergangenen Tagen hatte es immer wieder Beschwerden gegeben, dass statt Süßwasser Brackwasser bei den Menschen ankam, das zudem unangenehm roch. Durch die vielen heißen, regenlosen Tage war der Pegelstand des Flusses extrem niedrig. So niedrig, dass bei Flut vermutlich ein gefährlicher Rückstau entstand, der Hafenwasser in die Elbe drückte. Daran konnten sie nichts ändern, das konnte nur der Senat, indem er für eine anständige Wasserversorgung mit Sandfilteranlage sorgte.

Die beiden Kanalarbeiter würden ihren Teil beitragen. Sie kontrollierten die Tunnelsysteme und räumten Blockaden zur Seite.

Heute würden sie in diesem Streckenabschnitt ihren Dienst tun. Angeblich gab es hier besonders viele Wasserverluste. Die Leckagen mussten gewaltig sein. Ausgerüstet mit Hacken, Schaufeln und Zangen machten sie sich auf den Weg. Die Backsteinwände waren von Schleim überzogen. Von der Decke hingen dicke Wurzeln herab, die von oben durch Risse im Gemäuer hindurchgewachsen waren. Mertens schlug einen kleinen Nagel in die Wand und hängte seine Lampe daran, dann begann er, dem struppigen Durcheinander mit Zange und Säge zu Leibe zu rücken.

»*Ick seeg mi maal* weiter vorn um«, meinte Sahling und stapfte barfuß durch knietiefes Wasser. Seine Schuhe hatte er am Schachteingang zurückgelassen.

Er hob die Lampe hoch über den Kopf, damit der Reflektor das zuckende Licht weit nach vorne warf. Vor ihm nahmen Ratten Reißaus. Wenn sich die Biester in den Frischwasserschächten herumtrieben, war es um den Zustand wirklich nicht gut bestellt. Eigentlich traten sie nur dort in großer Zahl auf, wo sie auch etwas zu fressen fanden.

Er leuchtete auf den Kanal vor sich. Licht brach sich im Wasser, doch immerhin konnte er den Grund durchschimmern sehen.

Langsam ging er voran, räumte hier und da hereingetriebene Äste aus dem Weg und notierte Streckenabschnitte, wo Backsteine aus den Wänden gebrochen waren. Wo er konnte, schob er sie wieder in die Lücken, doch meist war der Mörtel zu Sand zerfallen, sämtlicher Kalk ausgewaschen, und die gebrannten Steine zerbrachen unter dem Druck seiner Werkzeuge. Es war eine müßige Arbeit.

Als sein Kollege wieder zu ihm aufgeschlossen hatte, arbeiteten sie sich weiter in das Kanalsystem hinein. »Es wird *deper*«, stellte Mertens fest.

»Und *de Drifft* nimmt zu. Wir kommen näher an die Entnahmestelle.«

Das Wasser floss ihnen entgegen, strudelte um ihre Füße. Die Sommerhitze hatte es merklich erwärmt, und es roch schlammig. Gemeinsam wuchteten sie ein Stück Treibholz zur Seite, in dem sich allerlei Unrat verfangen hatte.

»*Kiekuut!* Fass da nicht hin, da ist ein toter Fisch«, warnte Sahling, wusch sich die Hände und wischte sie dann an seinen Hosen ab.

»Da bekommen *de Lüüd* Fischsuppe umsonst«, sagte Mertens und stieß sein gackerndes Lachen aus, wegen dem ihn seine Kameraden immer neckten.

Bald erreichen sie den Hauptkanal. Ein Gitter sollte hier die Zuflüsse vor Unrat schützen. Sie beseitigten weitere Blockaden. Sahling hob seine Lampe, um an den Wänden nach Zeichen und Nummern zu suchen, die ihnen zeigten, wo genau sie sich befanden.

»Sehen wir uns mal die Hauptleitung an.« Mertens stapfte voraus. Er nutzte das stumpfe Ende seiner Hacke, um auf dem glitschigen Untergrund genügend Halt zu finden.

Als sie schon ein gutes Stück vorangekommen waren, hallte von den Wänden plötzlich ein Rauschen wider. »*Bliev stahn!*«, rief Sahling. Sie hielten inne. Ja, es rauschte, und das Geräusch wurde lauter.

»Vielleicht regnet es endlich«, meinte Mertens. »Obwohl es nicht nach Gewitter aussah.«

»Dafür ist es noch zu früh am *Daag*.«

Sie wechselten einen Blick und stiegen dann gemeinsam zu einem Eisengitter herauf. Sie verstanden einander ohne Worte. Schon einige Leute waren hier unten ertrunken, weil das Wasser unvermittelt angestiegen war. Ein heftiges Gewitter, und vor allem in den Abwasserschächten bestand Lebensgefahr. Aber dies hier war die Trinkwasserzufuhr.

Das Rauschen wurde lauter. Mertens hob die Lampe und sah sich nach einem Schacht um. Seine Hoffnung wurde enttäuscht, hier führte kein Weg nach oben.

Ratten quiekten.

Ein halbes Dutzend der Nager kam aus der Richtung des Rauschens herbeigerannt. Sie waren so in Panik, dass sie die Kanalarbeiter nicht beachteten. Sahling erschlug zwei mit seiner Schaufel, dann war das Wasser plötzlich da. Als bräunliche Welle schob es sich über das klarere Trinkwasser und drückte sich an den Wänden hoch. Binnen Augenblicken stieg es den Männern bis zur Hüfte, dann beruhigte es sich und floss langsam, aber stetig.

»Das ist salzig«, rief Mertens, nachdem er etwas probiert hatte.

Sahling nickte. »Es muss Hafenwasser sein. Es stimmt also, was die *Lüüd* sagen. Durch den niedrigen Stand der Elbe wird es in die Kanäle gedrückt. Wahrscheinlich ist gerade *Floot*, dann reicht ein großes Frachtschiff in voller Fahrt, und das Wasser wird mit Kraft hineingepresst. Deshalb die Welle.«

Sein Kollege stimmte ihm zu. »Dagegen sind wir machtlos.«

»Ja. Kehren wir um und nehmen uns die anderen Zuläufe vor.«

Auf dem Wasser trieb Schaum, es roch nach Fäkalien. Das Abwasser der Stadt und von den Auswandererbaracken mischte sich unter das andere.

»Das kann doch niemand mehr trinken. Die *Lüüd* sollten Brunnen benutzen.« Merten reckte seine Arme mit Werkzeugen und Lampe in die Höhe und watete voran. Sahling folgte ihm und wünschte sich, sein Kollege würde schneller laufen. Immer mehr von der stinkenden Brühe trieb um sie herum.

Mit dem großen Zeh stieß er gegen etwas Weiches. Er zuckte zurück, verlor den Halt und ging unter. Die Lampe erlosch zischend. Er wollte sie nicht loslassen, rief nach Mertens und wurde von einem Wasserschwall zum Verstummen gebracht. Seine Füße rutschten über den glitschigen Grund, er fand keinen Halt mehr. Seine Lunge krampfte. Panik brannte durch seinen Körper. Er konnte nicht schwimmen!

Sein Kopf tauchte unter. Er bekam keine Luft mehr, atmete im Reflex mehr Wasser in Nase und Lunge. Er ließ sein Werkzeug los, trat um sich, dann wurde er gepackt und mit Wucht nach oben gerissen.

Richard und Hilde trafen verspätet ein, aber als sie das Restaurant endlich erreichten, war die Stimmung seiner Schwester etwas besser. Er konnte nur ahnen, was in ihr vorging. Es war eines, mit den Freundinnen die Zukunft zu planen, Etikette und Tanzunterricht zu bekommen und sich behandeln zu lassen wie eine Prinzessin. Etwas anderes, aus diesem Traum zu erwachen.

All die Vorbereitungen hatten nur einem Zweck gedient: Hildes Wert zu steigern, um sie hinterher möglichst gewinnbringend einzusetzen. Dennoch überraschte es auch Richard, wie kaltblütig Vater vorging.

»Hoffentlich sind sie nicht schon wieder gegangen«, sagte Hilde schuldbewusst.

»Das glaube ich nicht, sie werden sich viel zu erzählen haben.«

»Sag nichts von Vaters Plänen«, bat sie ihn und wartete, bis er hinter ihr aus der Kutsche gestiegen war.

»Wenn jemand davon berichtet, dann du. Ich schweige wie ein Grab.«

Ein Kellner öffnete die Tür und führte sie ins Restaurant. Friedrich und seine Begleiterin saßen in einer Nische bei einem Fenster und waren in ein leises Gespräch vertieft. Sie hatten sich nah zueinander gebeugt, sahen einander in die Augen, und er hielt ihre Hand.

Der Anblick weckte in Richard eine unbestimmte Sehnsucht. Irgendwann wollte auch er einmal eine Frau so ansehen. Doch bislang hatte keine sein Interesse erwecken können. Selbst die hübschesten und begehrtesten Fräuleins ließen ihn kalt. Bei keiner regte sich etwas in ihm. Umso seltsamer erschien ihm daher der scharfe Stich der Eifersucht, der ihn nun erfasste. Hatte ihm zuerst die Anziehungskraft exotischer Länder den besten Freund geraubt, würde nun das Fräulein Svantje seine gesamte Aufmerksamkeit erhalten.

»Entschuldigt die Verspätung. Zur Wiedergutmachung habe ich meine Schwester mitgebracht.«

Friedrich und Svantje erhoben sich. »Oh, das freut mich, Fräulein Harkenfeld, Herr Harkenfeld«, sagte sie scheu und kämpfte sichtlich mit sich selbst darum, den Blick nicht auf den Boden zu richten. Der Klassenunterschied schien wie ein Gewicht auf ihren Schultern zu lasten.

»Meine liebe Svantje, Sie sind hier unter Freunden. Sehen Sie mir doch bitte in die Augen, und nennen Sie mich beim Vornamen. Und das gilt auch für meine Schwester Hilde, nicht wahr?« Richard warf Hilde einen Blick zu, der

jeden Widerspruch im Keim erstickte. Aber wahrscheinlich hätte sie an diesem finsternen Tag sowieso geschwiegen.

Svantje errötete, als Hilde ihr ein Kompliment für ihr Kleid machte und ihr zuflüsterte: »Keine Sorge, so wie Sie aussehen, merkt niemand, woher Sie stammen, und bald werden Sie es selbst vergessen haben. Die Gesellschaft allerdings, die vergisst nie!«

»Hilde!«, mahnte Richard.

»Ich möchte sie nur warnen! Die Hamburger Oberschicht ist ein Haifischbecken, und das gilt besonders für die Frauen. Man wird ihr ihren Fang neiden und das Leben zur Hölle machen.«

Friedrich lachte irritiert, er hatte sich wohl bislang um alles gesorgt, nur nicht darum, wie Svantje von der Gesellschaft aufgenommen werden könnte.

»Dann solltest du ihr zu Seite stehen, Schwesterchen. Vor deiner scharfen Zunge werden sie vor Angst erzittern«, schlug Richard vor.

Hilde schoss ihm einen bösen Blick zu. Dieser Abend würde wohl kein einfacher werden.

Sahling lag keuchend auf der Seite. Sein Kollege hatte ihn im letzten Moment aus dem Wasser gezogen und zu einem leeren Kanal geschleift, wo er nun langsam wieder zu sich kam.

Sein Körper krampfte und er würgte einen weiteren Schwall hervor. Dünn und pfeifend ging sein Atem, die Lunge schmerzte, als habe jemand Säure hineingekippt, aber er lebte!

»*Dat ... werd ick di ... nie vergeten*«, sagte er schwach.

»Hättst du auch gemacht.« Merten saß mit angezogenen Beinen neben ihm. Irgendwie war es ihm gelungen, wenigstens eine Lampe zu retten.

»Bleib hier und ruh dich etwas aus, ich suche das Werkzeug. Hoffentlich hängt es am nächsten Gatter.«

Sahling war zu schwach, um sich aufzurichten. Liegend sah er seinem Kameraden und dem schwindenden Licht nach, bis die Dunkelheit wieder vollkommen war. Bald verschwand auch das Geräusch von Mertens Schritten. Zurück blieb das Rauschen des Wassers und sein eigener, pfeifender Atem.

So nah war er dem Tod gekommen.

Nach und nach verschwand die Schwäche aus seinen Beinen, und er setzte sich auf. Nun hieß es warten. Er versuchte, nicht auf die Geräusche zu achten, die hin und wieder aus dem Rauschen und Plätschern hervortraten. Kleine, krallenbewehrte Füßchen trippelten über Rohre und Backsteine. Die Schwärze war absolut. Er würde die Position der Ratten erst wissen, wenn sie ihm über die bloßen Füße liefen.

Die Zeit schien sich zu strecken und zu dehnen. Er begann sich zu fragen, ob Merten etwas zugestoßen war. Wie sollte er dann, ohne Licht, je wieder aus diesem Labyrinth herausfinden? Die Furcht saß ihm wie eine kalte Hand im Nacken. Er kämpfte gegen sie an, doch die Begegnung mit dem Tod hatte ihm für diesen Tag die Kraft geraubt. So zog er die Beine an, legte seine Arme darum und schloss die Augen, bis er endlich die ersehnten Schritte hörte.

Als er aufsah, war Merten schon fast bei ihm angelangt. Er trug Schaufeln und Hacke über der Schulter.

»Du hast das Werkzeug wiedergefunden, was ein Glück.«

»Nur deine Lampe ist weg, tut mir leid.«

»Trotzdem danke.«

»Geht es dir besser? Ich denke, wir sollten uns auf den Rückweg machen. Du musst dich ausruhen.«

Sahling stand unsicher auf und schulterte seine Hacke. »Es *geht* mir gut ... denke ich.« Er schwankte, wann immer Merten nicht hinsah, stützte er sich an der Wand ab.

Die Nacht über träumte er schlecht, vom Ertrinken, davon, seine Arbeit zu verlieren, weil er nicht auf die Lampe achtgegeben hatte. Danach verlor er seine Wohnung in der Steinstraße und schließlich auch Frau und Kinder.

Am Morgen fühlte er sich schlimmer als zuvor. In seinem Kopf dröhnte es, als stehe er in einem Glockenturm. Er fühlte sich noch immer schwach und fror, obwohl die Sonne draußen gerade über die Dächer stieg und einen gleißend warmen Sommertag versprach.

Lustlos aß Sahling altbackenes Brot mit Butter und den restlichen Linseneintopf vom Vortag. Er wusste, dass er essen musste, wenn er die nächsten neun Stunden Plackerei überstehen wollte, also stopfte er sich voll und spülte alles mit dünnem Kaffee herunter. Er liebte Kaffee, doch leisten konnte er sich den eigentlich nicht.

Auf dem Weg zur Arbeit begannen die Bauchschmerzen. Es fühlte sich an, als habe er einen Knoten in den Eingeweiden, der jeden Moment reißen könnte.

Er musste bei zwei öffentlichen Latrinen anhalten. In der ersten erbrach er sein Frühstück, auf der zweiten entleerte sich auch seine andere Körperhälfte. Er meinte, sich nie wieder erheben zu können. Seine Knie waren weich, und er fühlte sich elend wie noch nie.

Als von außen gegen die Tür geschlagen wurde, raffte er sich auf und quälte sich den restlichen Weg zur Arbeit. Zum Glück kümmerte es in den unterirdischen Tunnelsystemen niemanden, wie oft er sich erleichterte. Hoffentlich hatte er sich nur den Magen verdorben, und es war bald vorbei. Hoffentlich.

Richard verließ das Werksbüro erfüllt von kribbeliger Nervosität. Heute war es so weit, heute begann sein Drahtseilakt zwischen Vaters unerbittlicher Sturheit und den Arbeitervertretern.

Gemeinsam mit Vaters Sekretär betrat er einen kahlen Raum, der sonst für geschäftliche Treffen vorgesehen war. Es war veranlasst worden, sämtliche Dinge von Wert hinauszuschaffen. Und so standen weder der Servierwagen mit Obstbränden und Portweinen an seinem Platz noch die Silberleuchter auf dem Tisch. Dennoch gab der Raum seine alte Strahlkraft nicht so leicht auf. Richards Stuhl stand am Kopf des Tisches, doch er erwartete die Arbeiter im Stehen. Zuerst trat ein junger Mann ein, der in seinem Alter sein musste. Er hatte einen durchdringenden, intelligenten Blick und dichtes, dunkles Haar, das unter einer Filzkappe hervorquoll, die er beim Eintreten aufbehielt. Diese kleine Unhöflichkeit und der energische Gang verstärkten seine Ausstrahlung, die Richard an den Nimbus eines Räuberhauptmanns erinnerte. Dennoch wollte er ihn behandeln wie einen Herrn.

Vater hätte ihn mit jedem Wort und jedem Blick wissen lassen, dass er unter ihm stand. Doch Richard hielt das für eine denkbar schlechte Strategie.

Er trat auf ihn zu und streckte ihm die Hand hin. »Willkommen. Ich bin Richard Harkenfeld und werde für heute Ihr Ansprechpartner sein.«

»Raik Alberts, gewählter Vertreter der Holzgewerke.«

Er schüttelte ihm die Hand. Alberts Griff war fest, fast zornig, doch Richard hielt dagegen. Er kannte diese kleinen Spielchen vom Militär zu Genüge und würde sich nicht so einfach vorführen lassen.

Nach und nach kamen noch drei weitere Männer hinzu, die die Arbeiter der Werft vertraten. Es war die Hälfte derer, die sie gewählt hatten. Mehr hatte Richard nicht zu dem Gespräch zugelassen. Acht gegen zwei, das hätte schnell die falsche Wirkung gezeigt. Als würde eine Übermacht die zahlenmäßig geringer vertretene Betriebsleitung einfach niederreden können. Richard lud die Männer ein, Platz zu nehmen. Bis auf Alberts zeigten alle eine gewisse Ehrfurcht vor dem polierten Mahagonitisch, den gepolsterten Stühlen und den Karaffen auf dem Tisch, die heute nur Wasser enthielten. Selbst die geschrumpfte Einrichtung vermittelte noch ein wenig von dem Machtgepräge, das sein Vater so liebte.

»Ich habe gehört, Sie haben mir eine Liste mitgebracht«, begann Richard ohne Umschweife.

»Das ist richtig, Herr Harkenfeld«, sagte der älteste Arbeiter und reichte Richard ein Papier. Seine Hände, groß und knotig, zitterten kaum merklich. Richard las die Punkte ruhig. Es waren nur vier. Und er stimmte eigentlich mit allen überein, doch das konnte er nicht ohne Weiteres zugeben. Als er aufsaß, begegnete ihm Raik Alberts' Blick. Er schien seine Gedanken lesen zu können.

Als wisse er, dass er bei ihm offene Türen einrennen würde. Doch woher? Richard reichte die Liste an den Sekretär weiter, damit dieser sie in sein Protokoll aufnehmen konnte. Seine Gedanken hingegen folgten einem anderen Pfad. Den Namen Raik hatte er schon einmal gehört, nur wo? Er war nicht häufig.

Dann fiel es ihm ein. Beim Essen mit Friedrich und dessen Verlobter.

Svantje hatte von einem Straßenjungen erzählt, ein Halbweise, dessen sich ihr Vater angenommen hatte, als sie selbst noch ein kleines Mädchen war.

Konnte es sein, dass Alberts und dieser Junge ein und dieselbe Person waren? Unwahrscheinlich war es nicht, arbeitete doch auch Svantjes Vater in der Werft.

Dann wunderte es ihn nicht mehr, warum Alberts ihn so auffällig musterte. Mit Friedrich hatte Richard schon oft über die schlechte Behandlung der Arbeiter diskutiert. Sein Freund wusste, dass er eine Reformation plante, und so, wie er mit Svantje umging, sprachen sie offen über alles.

Raik Alberts wusste also womöglich mehr, als gut war. Richard würde vorsichtig sein müssen.

»Nun, Herr Harkenfeld, was sagen Sie zu unseren Ideen?«, fragte der älteste Vertreter.

»Ich würde die Punkte gern einzeln besprechen. Wir haben einen langen Weg vor uns, aber ich bin mir sicher, dass wir zu einer Einigung kommen werden. Beginnen wir mit dem dritten Punkt. Eine Rente für Witwen von Arbeitern, die auf der Werft ihr Leben lassen mussten. Mein Vorschlag wäre, in einen Fonds einzuzahlen. Ein Teil wird vom Betrieb geleistet, ein Teil von der Arbeiterschaft.«

»Sie wollen uns die Gehälter kürzen?«, knurrte Alberts. Sein Blick flackerte auf, so hatte er sich die Verhandlungen wohl nicht vorgestellt. Mit geballten Fäusten stierte er Richard an, der nur hoffte, niemals einen Kampf Mann gegen Mann mit Alberts austragen zu müssen.

»Die Last muss gerecht verteilt werden.«

»Nichts in diesem Betrieb ist gerecht!«, beharrte Alberts. »Nichts!«

13

»Hülp, wir brauchen Hülp!«

Der Ruf ließ Svantje zusammenfahren. Sie stellte das Tablett mit den Mullbinden auf einem Tischchen ab und rannte los. Es war Mittagszeit, die beiden diensthabenden Ärzte befanden sich beim Essen. Auch von den Krankenschwestern waren viele in der Pause.

Svantje eilte in den Flur. Zwei Männer schleppten einen dritten auf einer improvisierten Bahre herein. Womöglich ein Arbeitsunfall. Die Männer waren barfuß, ihre Hosen nass. Sofort bemerkte Svantje einen modrigen Geruch, der ihnen anhaftete wie Schlamm aus einem trüben Gewässer.

Eine Schwesternschülerin eilte mit ihr zu dem Verletzten.

»Was ist passiert?«, rief Svantje.

»Er ist einfach zusammengebrochen, wir haben ihn nicht mehr wach bekommen«, sagte ein Arbeiter außer Atem. Sie mussten ihren Kollegen über eine weite Strecke getragen haben.

»Wo war das?«, fragte Svantje und dirigierte die Männer zugleich zu einer Pritsche, wo sie den Patienten ablegen konnten.

»In der Kanalisation, Fräulein, wir sind Kanalarbeiter. Es war im Frischwasserschacht. Es ging ihm schon den ganzen *Daag* nich gut, aber er wollte nicht auf mich hören. Er dachte, wenn er sich krankmeldet, verliert er die Stelle.«

»Ines, hol Frau Reinhard, und wenn du sie nicht findest, einen Arzt aus einer anderen Abteilung. Los!«, wies Svantje die Schwesternschülerin an.

Der Mann, der vor ihr lag, war leichenblass. Beinahe, als sei er schon tot. Und Svantje war allein verantwortlich für seine Erstversorgung. Sie atmete tief durch, um sich zur Ruhe zu mahnen, und vertrieb die aufkommende Nervosität. Etwas sagte ihr, dass dies kein gewöhnlicher Patient war.

»Hat er über Schmerzen in der Brust geklagt?«

Der Kollege rang die Hände. »Nee, er hatte sich den Magen verdorben, denke ich. Aber davon wird man doch nicht ohnmächtig. Sie müssen etwas tun!«

Svantje fühlte den Puls, der schwach, aber vorhanden war, und hörte seine hagere Brust ab. Sie konnte nichts Ungewöhnliches erkennen. Sein Herz schlug gleichmäßig, der Atem war flach und wies leichte Nebengeräusche auf, wie bei vielen Armen, die in heruntergekommenen Häusern wohnten. Und dass dieser Mann arm war, das sah sie auf den ersten Blick.

Sie ließ sich von den Männern Name und Adresse des Patienten geben und schickte sie dann fort. Sie wären bei der Versorgung nur im Weg gewesen.

Mittlerweile war zumindest die Oberschwester Frau Reinhard eingetroffen. »Das ist Herr Sahling, er ist nicht ansprechbar, Blutdruck und Herztöne sind in Ordnung. Seine Kollegen sagen, er habe sich den Magen verdorben. Aber ich bin mir sicher, da steckt mehr dahinter.«

»Ich auch«, stimmte die resolute Schwester zu.

Svantje bewunderte die Frau. Sie verfügte über ein enormes Wissen, beinahe wie ein richtiger Arzt. Zudem war sie einfühlsam und konnte, wenn es hart auf hart kam, auch einen erwachsenen Mann aus eigener Kraft umbetten. Sie vereinte so viele Talente, dass es kaum ins Gewicht fiel, dass sie ein grobes Gesicht mit einem zackigen dunkelroten Mal auf der Wange hatte.

»Bringen wir ihn ins Behandlungszimmer. Und er muss aus diesen Kleidern heraus, sonst verpestet er uns noch den ganzen Raum.«

»Er ist Kanalarbeiter«, flüsterte Svantje, doch ihre Vorgesetzte hatte recht. Hastig steckte sie ihre Haube fester und eilte dann zum Wäschezimmer, wo sie die Krankenhemden aufbewahrten. Als sie zurückkam, versuchte Schwester Reinhard soeben, dem Mann vorsichtig etwas Wasser einzuflößen. Svantje konnte sehen, wie sich seine Augen unter den Lidern bewegten, als habe er einen aufregenden Traum.

Das Wasser rann auf beiden Seiten aus seinem Mund, dann endlich schluckte er, doch er wachte nicht auf.

»Wir müssen dafür sorgen, dass er genug trinkt, schauen Sie.« Die Schwester griff etwas Haut am Unterarm des Mannes mit Daumen und Zeigefinger und zog sie hoch. Als sie losließ, verschwand die Erhebung nur langsam. Ein eindeutiges Zeichen für Dehydrierung.

Gemeinsam hoben sie den Mann nun am Oberkörper an und zogen ihn aus. Während Svantje ihn wusch, betastete Frau Reinhard den Bauch. »Der Magen ist leer, wie ich erwartet habe, Verhärtungen kann ich nicht spüren, der Blinddarm ist es auch nicht.«

»Ein Glück«, sagte Svantje. Ein entzündeter oder geplatzter Blinddarm bedeutete einen langen, qualvollen Tod und eine Höllenpein, die sich auch durch Laudanum kaum lindern ließ.

»Das werden wir noch sehen.« Die Oberschwester hatte es nicht allzu sehr mit der Hoffnung, dazu hatte sie, ihrer Aussage nach, schon zu viel Schlimmes gesehen.

Gemeinsam zogen sie dem Mann die verdreckte Hose aus. »Er hat sich eingenässt«, stellte Svantje fest.

»Nein, das ist Kot.«

»Es ist fast weiß und wie Wasser.«

»Ich bleibe bei meiner Meinung. Und dieser Mann wird vermutlich nur der Erste sein. Es kommt im Sommer gerade in den heißesten Monaten zu derlei Erkrankungen. Die Kleidung wird nicht nur gewaschen, sondern ausgekocht. Und Sie waschen sich nachher gründlich die Hände mit Kernseife.«

»Ja, Schwester Reinhard.«

Svantje rollte die Kleidung zusammen und legte sie zur Seite, dann wusch sie den Mann und zog ihm Krankenhauskleidung an. Jetzt erst kam er zu Bewusstsein. Stöhnend öffnete er die Augen und sah sich irritiert um. »Wo ... wo ...?«

»Im Krankenhaus, Herr Sahling. Ihre Kollegen haben Sie hergebracht, nachdem Sie ohnmächtig geworden sind.«

Er sah Svantje verständnislos an.

»Können Sie sich erinnern, was passiert ist?«

»Nee, ich ...«

»Wir kümmern uns um Sie. Gleich kommt der Arzt.«

»Ich habe ... kein Geld«, sagte er mit rauer Stimme.

»Darum machen Sie sich bitte keine Sorgen. Möchten Sie etwas trinken? Sie müssen viel trinken.«

Er nickte. Svantje half ihm in eine aufrechtere Position und gab ihm das Glas. Er trank in vorsichtigen Schlucken. Ganz langsam nur, doch nach einigen Minuten reichte er es ihr vollständig geleert zurück.

»Das war sehr gut, Herr Sahling.«

Er verzog seine aufgesprungenen Lippen zu einem Lächeln und sank zurück auf die Liege.

In diesem Moment kehrte die Oberschwester zurück. Sie wurde von einem Arzt begleitet, dessen Blick Bände sprach. Er hatte kein Interesse, sich mit den mittellosen Patienten zu befassen, die im Gegensatz zu den anderen nicht in Zimmern, sondern in zwei großen Sälen untergebracht wurden. Auch Sahling würden sie dorthin bringen, sobald der Arzt ihn untersucht hatte.

Svantje verließ das Untersuchungszimmer mit der Schmutzwäsche und dem benutzten Waschlappen, um sie in die hauseigene Wäscherei zu bringen. Auf einem Täfelchen vermerkte sie den Namen des Patienten und das Kürzel für Kochwäsche, dann schrubbte sie sich die eigenen Hände so lange mit heißem Wasser, Kernseife und einer Handbürste, bis sie sich etwas wund anfühlten.

Als sie zurückkehrte, war noch ein zweiter Arzt hinzugekommen. Er war älter, mit einem üppigen grauen Bart und schütterem Haar. An einer Kette baumelte ein goldener Kneifer, den er hin und wieder aufsetze. Doktor Schawacht war ein besonnener Mann, der jeden Patienten gleich behandelte und oft auch nach Dienstende in den Armensälen vorbeikam.

Svantje war erleichtert. Jetzt würde Herr Sahling die beste Hilfe zuteilwerden, die im Haus zu finden war.

Die Schwesternschülerin kniete mit einem Aufnehmer neben der Liege auf dem Boden. Offenbar hatte der Kranke das mühsam getrunkene Wasser wieder erbrochen.

Svantje sah in die betretenen Mienen der Ärzte und schnappte nur ein Wort auf. Doch es reichte, um ihr das Blut in den Adern gefrieren zu lassen.

»Cholera?«, wiederholte Friedrich ungläubig und musterte Svantje, die seinen Blick ruhig erwiderte.

Sie fuhren in einer Mietsdroschke. Er hatte sie abgeholt, nachdem ihre Schicht am Mittag geendet hatte, und war mit ihr zu einem Geschäft für Damenmoden gefahren.

Svantje hatte sich nur ein wenig gesträubt, als er sie überredete, nicht auf die Preise zu achten. Hier ging es nicht um ihren Stolz, der es ihr eigentlich verbot, sich aushalten zu lassen, sondern darum, seine Eltern zu überzeugen. Neu eingekleidet in die aktuellste Mode, war sie nun von einer Dame der besseren Gesellschaft nicht mehr zu unterscheiden.

In all der Hektik und Aufregung vor dem großen Tag war Friedrich zuerst entgangen, dass sie eine Sorge mit sich herumtrug.

Dass sie seine Eltern treffen würde, war für sie beide wie eine Prüfung und für Friedrich auch ein Scheideweg. Sollten sie Svantje ablehnen, würde er mit ihnen brechen. Seine Entscheidung war unumstößlich.

Nun war Svantje endlich mit ihrer Sorge herausgerückt.

»Und ihr seid sicher, dass es Cholera ist?«, fragte er noch einmal nach.

»Nein. Es gab einen Disput, und schließlich haben sie sich auf *Cholera nostra* geeinigt. Brechdurchfall. Er wird durch schlechtes Wasser oder verdorbenes Essen hervorgerufen. Aber etwas sagt mir, dass da mehr ist. Etwas anderes. So geschwächt und blass habe ich noch keinen Menschen gesehen, der nur einen Tag krank war. Angeblich ging es ihm bis zum Abend noch gut. *Cholera nostra* tritt im Sommer immer wieder einmal in den Armenvierteln auf, aber dies hier ist anders.«

Er unterbrach sie. »Und diese *Cholera nostra* wäre nicht so schlimm?«

»Nicht wie die echte Cholera, nein. Im Gegensatz dazu wird sie hauptsächlich kleinen Kindern und Alten gefährlich. Gesunden, kräftigen Menschen kann sie nicht viel anhaben. Wie gesagt, dieser Brechdurchfall tritt in den Armenvierteln fast jeden Sommer auf, wenn es länger heiß ist.«

Friedrich nickte. »Aber du glaubst, dein Patient heute leidet unter etwas anderem?«

»Ja, so extrem wie bei ihm habe ich die Infektion bislang bei keinem erwachsenen Mann gesehen. Seine Kollegen meinten, er habe sich eventuell am Vortag infiziert. Da ist er in einem Kanal ausgerutscht und war lange unter Wasser. Er kann nicht schwimmen und wäre beinahe ertrunken. Besonders ließ mich aber aufhorchen, dass es in der Trinkwasserzuleitung geschah. Trinkwasser, verstehst du?«

»Dann könnten sich noch mehr anstecken?«

»Ja, das fürchte ich. Kinder sterben schnell an so etwas.«

»Die Arbeiter meinten, durch den niedrigen Pegelstand der Elbe würde häufiger verschmutztes Sielwasser aus dem Hafen dort eindringen.«

»Und für die nächsten Tage wird kein kühleres oder gar regnerisches Wetter erwartet.«

Svantje schüttelte den Kopf. Sie wirkte niedergeschlagen. Sie so zu sehen gab ihm einen Stich ins Herz. Svantje war mit Leib und Seele Krankenschwester

und opferte sich bis zur Erschöpfung für andere auf – einer der vielen Züge, die er an ihr bewunderte und liebte. Friedrich beugte sich zu ihr hinüber und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Du hast alles getan, was du konntest. Es liegt nicht in deiner Hand.«

»Ich weiß«, erwiderte sie leise und verflocht ihre zarten Finger mit seinen. »Es tut mir leid, jetzt habe ich wieder nur vom Krankenhaus geredet.«

»Das macht doch nichts.« Er sah hinaus. Die Kutsche kam langsam voran. Auch die Pferde litten unter der Hitze. Sie fuhren offen, sodass sie frische Luft und bedauerlicherweise auch viel Staub abbekamen. Ein Verdeck sorgte dafür, dass sie wenigstens im Schatten saßen.

»Wir sind gleich da«, sagte er und fühlte seine Nervosität zu einem enervierenden Kribbeln anwachsen.

»Hast du Angst?«, fragte Svantje geradeheraus, wie es ihre Art war.

»Ja, natürlich, aber ich möchte es nicht länger hinauszögern. Meine Mutter liegt mir ständig in den Ohren, dass ich mir eine Frau suchen soll, und will mich zu Gesellschaftsabenden zerren, damit ich mich umsehe. Das muss aufhören. Ich habe doch schon die beste gefunden.« Und mit diesen Worten legte er den Arm um Svantjes Schultern und drückte sie an sich.

»Und ich habe dich, auch wenn ich es gar nicht glauben kann.«

»Was ist daran so schwer zu glauben? Du bist vom Kopf bis zu den Zehen lebenswert.«

Sie lachte, und Röte stieg ihr in die Wangen. »Du kennst meine Zehen nicht.«

»Aber ich kenne deine Familie. Und jetzt sollst du meine kennenlernen.«

In diesem Moment bog die Kutsche von der Straße ab und in die offen stehende Toreinfahrt. Verglichen mit dem Anwesen der Harkenfelds war der Sitz seiner Familie schlicht, eine trutzige Villa mit rechteckigem Grundriss ohne Seitenflügel oder Anbauten. Der Garten war von durchschnittlicher Größe und wies neben einigen Rosenspalieren nur verschiedene Bäume auf. Svantje sah sich dennoch staunend um. Friedrich meinte, sie in seinem Arm schrumpfen zu spüren.

»Nur Mut, sie beißen nicht, zumindest hoffe ich das.«

»Ich werde mich bemühen, dich nicht zu beschämen«, sagte sie leise. »Ich bin so froh, dass wir nur zum Kaffeetrinken dort sind. Bei einem Abendessen würde ich mich sicherlich blamieren.«

»Unsinn.«

»All die verschiedenen Gabeln und Messer ... Versprich mir, dass du mir bringst, was davon welchem Zweck dient. Ich habe genau gesehen, wie abfällig Hilde Harkenfeld mir zugesehen hat. Und behaupte nicht, es stimme nicht.«

Friedrich seufzte. Was sollte er darauf antworten? Befand sich Svantje in ihrem Element, hatte er sie als selbstbewusst und geradezu energisch kennengelernt. Doch wenn sie unsicher war, beobachtete sie ihre Umwelt und die Mitmenschen genau und lag mit ihrer Einschätzung stets richtig.

»Gehen wir hinein. Überlass mir vorerst das Reden, wir rücken so spät mit deiner Herkunft heraus wie möglich. Wenn sie dich erst einmal ins Herz geschlossen haben, ist der Rest unwichtig.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.«

Friedrich stieg mit einem mulmigen Gefühl aus der Kutsche und half Svantje hinaus. »Spannen Sie ruhig aus, wir werden eine Weile bleiben«, sagte er dem Kutscher. »Und lassen Sie sich in der Küche Essen und Trinken geben.«

»Vielen Dank, Herr Falkenberg.« Der Kutscher machte einen Bückling und widmete sich der Versorgung seiner Tiere.

Svantje klammerte sich an Friedrichs Arm, während sie gemeinsam die Treppe hinaufstiegen. Er betätigte den goldpolierten Klopfer an der schweren Eichentür und lauschte angespannt.

»Ich liebe dich«, flüsterte er, als im Flur Schritte laut wurden. Werner, der Hausdiener, öffnete die Tür und begrüßte sie überschwänglich. Er nahm Svantje Sonnenschirm und Schultertuch ab, dann begleitete er sie hinein.

»Kommen sie nicht zur Tür?«, fragte Svantje so leise, dass er Mühe hatte, sie zu verstehen.

»Nein, sie warten im Wintergarten auf uns.«

Svantje schritt ehrfürchtig an seiner Seite durch den Flur und den Salon, in dem der Vater seine Sammlung Exotika aufbewahrte. Allerlei Schilde und Speere und unheimliche Masken aus Afrika, die er Forschern abgekauft hatte. Ein Hocker aus einem Elefantenfuß war das hässlichste Kuriosum, das auf ihn schon als Kind eine abstoßende und zugleich faszinierende Wirkung gehabt hatte.

Der Wintergarten, ein filigraner Bau aus Stahl und Glas, war das Reich seiner Mutter, die hier ihre Zitrusbäumchen und Palmen pflegte. Heute waren

die großen Glastüren allesamt geöffnet worden, damit der Wind den Raum kühlen konnte. Aufgespannte Leinenbahnen hielten die Sonne ab.

In der Mitte stand ein großer, weiß gedeckter Tisch mit verschiedenen Kuchen und einem Rosengesteck, dem ein süßer, leicht modriger Duft entströmte. Auch den Rosen bekam die Augusthitze nicht gut.

Mutter drehte sich um, als sie die Schritte hörte. Sie war schlank, mit einer jugendlichen Figur. Bis auf einige graue Strähnen im blonden Haar hatte die Zeit ihr nichts anhaben können.

»Da seid ihr ja endlich«, sagte sie und kam mit raschelnden Röcken auf sie zu. Friedrich küsste sie auf die Wange. »Mutter, darf ich Ihnen Svantje Claasen vorstellen, meine Verlobte.«

Die Mutter unterzog sie einer schnellen Musterung, und ihrer Reaktion nach schien Svantje die erste Prüfung bestanden zu haben. »Da hat uns unser Sohn ganz schön überrascht, Fräulein. Willkommen.«

»Vielen Dank für die Einladung, Frau Falkenberg«, sagte Svantje zuckersüß und knickste. »Es bedeutet mir sehr viel.«

»Ah, wie ich sehe, hat mein Sohn einen guten Geschmack.« Der Vater rauschte aus dem Nebenzimmer herein. Mit seiner korpulenten Gestalt und der lauten Art vereinnahmte er den Raum, doch auf eine angenehme Weise, ganz anders als der kalte Harkenfeld senior.

Svantje begrüßte auch ihn, dann setzten sie sich gemeinsam an die Tafel.

Die erste Zeit verging mit harmlosen Plaudereien. Friedrich erzählte davon, wie sie sich bei einer Jahrmarktsattraktion kennengelernt hatten und danach ihre Beziehung bei mehreren Spaziergängen vertieften. Wie beiläufig ließ er fallen, dass Svantje auch mit den beiden älteren Harkenfeld-Sprösslingen bekannt war.

Mutter schluckte den Köder ... vorerst. Es kam Friedrich vor, als gewährten sie Svantje noch etwas Schonzeit, bevor sie seine Verlobte ruhig, aber gründlich unter die Lupe nehmen würden. Bei seinem Vater schien das Eis bereits gebrochen, Svantjes Lächeln zeigte Wirkung. Mutter ließ sich Zeit, bis alle ihren Kuchen gegessen hatten und das Kaffeegeschirr abgetragen worden war.

Sie nippte an einem Fruchtlikör, dann räusperte sie sich. »Sagen Sie, Fräulein Claasen, wofür interessieren Sie sich? Sticken? Kunst vielleicht? Oder hübsche Pflanzen, so wie ich?« Typische Freizeitvergnügen für eine Dame der

Gesellschaft. Dass Svantje einen Beruf haben könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn.

»Ich lese gern. Ihre prächtigen Zierpflanzen habe ich bereits bewundert, Frau Falkenberg, Sie müssen wirklich ein Händchen dafür haben. Ich finde die grüne Natur auch sehr interessant, besonders Heilpflanzen.«

Friedrich hätte sie am liebsten für ihre geschickte Antwort umarmt.

»Ach, wie schön. Dann pflegen Sie also ganz andere Gewächse in Ihrem Garten als ich.«

»Bedauerlicherweise habe ich keinen eigenen Garten, aber das wird sich ja vielleicht bald ändern.«

»Sicher! Ein Haus ohne Garten, das ist doch nichts«, mischte sich Friedrich ein, bevor Mutter das Gespräch vertiefen konnte und das Interesse womöglich noch auf Svantjes Wohnort fiel.

»Darf ich Ihnen auch eine Frage stellen, Fräulein?«, meldete sich überraschenderweise Vater zu Wort.

»Ja natürlich, Herr Falkenberg.«

»Sie wissen, dass Friedrich irgendwann mein Geschäft übernehmen wird, so wie ich zuvor in die Fußstapfen meines Vaters getreten bin. Welchem Beruf geht ihr Vater nach?«

Friedrich sah genau, wie sich Svantjes Schultern versteiften. Dies war eine der schwierigen Fragen, die sie gedanklich durchgespielt hatten.

»Mein Vater arbeitet seit über zwanzig Jahren bei Herrn Harkenfeld in der Werft.«

»Guter Mann. Ich kenne Harkenfeld schon lange. Wir spielen zusammen Karten, auch wenn meine Frau das nicht gerne sieht. Ihren Vater hat er jedoch bislang nicht erwähnt.«

Es war vorbei, wurde Friedrich klar. Früher oder später würden sie es ohnehin herausfinden. Wenn sie Svantje nicht um ihrer selbst willen mochten, würde diese Scharade es auch nicht retten. Er lehnte sich zu Svantje. »Sag es ihnen, Liebes.«

»Wirklich?«

»Hmhm.« Er nahm ihre Hand in seine.

Svantje räusperte sich. »Ich denke nicht, dass Herr Harkenfeld meinen Vater kennt. Denn Vater arbeitet als Hilfsarbeiter, seitdem wir unseren Bauernhof bei Hochwasser verloren.«

»Hilfsarbeiter?«, wiederholte Mutter dünn und blinzelte hektisch.

»Ja, Sie hören richtig, Mutter, und ich bin mir sicher, dass Herr Claasen mehr geackert hat als Vater, Onkel und ich zusammen. Er ist ein bewundernswerter Mann, der es geschafft hat, eine fünfköpfige Familie durchzubringen, nachdem er alles verloren hatte.«

Svantje war auf ihrem Stuhl zusammengesunken, ihre freie Hand zitterte, die andere hatte sie so fest mit seiner verflochten, dass es schmerzte. Sie würden zusammenhalten, komme, was wolle. Als Erinnerung an sein Versprechen strich er mit dem Daumen über ihren Puls, und plötzlich schien eine Veränderung in Svantje vorzugehen. Sie musste nicht mehr vorgeben, jemand anderes zu sein. Dieses Gefecht hatten sie längst verloren. Sie atmete tief durch, richtete sich auf und sah erst Mutter, dann Vater Falkenberg in die Augen. »Ich muss mich nicht für meine Herkunft schämen. Die kann sich niemand aussuchen. Die Claasens sind eine anständige Familie. Ich will keine Almosen von Ihnen beiden, ich habe eine Anstellung und kann gut für mich selbst sorgen. Aber ich liebe Ihren Sohn. Deshalb und nur deshalb bin ich hier.«

Friedrich wurde ob ihrer Worte warm ums Herz. Am liebsten hätte er sie in diesem Moment geküsst oder in den Arm genommen und so lange an sich gedrückt, wie sie es zuließ. Doch stattdessen erwiderte er stur den Blick seines Vaters und wartete auf dessen Antwort. Mutter war derart blass geworden, als würde sie im nächsten Moment ohnmächtig. »Wenn du dieses Mädchen geschwängert hast, dann findet sich sicher eine Lösung, die weniger, weniger ...« Sie fächerte sich mit einem Taschentuch Luft zu.

»Wie viel wollen Sie?«, fragte Vater Svantje direkt.

Friedrich glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. Er wollte antworten, doch Svantje kam ihm zuvor.

»Wie können Sie nur so etwas sagen«, begann sie mit bebender Stimme.

»Glauben Sie etwa, nur weil ich von Gott nicht mit Reichtum gesegnet worden bin, fehlt es mir an Benehmen? Ihr Sohn ist ein anständiger Mann, und ich bin eine sittsame Frau.«

»Schön«, sagte Mutter, »da haben wir wohl noch einmal Glück gehabt. Dann ist die Verbindung hiermit gelöst, bevor sie gesellschaftlichen Schaden anrichtet. Die Falkenbergs sind schließlich nicht irgendwer.«

Friedrich hatte es immer geahnt, doch jetzt, da ihm aus dem vertrauten Gesicht seiner Mutter eine derartige Kälte entgegenschlug, war er trotzdem nicht darauf gefasst. Er fühlte sich, als sei er für etwas bestraft worden, das er nicht getan hatte.

»Das ist der Wunsch von Ihnen beiden?«, fragte er beherrscht.

Vater nickte, Mutter wandte den Blick ab.

»Svantje, ich denke, wir sollten gehen.« Sie standen auf. Inzwischen kannte er Svantje gut genug, um ihren inneren Aufruhr zu spüren, auch wenn sie versuchte, sich nichts anmerken zu lassen – ihm zuliebe, da war er sicher.

»Mutter, Vater, ich werde ab heute meine Stadtwohnung beziehen.«

»Was für eine Stadtwohnung?« Mutters Stimme wurde unangenehm schrill, und auf ihren Wangen sprossen rote Flecke.

»Ich habe geahnt, dass es so kommen würde, und habe Vorkehrungen getroffen. Wir wollten es trotzdem versuchen. Ich liebe Svantje und werde sie heiraten, ganz gleich, wie viele Steine Sie uns in den Weg legen.«

»Du kehrst deinen Eltern den Rücken, um mit so einer in der Gosse zu hausen?« Mutter war aufgestanden und fegte eine Schale vom Tisch. Äpfel und Erdbeeren rollten über den Boden.

Svantje war zusammengezuckt. Friedrich drückte sie an sich, um sie vor dem Sturm zu beschützen, den seine Mutter entfacht hatte. »Komm«, sagte er mit aller Beherrschung, die er aufbringen konnte.

»Wenn du jetzt gehst ...«, dröhnte der Bass seines Vaters.

Svantje wand sich aus seinem Armen. »Überlegen Sie, was Sie sagen, Herr Falkenberg. Er ist Ihr einziger Sohn.«

Friedrich schob Svantje, die kurz davor schien, seinen Eltern die Meinung zu sagen, aus dem Wintergarten. Erst im Flur gab sie ihren Widerstand auf und eilte mit ihm zur Tür.

Friedrich hörte seine Mutter schluchzen, dann ging noch etwas zu Bruch. Vater schwieg. Zum Glück, denn er war ein Mann, der zu seinem Wort stand. Hätte er Friedrich jetzt aus der Familie verstoßen, hätte es kein Zurück mehr gegeben. Dazu war Falkenberg senior zu stolz.

Die Hysterie seiner Mutter konnte er ertragen, sie kam und ging wie ein Sturm. Vater fürchtete nicht so sehr um seine gesellschaftliche Stellung wie sie, und er mochte Svantje, das hatte Friedrich gemerkt.

Vor dem Haus angekommen, empfing sie brütende Hitze. Der Kutscher stand mit den ausgespannten Pferden an der Hand unter einem Baum, wo die Tiere grasten. Als er sie nun aus dem Haus kommen sah, zerrte er die beiden Rappen grob vom Futter fort.

»Herr Falkenberg, man hat mir nicht Bescheid gegeben, es tut mir leid ...«

»Spannen Sie in Ruhe an, wir gehen schon einmal voraus.« Er wandte sich Svantje zu, die nur mühsam die Tränen zurückhielt. Die Stärke, die sie eben noch bewiesen hatte, bröckelte. »Oder möchtest du warten?«

»Nein, bitte nicht.«

Er nahm ihr den Sonnenschirm ab, spannte ihn auf, und sie traten auf die Straße hinaus, die von üppigen Allee-bäumen beschattet wurde. Friedrich sah nicht zurück.

»Es tut mir leid«, sagte er.

»Mein Liebster, du solltest es dir noch einmal überlegen«, begann sie gefasst. »Ich möchte nicht, dass du meinetwegen deine Familie verlierst. Wir haben gewusst, dass wir auf Widerstand stoßen werden. Aber ist es das wert? Sie sind schließlich deine Eltern.«

»Vater wird sie schon zur Vernunft bringen, und wenn nicht ... wir haben einander und bald vielleicht auch eine kleine Familie. Mir reicht das, wenn es auch dir genügt.«

»Ja, aber ja doch«, erwiderte sie, und endlich kehrte ihr Lächeln zurück.

Tagelang hatte Richard wieder und wieder alles durchgerechnet, und endlich stand sein Plan. Als er die Zahlenkolonnen und Spalten vor sich sah, sorgfältig abgeschrieben, war er aufgeregt wie ein Kind am Weihnachtsabend. Vater musste bei dieser Sache einfach mitspielen, schon um mögliche Streiks abzuwenden und die reibungslose Produktion zu gewährleisten. Wenn er sein Vorhaben durchbekam, dann wäre die Lage der Arbeiter in Zukunft viel besser, ohne dass es Harkenfeld allzu sehr kostete.

Um vierzehn Uhr hatte er einen Termin mit ihm, nur er und Vater, kein Vorarbeiter, Sekretär oder Teilhaber.

Endlich war es so weit. Mit schweißfeuchten Händen öffnete Richard die Tür ins Büro. Sein Vater sah nicht einmal auf. Vor ihm lagen Blaupausen eines

weiteren Trockendocks, noch größer als alle bisherigen. Stählerne Auswandererschiffe, darin sah er die Zukunft der Firma.

»Komm her und sieh dir das an«, sagte er ohne Umschweife. Richard trat an den Tisch und war wie immer fasziniert von der Kunstfertigkeit, mit der die Statiker und Konstrukteure ihre Zeichnungen anfertigten.

»Beeindruckend«, sagte er.

»Wir müssen aufschütten. Selbst wenn wir Dock 1 und 2 opfern, brauchen wir mehr Land.« Dann sah Hans Werner Harkenfeld auf. »Was hast du da?«

»Meine Berechnungen. Sie erinnern sich doch, das Gespräch mit den Arbeitervertretern. Ich habe überlegt, was wir umsetzen können und wie.«

»Umsetzen? Ich dachte, ich hätte dich dahin geschickt, um diesen anmaßenden Kerlen ihre Flausen auszutreiben?«

»Darf ich mich setzen?«, fragte Richard, ohne sich anmerken zu lassen, dass das Gespräch seiner Meinung nach eine völlig falsche Richtung einschlug.

Der Senior wies auf einen hochlehnigen Stuhl, und Richard zog ihn heran, bis er an der Kurzseite des Schreibtischs Platz nehmen konnte. »Ich habe Berechnungen angestellt, und ich denke, dass wir eine Lösung finden können, bei der keine von beiden Seiten das Gesicht verliert.«

Harkenfeld schnaubte abfällig und schob seine Blaupausen zur Seite.

»Du weißt, wie es in anderen Werften zugeht. Bei Gruhn & Piper streikt die gesamte Belegschaft, bei Stadtnick gab es nach Auseinandersetzungen zwischen Arbeitern und Werksdienst mehrere Verletzte und einen Toten. Das ist nicht gut für das Geschäft, die Arbeiten ruhen, die Aufträge stagnieren, und die Zulieferer erwarten trotzdem ihr Geld. Bei uns könnte es anders gehen. Und während die Konkurrenz ihre Termine nicht einhalten kann ...«

»Zeig her, deinen Kniefall.«

Richard schob seinem Vater das Papier herüber und beobachtete Harkenfeld seniors angestrengte Miene. Er setzte sich eine Brille auf, las und las noch einmal. Sein Gesicht verfärbte sich langsam ins Rötliche.

Richard schluckte.

»Das nennst du einen Kompromiss?«

»Es ist weit günstiger als alles andere. Die Folgen eines Streiks wären unabsehbar, und wenn Sie die Werkswacht weiter aufstocken wollen, können

Sie für das gleiche Geld leichter dafür sorgen, dass unsere Arbeiter zufrieden sind und stolz auf die Harkenfeld-Werft.«

»Die Gehaltserhöhung kannst du vergessen.«

Richard hatte geahnt, dass Vater genau darauf anspringen würde, und sie extra hineingeschrieben, damit er protestieren konnte. Was er nun auch tat. Der Senior zückte seinen Füller und strich den Punkt durch. Doch damit war es nicht getan. Er strich auch die Witwenrente und die für Krüppel. Nach und nach strich er alles. Einfach alles.

»Das können Sie nicht machen, die Männer werden streiken.«

»Sollen sie doch. Wenn auf allen Werften gestreikt wird, wandern auch keine Kunden ab. Dann werden wir sehen, wer den längeren Atem hat. Die Zulieferer bekomme ich schon auf die Spur, glaub mir, Junge. Wir müssen hart bleiben. Die Werften in Rostock haben es versucht, eine ist jetzt schon bankrott, die andere wurde kurzzeitig von einem Arbeiterrat übernommen, bevor die Polizei die verdammte Bande rausgeprügelt hat. Glaubst du denn, diesen Leuten reichen ein paar kleine Gefälligkeiten? Nein, sie wollen mehr, immer mehr. Falls du, mein Sohn, nicht die Zeitung liest, erkläre ich es dir. In Paris bomben Anarchisten die Stadt zusammen. *Das* passiert, wenn man ihnen das Gefühl gibt, einen Fuß in die Tür zu bekommen.«

»Das sind Anarchisten, Vater! Nicht deine Arbeiter, die um eine Rente für ihre Witwen bitten, wenn sie hier auf den Docks ums Leben kommen.« Nun war auch Richard laut geworden. Unter dem glühenden Blick seines Vaters zwang er sich wieder zur Ruhe. »Wenn Sie wünschen, dass ich irgendwann die Werft übernehme, dann müssen Sie das Unternehmen der geänderten Zeit anpassen.«

Der Senior schlug mit der Faust auf den Tisch. »Wer sagt, dass du die Werft bekommst?«

»Aber ich ...«, stotterte Richard. Nun hatte er sich endlich damit angefreundet, sein Leben dieser Aufgabe zu widmen und aus der Werft ein Unternehmen zu machen, das nicht nur unter Geschäftspartnern, sondern auch bei den Arbeitern einen guten Ruf genoss – und nun das?

»Wenn du weiter so vor dem Proletariat buckelst und kriechst, lasse ich die Geschäfte treuhändisch verwalten, bis dein kleiner Bruder alt genug ist. Aber ein Sozialistenwerk mache ich nicht daraus!«

»Vater, bitte, beruhigen Sie sich.«

»Beruhige dich, beruhige dich!«, äffte der alte Harkenfeld und sprang auf, dann fasste er sich an die Brust. »Du bringst mich noch einmal um mit deinen tolldreisten Ideen.«

Sein schwaches Herz setzte der Diskussion ein Ende, bevor sie überhaupt begonnen hatte. Wenn Richard eines nicht wollte, dann seinen Vater unter die Erde bringen.

»Ich bitte Sie ja nur, noch einmal darüber nachzudenken.«

Harkenfeld schnaufte, als bekäme er schlecht Luft. »Da gibt es ... nichts ... nachzudenken. Ich habe mich gestern mit den anderen Eignern getroffen. Wir haben beschlossen, ihnen nicht den kleinen Finger zu reichen. Denn so können sie uns hinterher auch nicht die ganze Hand abreißen. Nein! Bei Harkenfeld bleibt alles so, wie es immer gewesen ist.«

»Aber wofür haben Sie mich dann überhaupt in die Gespräche gehen lassen?« Richard fühlte sich hilflos.

»Damit diese Kerle ruhig bleiben, bis wir uns eine gemeinsame Strategie überlegt haben.«

»Und die Strategie besteht darin, dass nichts passiert?« Richard schwieg kurz, dann sagte er ruhig: »Verzeiht mir, Vater, aber ich gehe. Die letzten Abende sind lang geworden, weil ich das hier«, er tippte energisch auf sein Papier, »ausgerechnet habe, im Sinne der Firma, der Zukunft. Doch Sie ...«

Tief enttäuscht kehrte er seinem Vater den Rücken. Er wusste, dass er sich auf einem schmalen Grat bewegte, aber er ging trotzdem.

Ausnahmsweise einmal brüllte ihm der Vater nicht hinterher.

Richard verließ das Verwaltungsgebäude auf der Rückseite und überquerte den Hof, um zu den Stallungen zu gelangen.

»Herr Harkenfeld?«, rief jemand.

Ausgerechnet das noch, ausgerechnet jetzt. Seine Beine fühlten sich an, als liefe er durch zähen Morast. Er war zu langsam, um dem Rufer zu entkommen.

Leichtfüßig holte Raik Alberts auf. »Herr Harkenfeld, wie mir zu Ohren gekommen ist, haben Sie heute mit Ihrem Vater über unsere Forderungen gesprochen.«

Richard blieb stehen und wandte sich dem jungen Mann zu. Der erkannte mit einem Blick, dass er und seine Kameraden sich umsonst Hoffnungen gemacht hatten. Richard war noch immer völlig aufgewühlt. Er konnte nicht

glauben, dass sein Vater ihn benutzt hatte wie eine Marionette. Dass er sich die Nächte um die Ohren geschlagen hatte, um etwas Gutes zu erreichen, was nie auch nur die Chance gehabt hatte, Gehör zu finden. Gott, war er blauäugig gewesen! Der Vater hatte recht, er war nicht der richtige Mann für dieses Geschäft, war nicht skrupellos genug.

»Und?«, hakte Alberts nach und riss ihn damit aus seinen Gedanken.

»Ich habe sie ihm vorgelegt, ja. Ich habe Rechnungen aufgestellt, wie wir einige Punkte umsetzen könnten. Er hat alles abgeschmettert. Wenn Sie Ihre Forderungen erreichen wollen ...«, er senkte die Stimme. »Wenn Sie etwas erreichen wollen, streiken Sie, nicht nur hier, sondern in allen Werken gleichzeitig. Die wollen es gemeinsam aussitzen.«

Raik Alberts riss überrascht die Augen auf, wollte etwas erwidern, doch Richard ließ ihn einfach stehen.

Denn auf einmal wusste er, was zu tun war. Dass es für ihn nur einen Weg gab, den zu gehen er nun endlich bereit war.

14

»Sahling ist tot«, berichtete die Oberschwester Reinhard nüchtern. Svantje nickte. Nichts anderes hatte sie erwartet.

Am Tag nach dem Desaster bei den Falkenbergs hatte sie freige habt und Friedrich geholfen, sich ein wenig in seiner neuen Wohnung einzurichten. Sie bestand aus zwei großen Zimmern mit hohen Fenstern, und Svantje hatte sich trotz der gedrückten Stimmung darin wohlfühlt.

In dem Haus lebten außer Friedrich noch mehrere andere Junggesellen. Keine der Wohnungen verfügte über eine richtige Küche, die Männer kochten ohnehin nicht. Auch Friedrich nahm seine warmen Mahlzeiten im Restaurant eines benachbarten Hotels ein.

Wenn sie geheiratet hätten, würden sie sich eine andere Wohnung suchen müssen. In Svantje nagte der Zweifel. Sie fühlte sich selbstsüchtig und egoistisch, weil sie Friedrich seiner Familie entrissen hatte.

Würde ihre Ehe, wenn sie auf derlei Grundlage fußte, überhaupt glücklich werden können? Oder käme unweigerlich der Tag, an dem Friedrich ihr diese Sache, wenn auch unbewusst, zum Vorwurf machen würde? Beinahe war sie froh, dass ihr Vater darauf bestanden hatte, dass die Hochzeit erst in einem Jahr stattfand.

Gedankenversunken nickte Svantje, während Schwester Reinhard ihr auftrag, zuerst Operationsbesteck abzukochen und vorzubereiten und dann in den großen Krankensaal zu kommen, wo eine Besprechung stattfinden würde.

Svantje schüttete vorgesäuberte Skalpelle, Klammern und Knochensägen, die in den vergangenen Stunden benutzt worden waren, in einen großen Topf und wartete, bis das Wasser kochte. Während sie die Bestecke schließlich noch heiß auf frische Tablettts verteilte, gelang es ihr endlich, die Erinnerung an Friedrichs Eltern abzuschütteln. Dennoch saßen die herablassenden Worte seiner Mutter gleich Stacheln in ihrem Fleisch und ließen sich nicht abschütteln. Wenn Svantje sich auf ihre Arbeit konzentrierte, spürte sie diese weniger, aber sie waren da und warteten nur darauf, sie wieder zu piesacken.

Eine halbe Stunde später erreichte Svantje den großen Krankensaal, in dem die Armen behandelt wurden, die sich kein eigenes Zimmer leisten konnten. Eine Schwester, Martha, gab ihr ein Handzeichen. Die Besprechung würde also im Behandlungszimmer stattfinden.

Svantje trat ein und bemerkte sofort den beißenden Geruch von Erbrochenem, der zum Glück durch weit geöffnete Fenster abzog. Auf der Behandlungspritsche lag eine Frau mit verhärmtem Gesicht. Ihr Mund stand offen und entblößte blasses Zahnfleisch. Sie war tot, begriff Svantje.

»Woran ist die Frau gestorben?«, wandte sie sich leise an Martha. Die Schwester war ein mütterlicher Typ und hatte in der Versorgung von Kranken ihre Bestimmung gefunden. »An dem Gleichen wie Sahling und zwei Kinder in einem anderen Krankenhaus auch. Es ist keine *Cholera nostra*, Svantje. Es ist eine Seuche. Angeblich gibt es über die Stadt verteilt Hunderte Kranke, und immer mehr sterben. Wir können nichts tun, außer ihnen Wasser einzuflößen. Aber mehr wird gleich der Arzt sagen. Er war heute mit einer Abordnung beim Senat.«

Svantje lief es kalt den Rücken hinunter. »Dann ist es wirklich ernst.«

»Ja. Sehr ernst.«

Der Großteil der Ärzte, die kurz darauf das Zimmer betraten, war Svantje unbekannt. Sie mussten aus anderen Abteilungen und vielleicht sogar anderen Einrichtungen stammen. Svantje wunderte sich zuerst, dass sie überhaupt anwesend sein durfte, das änderte sich jedoch, nachdem sie gebeten wurde, alles zu berichten, was sie über den Erstinfizierten Sahling wussten.

Auch andere trugen vor, was ihnen aufgefallen war. Dann bat der Oberarzt um Ruhe. »Alles, was wir nun besprechen, unterliegt vorerst der Schweigepflicht, haben Sie verstanden?«

Zustimmendes Gemurmeln. Auch Svantje sagte leise: »Ja, selbstverständlich.«

»Ich bin mir sicher, dass wir es mit der tödlichen *Cholera asiatica* zu tun haben, also nicht mit der *Cholera nostra*, sondern der echten Cholera. Und zwar mit einer ansteckenderen Variante als jener, die Hamburg in den letzten Jahrzehnten mehrfach heimgesucht hat. Zwei Arbeiter, die mit der Reinigung der Sielanlagen auf dem Kleinen Grasbrook beschäftigt waren, sind bereits tot. Beide haben sich vermutlich durch verunreinigtes Wasser, Elbwasser, infiziert. Zumeist erreicht uns die *Cholera asiatica*, wie der Name schon vermuten lässt, über den Osten. Auswandererschiffe aus Russland haben sie

womöglich mitgebracht. Doktor Theiss ...«, er nickte einem Mann mit Arztkittel und weißem Rauschebart zu, »Doktor Theiss bestätigt, dass es in den Auswandererbaracken ebenfalls Infizierte gibt, die dort behandelt werden. Die Abwässer der Lager fließen direkt in den Hafen. Von dort könnten die Erreger durch das Niedrigwasser zur Entnahmestelle Rothenburgsort gelangt sein.«

»Aber wenn die Erreger wirklich im Trinkwasser sind, dann sind Tausende Menschen gefährdet«, warf ein junger Arzt ein. »Der Senat muss etwas unternehmen, dringend!«

»Ich habe mit dem Senat gesprochen. Eine Abordnung der Ärzteschaft war heute im Rathaus.« Der Arzt sah erwartungsvoll in die Runde. »Sie haben beschlossen, dass wir die Menschen beruhigen sollen. Niemand darf die *Cholera asiatica* auch nur erwähnen. Sie hoffen, dass es vorüberzieht.«

»Vorüberzieht?!«, entfuhr es nun auch Svantje. »Wir sprechen hier doch nicht über ein Unwetter! Hier geht es um eine Seuche, die Menschen krepieren jämmerlich, und wir können fast nichts dagegen tun, wenn sie erst einmal erkrankt sind!«

»Die letzten Ausbrüche haben nur einige Dutzend Tote gefordert. Das reicht nicht, um den Senat zum Handeln zu drängen. Das Sterben findet nicht dort statt, wo es sie berührt. Was würden Sie raten, junge Frau?«

Svantje schoss das Blut in die Wangen. »Die Hamburger Bevölkerung hat ein Anrecht darauf, gewarnt zu werden. Wenn es Wege gibt, eine Infektion zu vermeiden, muss jeder davon erfahren, jeder!«

»Sehen Sie, meine Herren? Selbst diese junge Schwester, die wohl kaum aus den Lehrjahren heraus ist, besitzt genügend Sachverstand, um die Lage einzuschätzen. Und unser Senat? Befiehlt Stillschweigen, weil sonst nicht genug Geld hereinkommt. Was würde es bedeuten, den Ausbruch offiziell zu machen? Keine Warenausfuhr mehr. Die Auswandererschiffe legen nicht mehr ab. Womöglich wird die ganze Stadt unter Quarantäne gestellt.«

»Das ist das einzig Vernünftige!«, rief jemand. Dann kam es zu einem Tumult. Die Ärzte redeten wild durcheinander. Einige, die noch keine eigenen Cholerapatienten hatten, untersuchten die Verstorbene, die bis dahin beinahe unbeachtet im Zimmer gelegen hatte.

Svantje stand mit weichen Knien neben Oberschwester Reinhard. »Wir haben doch die Pflicht, die Menschen zu warnen«, sagte sie leise und dachte

an ihr Heim. An die verwinkelten, dreckigen Gassen in den Gängevierteln, an die Fleete, die das Gebiet wie Adern durchzogen und die in der Sommerhitze schaumig gärten und voller Unrat waren. Die Stadtviertel waren schon jetzt wahre Brutstätten für Krankheiten, und nun grassierte auch noch die *Cholera asiatica*.

Sie nahm sich vor, ihre Eltern und Raik zu warnen, auch wenn es ihr eigentlich verboten war.

»Wir brauchen Trinkwasser aus Tiefbrunnen und endlich eine Kläranlage«, sagte jemand. Svantje reckte sich, um mehr mitzubekommen, dann rief der Oberarzt zur Ruhe.

»Also, was gedenkt der Senat zu tun?«, fragte Schwester Reinhard, sobald die meisten schwiegen.

»Vorerst nichts. Sie glauben nicht, dass es die *Cholera asiatica* ist. Deshalb schlage ich vor, einen unserer Ärzte nach Berlin zu entsenden, damit er Doktor Robert Koch eine Probe unserer Erreger vorlegen kann. Wenn er als Entdecker der Bakterien und Leiter des kaiserlichen Gesundheitsamts unseren Verdacht bestätigt, sind sie gezwungen zu reagieren.«

»Und bis dahin soll ich Auswandererschiffe mit einem reinen Gesundheitspass versehen und nach New York fahren lassen?«, erboste sich Doktor Theiss, der Arzt von den Auswandererbaracken.

»Genauso verlangen die Stadtoberen es. Wir halten also unsere Vermutung unter Verschluss, bereiten uns aber auf das Schlimmste vor. Sorgen Sie in Ihren Krankenhäusern für zusätzliche Betten, wir brauchen Quarantänezentren. Und für alle Mitarbeiter gilt höchste Reinlichkeit! Bereiten wir uns auf den Ernstfall vor, so gut, wie wir können.«

Kurz darauf war die Besprechung zu Ende. Gemeinsam mit Schwester Reinhard ging Svantje noch einmal die einzelnen Punkte durch, dann begannen sie die Patienten im großen Saal zu trennen. Diejenigen mit Brüchen und anderen Leiden wurden, wenn möglich, entlassen oder auf andere Krankenhausbereiche verteilt. Der Hausmeister brachte mehr Betten, sämtliche Wäsche war nun Kochwäsche, auch das Trinkwasser aus dem eigenen, nicht allzu tiefen Brunnen wurde fortan abgekocht. Der diensthabende Oberarzt ließ die Latrinen mit Chlorkalk reinigen.

Und ständig kamen neue Patienten. Eltern schleppten sterbende Kleinkinder herein, andere schafften es nicht einmal mehr zum Sterben ins Krankenhaus.

Es war wie ein wahr gewordener Albtraum. Svantje tat, was sie konnte, doch meist war es nicht viel. Sie brachte den Menschen Wasser, damit ihre Körper nicht austrockneten, half ihnen zur Toilette und tröstete, wo sie konnte. Wie benommen verrichtete sie ihre Arbeit. Es war, als befände sie sich in einem schrecklichen Traum, aus dem es kein vorzeitiges Erwachen geben würde. Und die Nacht hatte gerade erst begonnen.

Svantje haderte mit sich. Es fühlte sich an, als sei sie mitschuldig an zukünftigen Toten, weil sie den Angehörigen, die Kranke brachten, ihr Wissen vorenthielt. Nach zwei Stunden hielt sie es nicht länger aus. Flüsternd warnte sie die Leute vor dem Wasser aus Fleeten und flachen Brunnen. Zwar wurde sie von Doktor Schawacht erwischt, doch er mahnte sie nicht. Stattdessen verständigten sie sich mit Blicken, und Svantje begann zu ahnen, dass sie nicht die Einzige war, die sich dem auferlegten Stillschweigen heimlich widersetzte. Schließlich hatte sie diesen Beruf gewählt, um anderen zu helfen. Genau das tat sie nun. Dabei musste sie beständig an ihre Eltern denken. Ob sie schon verseuchtes Wasser getrunken hatten?

Siechten ihre kleinen Geschwister Piet und Marie womöglich schon dahin, und sie war hier und sorgte sich um Fremde?

Ohne darum gebeten zu werden, arbeitete sie länger, Stunden, eine halbe Schicht mehr, bis sie plötzlich wieder vor Doktor Schawacht stand. Er musterte sie ernst. »Schwester, auf ein Wort.« Sie trat mit ihm in einen Flur, während ihre Gedanken wild durcheinanderrasten. Würde er jetzt kommen, der Tadel, weil sie ihre Schweigepflicht brach?

»Sollten Sie nicht längst zu Hause sein?«

Svantjes Blick huschte zur Uhr, die sie am Ende des Flurs sehen konnte. »Seit vier Stunden und zwanzig Minuten, Herr Doktor. Aber es macht mir nichts aus. Und Sie sind ja auch noch da.« Der letzte Satz war ihr einfach so rausgerutscht.

»Na, na, nicht rot werden, Fräulein. Das Klinikum kann sich glücklich schätzen, derart engagierte Schwestern zu haben.«

»Danke ... wenn ich nur mehr tun könnte.«

»Sagen Sie das nicht zu laut.« Er seufzte. »Sie sind mir heute Morgen bei der Besprechung positiv aufgefallen. Sie verlieren nicht die Nerven und denken

selbstständig weiter, während meine jungen Ärzte und viele Schwestern nur blind die Anweisungen befolgen. Vermutlich werden wir bald Seuchenzentren einrichten müssen. Kommt es dazu, werde ich eines leiten. Ich hätte Sie gern an meiner Seite.«

Ich?, dachte Svantje verblüfft. Waren andere, die über mehr Erfahrung verfügten, nicht besser geeignet? »Schwester Reinhard ...«

Er hob abwehrend die Hand. »Sie wird hier alle Hände voll zu tun haben. Was sagen Sie, kann ich mich auf Sie verlassen?«

Svantje nickte schnell. »Ich unterstütze Sie, wo ich nur kann.«

»Gut, das wollte ich hören. Und nun gehen Sie heim, und schlafen Sie sich aus. Übermüdet nützen Sie weder mir noch den Patienten.«

»Versprochen, Herr Doktor.«

Sie reichten sich zum Abschied die Hand. »Ändern Sie sich nicht, Frau Claasen. Dann haben Sie eine erfolgreiche Zukunft vor sich.«

Es war seltsam, die kleine Hölle des Hospitals zu verlassen. Sie hatte eine Stadt in Aufruhr erwartet und sich geirrt. Alles ging seinen gewohnten Gang. Auf den Promenaden flanierten Menschen. Kutschen und Fuhrwerke ratterten über kopfsteingepflasterte Straßen. In einem Park spielten Kinder mit einem Reifen. Frauen in gewagten Pumphosen fuhren auf Fahrrädern spazieren. Auch die uralte Blumenverkäuferin stand an der gewohnten Stelle.

Svantje fühlte sich fiebrig. Am liebsten hätte sie die Menschen angeschrien, nach Hause zu gehen und nur ja vorsichtig zu sein. Stattdessen wurde ihr die Kehle eng. Sobald sie auf Pauli aus der Pferdeeisenbahn gestiegen war, begann sie zu rennen. Hoffentlich ging es der Familie gut, hoffentlich war es noch nicht zu spät.

Hilde nahm die Zeitung von dem Schränkchen im Esszimmer. Lesend trat sie an den Frühstückstisch. Sie war an diesem Morgen die Erste hier. Etwas hatte sie nicht schlafen lassen, vielleicht der Vollmond oder die warme Augustnacht. Mittlerweile war es auch innerhalb der dicken Mauern der Villa unangenehm warm geworden.

Nur mit einem dünnen Laken zugedeckt, hatte sie sich in ihrem Bett hin und her gewälzt. Durch das weit geöffnete Fenster drang höchstens die ein oder

andere Mücke, aber keine Luft hinein. Am frühen Morgen, als die Vögel im Garten ein wildes Konzert anstimmten, war Hilde aufgestanden und hinausgegangen. Auf dem Rasen lief sie heimlich barfuß. Sie konnte sich nicht erinnern, das je zuvor getan zu haben.

Friedrichs Verlobte hatte ihr erzählt, wie sehr sie das in Hamburg vermisste. Als Kind sei sie auf dem Land fast immer so herumgelaufen. Sie habe auch keine andere Wahl gehabt, da sie für die warme Jahreszeit keine Schuhe besessen hätte.

Es war schön, das Kribbeln der Halme unter den Sohlen zu spüren, stellte Hilde nun fest. Das Gras war weich, und aus dem Boden stieg eine angenehm kühle Feuchte, als würde er atmen.

Sobald durch die Fenster des kleinen Speisezimmers das Geräusch von klapperndem Geschirr hinausdrang, kehrte Hilde zurück. Der kleine Ausflug hatte sie belebt, jetzt wäre ein Tee mit Zucker und Milch eine perfekte Ergänzung.

Mit der Zeitung setzte sie sich an den Tisch, die Köchin brachte ihr wie jeden Morgen ihren Tee, und Hilde vertiefte sich in die Lektüre.

SEUCHE IN HAMBURG?, titelte die erste Seite. Hilde runzelte die Stirn. Sicher übertrieben sie wieder, das taten sie immer, aber ...

Hilde las nun auch das Kleingedruckte. Von verdorbenem Wasser war dort die Rede, von choleraähnlichen Symptomen und sechs Toten. Hunderte sollten sich infiziert haben. Die Krankenhäuser seien jetzt schon überfüllt. Die Seuche grassiere bei Auswanderern und Armen und greife immer schneller um sich.

Ein Arzt, der seinen Namen nicht preisgeben wollte, rechnete mit Hunderten Toten und riet vorsichtshalber, Trink- und Waschwasser abzukochen und besonders auf Hygiene zu achten.

Ein Sprecher des Senats wurde ebenfalls zitiert. Doch er sprach nur von Panikmache und einer für diese Jahreszeit und das warme Wetter typischen Krankheit. Er mahnte die Menschen zur Ruhe, das Hygienische Institut sei informiert.

»Möchten Sie schon etwas frühstücken, Fräulein?«

Hilde zuckte zusammen und blickte auf. Die Köchin stand neben ihr, einen Korb mit noch warmen Franzbrötchen in der Hand, denen der Duft von Hefe und Zimt entstieg. Ihr war der Appetit ein wenig vergangen. Dennoch ließ sie

sich eines aufzutun und drehte die Zeitung dann so, dass die Köchin die fett gedruckte Überschrift lesen konnte.

»Wissen Sie etwas davon?«

»Die Seuche? Nur das, was man so redet. Die Leute haben Angst. Wer kann, fährt aufs Land, angeblich waren an den Fahrkartenschaltern am Hauptbahnhof gestern bis in die Nacht lange Schlangen.«

»Dann stimmt es?«

»Ich kenne niemanden, der krank ist. Aber ich wohne auch nicht mehr in einem der Gängeviertel, Fräulein.«

»Vielen Dank«, sagte Hilde.

»War es das?«

»Ja, danke.« Sie vertiefte sich wieder in die Lektüre, nahm das Franzbrötchen in die Hand und klappte die Zeitung auf, um nach weiteren Informationen zu suchen, doch sie fand nichts.

Sie faltete die Zeitung zusammen. Sobald sie nicht mehr an die Schlagzeile dachte, drängte sich ein anderes Problem auf. In drei Tagen sollte sie ihren zukünftigen Ehemann treffen, und bislang war ihr nicht eingefallen, wie sie diesem unsäglichen Schicksal entgehen konnte. Einmal treffen musste sie ihn wohl. Ein einziges Mal konnte sie ertragen, und bei dieser Gelegenheit musste sie unbedingt herausfinden, womit sie ihn wieder loswerden konnte. Vielleicht, indem sie sich einen Tick aneignete, der ihn abstieß.

Schlurfende Schritte im Flur. Sie sah auf, als Richard durch die Tür trat. Er trug einen Morgenrock, das Haar hatte er sich offenbar mit etwas Wasser glatt gestrichen, was das Durcheinander auf seinem Kopf nicht verbesserte. »Guten Morgen, Schwesterchen«, brummte er mit belegter Stimme.

»Guten Morgen, Bruderherz. Du siehst fürchterlich aus.«

»So fühle ich mich auch.«

»Hast du gestern etwa zu tief ins Glas geschaut?«

Er nickte, ließ sich Kaffee einschenken und wartete mit einer Antwort, bis die Köchin wieder gegangen war. »Es war eine lange Nacht, ich habe mich mit Friedrich getroffen.«

»Mit dem glücklichen Friedrich«, seufzte Hilde.

»Glücklich?« Er lachte trocken und bediente sich am Essen. »Svantje und er haben seine Eltern vor vollendete Tatsachen gestellt. Jetzt ist er sein Erbe los.«

Hilde verschluckte sich beinahe an ihrem Tee. »Das haben sie nicht ...«

»Natürlich! Was denkst du denn, wie *unsere* Eltern reagieren würden, wenn ich mir ein Mädchen im Hafenviertel suchen würde? Obwohl, vielleicht muss ich das gar nicht. Schließlich habe ich es auch so schon geschafft, es mir mit Vater zu verscherzen.«

Erst jetzt wurde Hilde klar, dass etwas mit ihrem Bruder nicht stimmte. Er war nicht bloß verkatert, weil er mit seinem besten Freund getrunken hatte, er war zudem auch seelisch angeschlagen. Nein, etwas stimmte hier ganz und gar nicht. »Hast du Ärger, Richard? Ich dachte, da du jeden Tag zum Werk fährst, hättet ihr einen Weg gefunden, miteinander auszukommen?«

Er schnaubte abfällig. »Er behandelt mich wie einen Minderbemittelten, wie ein Kind. Er führt mich vor seinen Mitarbeitern vor, als sei es sein neuer Lieblingssport. Ich soll Rückgrat zeigen, darf aber keine eigene Meinung vertreten. Am liebsten hätte er wohl, dass ich vor ihm buckle und krieche, aber das kann ich nicht. Die ganze Woche habe ich versucht, einen Kompromiss auszuarbeiten, der für ihn und die Arbeiter funktioniert, doch er schmettert alles ab. Dann fasst er sich an die Brust, und damit ist die Diskussion beendet.«

»Du hast Angst, dass er wieder einen Herzanfall bekommt.«

Richard nickte griesgrämig. Nach dem kurzen Gefühlsausbruch verfiel er in unheimliches Schweigen. »Und jetzt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Vielleicht steige ich bei Friedrich ins Geschäft ein. Oder ich gehe zurück zum Militär, da wollen sie mich immerhin«, murrte er.

»Das machst du nicht, das glaube ich nicht.«

Sie aßen eine Weile schweigend, dann schlug die große Standuhr sieben. Sie waren noch immer nur zu zweit. Das war merkwürdig. »Sollte er nicht längst hier sein?«

»Wer?«

»Vater natürlich.«

»Der ist sicher schon im Werk. Wenngleich er heute wohl der Einzige sein wird, der arbeitet.« Richards Mund verzog sich zu einem Lächeln, das beinahe schon etwas Böses hatte.

»Wie meinst du das?«, fragte Hilde irritiert.

»Streik. Es wird Streik geben. Denn anders wird Vater nicht verstehen, dass sich die Zeiten geändert haben.«

»Du klingst beinahe, als seist du auf ihrer Seite.«

Statt zu antworten, nickte ihr Bruder kaum merklich. Dann wurde ihr auch klar, warum. Mutter und ihr kleiner Bruder kamen die Treppe hinunter.

Einen Streik, dachte Hilde, den brauche ich auch.

Die Barrikade brannte.

Raik stand hinter der rauchenden Flammenwand und fühlte ein wildes Brennen in seiner Brust. Es war wie bei der ersten Demonstration vor einiger Zeit, in die er nur durch Zufall geraten war. Doch eines war diesmal anders: Nun hatte er gemeinsam mit dem Komitee selbst zum Streik aufgerufen. Im frühen Morgengrauen waren sie hergekommen, hatten die Barrikade aus Holzresten aufgeschichtet und sich dahinter versammelt. Nun war die Zufahrt zum Werk versperrt. Davor stauten sich Zulieferer, die schwer beladenen Leiterwagen standen dicht an dicht. Manche Pferde wurden unruhig, weil der Rauch immer wieder in ihre Richtung trieb, nun drehten die ersten um. Gut so, das würde Harkenfeld wehtun.

Arbeiter, die zum Schichtbeginn gekommen waren, hatten keine andere Wahl, als sich anzuschließen, denn Streikbrecher wurden nicht geduldet.

Auch in anderen Werften wurde gestreikt. Raik gab es zwar nur ungern zu, aber er war Richard Harkenfeld dankbar für seinen Tipp, nun zu streiken. Zwischen den Werkseignern hatte es offenbar Absprachen gegeben. Doch Abmachungen treffen, das konnte auch die Arbeiterschaft. Wenn alle gemeinsam streikten, dann mussten sie ihnen entgegenkommen. Sie *mussten*!

Ein hagerer, älterer Arbeiter kämpfte sich durch die Demonstranten zu ihm durch: Vater Claasen. »Raik, was soll das alles hier?«, rief er gegen die Parolen an.

»Das siehst du doch. Wenn wir alle zusammenstehen, müssen die auf uns hören, auf unsere Forderungen eingehen.«

»Das werden die nie. Ihr erreicht damit höchstens, dass wir unsere Arbeit verlieren. Ich will nicht auf der Straße enden, ich bin seit zwanzig Jahren im Betrieb.«

»Und immer noch Hilfsarbeiter mit mieser Bezahlung. Sie beuten uns aus!«

»Meine Kameraden und ich wollen arbeiten, wir *müssen*. Lasst uns durch.«

Raik blickte in das verhärmte Gesicht seines väterlichen Freundes. »Nein. Das geht nicht.«

»Versteh doch, Raik. Du bist jung, du kannst dir eine andere Anstellung suchen. Aber wir ...«

»Wir ziehen alle an einem Strang, Georg. Streikbrecher sind *Verräters*. Werd nicht zum Verräter!«

Ohne ein weiteres Wort wandte Claasen sich um und kehrte zu seinen Kameraden zurück, die als verlorene Gruppe neben der Blockade standen. Raik musterte die Männer. Hoffentlich war Claasen vernünftig. Manche Arbeiter würden in ihrem Zorn nicht vor Gewalt zurückschrecken, falls ihre Genossen zu Streikbrechern werden wollten.

Die Flammen schlugen höher, ihr Rauch färbte den Morgenhimmel grau.

Die Begeisterung der Männer für den Streik schien nach und nach zu schwinden. Sie hatten sich mit ihren Forderungen die Kehle wund geschrien, doch von der Werksleitung hatte sich niemand gezeigt. Harkenfeld schien es aussitzen zu wollen, doch sie würden schon sehen, wer den längeren Atem hatte. Nur eines änderte sich in den verstreichenden Morgenstunden: Der Werksdienst, der anfangs noch mit gezogenen Knüppeln am Tor ausharrte, hatte sich mittlerweile ins Verwaltungsgebäude zurückgezogen. Die Fabrik gehörte nun den Arbeitern.

Mittlerweile stand die Sonne hoch am Himmel. Fädige Wolken bildeten struppige Knäuel in großer Höhe. Es war schwül, und von den Feuern drang zusätzliche Hitze herüber. Raik rann der Schweiß von der Stirn und in den Nacken, wo sein Hemd unangenehm klebte.

Er löste sich aus der Gruppe. »Ich geh was trinken«, sagte er zu seinem Nachbarn, einem Tischler. Der nickte nur. »Verdammter Sommer.«

Am Rand der Zufahrt standen im Schatten der Werksmauer mehrere Fässer mit Wasser für die Demonstranten. Mit einer Kelle schöpfte Raik sich etwas hinaus, goss sich einen Teil über den Kopf, den Rest trank er. Es schmeckte mies wie immer. Das Werk verfügte zwar über einen eigenen Brunnen, aber auch das Wasser daraus schmeckte ein wenig nach dem Morast, auf dem die Docks gebaut waren.

Vermutlich war er nicht tief genug ausgehoben worden. Raik musste grinsen. Jetzt dachte er schon wie Svantje, die eigentlich kein anderes Thema

kannte als Wasserversorgung und Krankheiten. Seitdem sie im Krankenhaus arbeitete, war es damit nicht besser, sondern noch schlimmer geworden.

Noch vor zwei Tagen hatte sie ihm und seiner Schwester einzureden versucht, dass sie sterben würden, wenn sie fortan nicht sämtliches Wasser, das sie nutzten, zuvor kochten. Was für eine Kohleverschwendung.

Am Werkseingang kam Unruhe auf. Raik schöpfte noch eine Kelle und trank sie leer, dann warf er sie zurück in das Fass, wo sie auf der Wasseroberfläche trieb.

Er ging den aufgeregten Rufen nach und sah gerade noch, wie sich zwei Gruppen formierten. Im nächsten Moment ging ein wildes Schieben und Drücken los, dann flogen die ersten Fäuste. »Verräter!«, schrie jemand.

Raik war sofort klar, was da passierte. Offenbar versuchten einige Männer, ins Werk zu kommen, um zu arbeiten. Andere wollten sie mit aller Macht daran hindern. Zwei packten einen Dritten an den Schultern, rissen ihn vom Eingang fort und schleuderten ihn zu Boden. Er fiel direkt vor Raiks Füße, der tat einen Satz über den Mann hinweg und war plötzlich mitten im Gedränge.

Die Streikbrecher waren eingekreist worden wie in einem Kessel. Von allen Seiten hagelten Schläge und Tritte auf sie ein. Schon lagen die ersten am Boden, doch das schützte sie nicht vor dem Zorn ihrer Kameraden. Rücksichtslos wurde auch auf die Liegenden weiter eingetreten.

»Verräter, Verräter!«, schwoll der Chor an.

Dieses tierhafte Verhalten hatte Raik schon bei seiner ersten Demonstration abgeschreckt. Es war unheimlich, wie sich Menschen veränderten, wenn sie sich in großen Gruppen bewegten. Als verlören sie einen Teil ihres Verstandes.

»Aufhören!«, brüllte Raik, »hört sofort auf! Das sind eure Brüder!«

Seine Stimme ging in einer Kakophonie aus Schmerzensschreien und anstachelnden Rufen unter. Den eingekesselten Männern, es waren nicht mehr als zwanzig, die sich noch auf den eigenen Beinen hielten, stand die Panik ins Gesicht geschrieben.

Und dann sah Raik Svantjes Vater. Georg Claasen hatte die Arme erhoben, um die Schläge auf sein Gesicht abzuwehren, und stand einfach da. Zurückweichen konnte er nicht, die Männer standen bereits dicht an dicht.

»Georg!«, rief Raik, stieß andere zur Seite und verteilte Stöße mit den Ellenbogen, wenn sie nicht schnell genug Platz machten.

Svantjes Vater hatte ihn wohl gehört, denn er wandte den Kopf in seine Richtung. Darauf hatten die Angreifer nur gewartet. Ein Faustschlag traf ihn an der Schläfe, und er sackte wie vom Blitz getroffen in sich zusammen. Er war weg, wie vom Erdboden verschluckt.

Raik bekam es mit der Angst. Vater Claasen durfte nichts zustoßen! Nun nahm er keine Rücksicht mehr. »Seid ihr denn alle *mall* geworden?«

Rabiat stieß er die Angreifer zurück. Manche erkannten ihn und hielten inne. Durch seine Wahl zum Arbeitervertreter besaß er eine gewisse Autorität, die aber, wenn es hart auf hart kam, nicht allzu weit reichen würde. Ein Schlosser, mit dem er hin und wieder in der Pause geredet hatte, schloss sich ihm an und zerrte einige Männer zurück, in deren Augen blanker Hass blitzte. Sie schienen ein Ventil für ihren Frust zu suchen, ganz gleich, ob es die Vorgesetzten oder die eigenen Kameraden waren.

Von Georg Claasen fehlte noch immer jede Spur. Raik bekam es mit der Angst. Mit der Schulter voran arbeitete er sich zu der Stelle vor, wo er ihn zuletzt erspäht hatte. Und da war er. Lag wie zwei weitere auch im Staub der Einfahrt und rührte sich nicht mehr. Raik fasste ihn unter den Arm.

»Lass die Verräterschweine liegen!«, rief jemand direkt neben ihm. Raik schlug ihm die Faust gegen den Mund. »Halt die Fresse.«

Der Mann spuckte Blut und einen Zahn aus. Er hatte schon nach dem ersten Schlag genug.

»Los, helft ihnen hoch, na, macht schon. Ihr solltet euch *wat schamen!*«

Ob den anderen geholfen wurde, kümmerte Raik in diesem Moment jedoch wenig. Er schleifte Georg Claasen aus dem Durcheinander. Der stöhnte, und seine Beine gaben immer wieder nach.

Schließlich setzte Raik ihn neben den Fässern auf dem Boden ab und begutachtete seinen Zustand. Sitzen konnte er. Svantjes Vater sah aus tränenden Augen zu ihm auf. Fassungslos. Bestürzt. So etwas hatte er wohl in all den Jahren im Werk nie erlebt.

Raik behielt seine Worte für sich. Er brauchte Vater Claasen nicht zu sagen, wie dumm es gewesen war, gegen den Streik arbeiten zu wollen, das wusste Claasen selbst.

»Sei froh, dass du lebst«, sagte er so leise, dass der Ältere es wahrscheinlich nicht hörte, und gab ihm etwas zu trinken. Danach half er ihm auf. »Komm, *ick breng di na Huus.*«

»Aber du wirst hier gebraucht«, erwiderte Claasen schwach.

»Nichts ist wichtiger als die Familie. Komm jetzt.«

Raik stützte Georg Claasen, und sie machten sich langsam auf den Weg zur Fähre. Die Schritte des Verletzten waren schleppend, immer wieder krampfte er bei einer unglücklichen Bewegung kurz. Raik wagte nicht, ihn loszulassen.

Sie passierten die Streikenden. Es waren viele, oh, so viele. Sein Herz wurde leicht. Ja, sie würden ihre Ziele erreichen. So viele Menschen konnten nicht überhört werden. Es sah aus, als seien wirklich alle Arbeiter von allen Schichten vereint. Sie standen zusammen. Auf Bannern prangte ihre Forderung nach gerechtem Lohn.

»Siehst du?«, sagte er zu Claasen.

»Ja, ich glaube, du hast recht. Die Zeiten ändern sich wirklich. Es war töricht von mir, nicht auf dich zu hören.«

»Du hattest Angst um deine Stelle, das verstehe ich.«

»Sie können nicht allen kündigen, dann steht der Betrieb still.«

»Und einen Vorgeschmack darauf bekommen sie jetzt. Ohne uns geht nichts, wenn kein Schiff vom Stapel läuft, bekommen diese reichen Bonzen auch nichts.«

»Raik, leise«, sagte Claasen plötzlich und sackte in seinem Arm zusammen. Er beugte sich vor, sodass nun auch Raik die Kutsche sehen konnte. Ein großes marineblaues Gefährt, glänzend poliert. Die edlen Pferde davor schlugen unruhig mit den Köpfen. Jeder im Werk wusste, wem diese Kutsche gehörte. Harkenfeld stierte aus dem Fenster, sein Blick war zornesrot.

In diesem Moment wandte er den Kopf und sah plötzlich Raik an. Der konnte nicht anders, als zurückzustarren.

Es lief ihm eisig den Rücken hinunter, doch er ließ sich nichts anmerken.

»Los, beeilen wir uns.«

Gemeinsam hetzten sie dicht an der Kutsche vorbei. Die ganze Zeit über meinte Raik, den Blick wie Dolche in seinem Fleisch zu spüren, und er bekam die fürchterliche Ahnung, dass Harkenfeld sein Gesicht so schnell nicht vergessen würde.

15

Hamburg war in Panik. Die Stadt, der selbst eine Sturmflut nichts anhaben konnte, hatte ihre Ruhe verloren.

Hunderte Menschen waren krank, Dutzende gestorben.

Es war der 22. August. Der Senat hatte noch immer keine Entscheidung gefällt, doch es gab Gerüchte, die besagten, dass die Reichsregierung noch am Mittag Stellung beziehen wollte.

Es war höchste Zeit.

Doktor Schawachts Vermutung war Wirklichkeit geworden, und Svantje half bei der Einrichtung seines Notlazaretts in einem halb fertigen Warenhaus in der Speicherstadt. Es gehörte einem Freund Friedrichs, den sie überredet hatten, es zur Verfügung zu stellen. Mittlerweile ging es nicht mehr nur noch um Glück oder Unglück Einzelner – das Schicksal der gesamten Stadt stand auf dem Spiel.

Wenn der Senat nichts tat, dann mussten sich die Bürger selbst helfen. Freiwillige sammelten Deckenspenden, weil es nicht genügend Feldbetten für alle Verwundeten gab. Brauereien öffneten ihre Tiefbrunnen und brachten das saubere Wasser mit Wagen in die Stadtviertel.

Zu Svantjes Erstaunen fasste auch Friedrich mit an. Er mietete einen Leiterwagen und brachte damit Feldbetten in die neu eingerichtete Seuchenbaracke, die Svantje mit Doktor Schawacht, zwei weiteren Schwestern und einigen Nonnen führen würde.

Noch hatten sie keine Patienten. Svantje ging durch die weite Halle, in der eigentlich bald Kakao und Kaffee lagern sollten, und verteilte Waschschröden und Seife an strategischen Stellen. Niemand sollte sich wegen unhygienischer Verhältnisse anstecken.

Svantje hatte kaum geschlafen, doch das spielte keine Rolle. Sie war noch jung, und schlafen konnte sie, wenn das Schwerste überstanden war. Die Müdigkeit spürte sie kaum, stattdessen war da ein enervierendes Kribbeln in ihren Gliedern, das sie noch rastloser machte, als sie ohnehin schon war.

Doktor Schawacht, der aus dem Hospital mit ihr hierhergewechselt war, kam ihr mit wehendem Kittel entgegen. »Es gibt Neuigkeiten«, begann er ohne Umschweife. »Die Cholera ist endlich offiziell bestätigt. Der Senat tagt noch immer und kann sich nicht zu Maßnahmen durchringen, deshalb wurde ein Reichskommissar für die Gesundheitspflege im Stromgebiet der Elbe ernannt. Er wird Maßnahmen anordnen, die uns hoffentlich helfen werden. Außerdem kommt der Leiter des preußischen Instituts für Infektionskrankheiten nach Hamburg.«

»Doktor Robert Koch?«, fragte Svantje ungläubig.

»Ja, der Entdecker des Erregers höchstpersönlich. Er wird sich die Seuchenherde ansehen. Ich würde gern vorschlagen, dass Sie die Kommission begleiten.«

Svantjes Herz tat einen Satz. »Ich?«

»Sie sind doch in den Gängevierteln aufgewachsen, oder hat mich Schwester Reinhard falsch informiert?«

»Nein, nein, das ist richtig!« Sie hatte sonst nur selten darüber gesprochen. Es war ihr unangenehm, auch wenn es das eigentlich nicht sein sollte.

»Dann ist ja alles geklärt. Sorgen Sie dafür, dass auf jedem Bett eine Decke liegt, dann machen Sie Mittagspause. Ab ein Uhr erwarten wir die ersten Patienten, die uns vom Hospital herübergeschickt werden.«

Svantje hatte sich im Hafen ein Stück Räucherfisch besorgt und dabei versucht, die beklemmende Stimmung nicht an sich heranzulassen, die wie ein fauliger Brodem über dem Viertel lag. Nun saß sie im Schatten des Lagerhauses auf einigen Kisten und verzehrte ihr Mahl. Es fiel ungewohnt üppig aus, denn sie wusste, dass sie alle Kraft brauchen würde. Sie hatte kaum etwas gefrühstückt, und wenn erst einmal die Patienten kämen, stand es in den Sternen, wann sie das nächste Mal etwas bekommen würde.

Die vergangenen Tage waren die anstrengendsten ihres Lebens gewesen. So hatte sie sich ihren Beruf nicht ausgemalt, und doch konnte sie sich nichts anderes vorstellen, als hier zu sein und alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um anderen Menschen zu helfen. Wenn doch nur auch die Obrigkeit endlich das Ihre besorgt hätte.

Svantje versuchte erfolglos, den Schmerz nicht an sich heranzulassen. So viele Menschen hätten gerettet werden können, mit rechtzeitigen Warnungen

und hygienischeren Zuständen.

Wenn Svantje schlief, dann war es, als stürze sie bleischwer in einen Abgrund. Dort warteten Erinnerungen an sterbende, ausgemergelte Kinder und vermischten sich mit der Furcht, auch ihre eigenen Geschwister könnten erkranken.

Sie rieb sich mit dem Handrücken kräftig über die Augen, bis die Bilder in einem Funkenregen davonstoben.

Ich muss das durchstehen!, beschwor sie sich und atmete tief durch.

Ein kleiner Handkarren mit dem Emblem des roten Kreuzes darauf stand nun vor dem Eingang. Sie bauten Klapptische auf. Dort würden die Menschen registriert, bevor sie in der Halle einquartiert wurden.

Es war die Ruhe vor dem Sturm.

Erst spät merkte Svantje, dass inzwischen auch Friedrich mit seinem Leiterwagen zurück war. Gerade, als sie aufstehen wollte, um ihn zu suchen, trat er aus dem Gebäude und wandte sich sofort in ihre Richtung, obwohl er nicht wissen konnte, wo sie saß.

Wie stets in seiner Nähe ließ die kribbelnde Unruhe in ihr nach, noch bevor er ganz bei ihr war. Bis zu diesem Moment war ihr gar nicht klar gewesen, wie einsam sie sich in der noch leeren, umfunktionierten Lagerhalle gefühlt hatte.

»Ich grüße Sie, schöne Frau«, sagte er mit einem Zwinkern, das dennoch nicht über die Schatten in seinem Blick hinwegtäuschen konnte. »Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Sie nickte und rutschte auf der Kiste ein Stückchen zur Seite. Er nahm so nah neben ihr Platz, dass sie sich berührten, und für einen kurzen Moment verlor sie sich in seinem Blick, den tiefgründigen grünen Augen. Jede Linie, jedes Pünktchen darin war ihr mittlerweile vertraut.

Friedrich trug ein Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln wie ein einfacher Arbeiter, und er hatte sicher genauso hart geschuftet. Seiner Kleidung entstieg schwacher Schweißgeruch, der von ihm und auch von den Pferden stammte, die den Leiterwagen zogen.

Svantje reichte ihm einen Kanten Brot und legte eine in Zeitung eingeschlagene Räuchermakrele auf eine Kiste vor sich.

»Das Wasser ist abgekocht, aber leider noch warm«, sagte sie und stellte eine Milchflasche daneben, die sie für das sterilisierte Wasser wiederverwendet hatte.

»Danke, mein Herz.«

»Ich muss doch für meinen zukünftigen Ehemann sorgen, wenn er mir schon so aufopferungsvoll zur Seite steht.«

Er küsste sie auf die Wange. Seine Miene blieb ernst. Sie aßen eine Weile schweigend. Zwar war Friedrich kein redseliger Mann, doch normalerweise erkundigte er sich immer nach ihr oder wie die Arbeit im improvisierten Lazarett voranging. Jetzt starrte er einfach vor sich hin, in Gedanken weit weg. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten.

»Etwas bedrückt dich«, stellte sie fest, ahnend, dass er sich nicht nur wegen der Cholera sorgte.

»Es ist nichts«, wich er aus und biss lustlos in den Brotkanten.

»Ich sehe es dir an, Friedrich, du bist kein guter Lügner. Haben sich deine Eltern gemeldet?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein. Wenn, dann wird zuerst mein Vater schwach.« Er seufzte. »Er mag dich. Morgen treffe ich mich mit Wassili Alfjorow, um ihn etwas einzuarbeiten, und auch mit Richard. Er überlegt, in das Geschäft einzusteigen, nachdem er in der Werft nicht zurechtkommt. Wir stehen also womöglich bald beide ohne Rückhalt der Familie auf eigenen Füßen.«

»Richard Harkenfeld?«, fragte Svantje ungläubig.

Friedrich nickte und richtete den Blick wieder in die Ferne. »Aber es gibt drängendere Probleme als unser Geschäft.«

»Die Seuche.«

»Ja«, sagte er gedehnt. »All diese Menschen, die zum Tode verurteilt sind ... es ist unvorstellbar. Vielleicht trifft es mich auch, das wäre nur gerecht.«

Svantje verschluckte sich beinahe. »Was sagst du denn da? Versündige dich nicht!«

»Aber das habe ich schon. Ich war egoistisch. Und wegen mir sterben sie nun alle.«

Was sagte er da nur? »Meinst du die Kranken? Aber die Seuche ist doch nicht deine Schuld!«

Nun drehte er sich doch mit gequältem Gesichtsausdruck zu ihr um. »Du hast selbst gesagt, dass die Cholera vermutlich aus dem Osten gekommen ist, mit einem Schiff. *Meinem* Schiff. Auf der Fahrt hierher sind Passagiere gestorben, wir hätten niemals einlaufen dürfen, verstehst du?«

Das war es also. »Aber du warst auch nur Passagier!«

Er presste die Lippen zusammen. In seinen Wangen traten die Muskeln hervor. Dann rieb er sich durchs Haar. »Ich weiß nicht, wie ich es dir sagen soll.«

Es schien ihm wirklich auf der Seele zu lasten. »Was es auch ist, heraus damit.«

»Und wenn du mich dann nicht mehr lieben kannst?«

»Der Grund dafür muss erst noch erfunden werden. Aber du musst mir natürlich nicht sagen, was vorgefallen ist. Wenn du es lieber in dir verschließen möchtest, dränge ich dich nicht.«

Er nahm ihre Hand und drehte sich so, dass er ihr in die Augen blicken konnte. »Wir waren an Deck, als sie die ersten Leichen über Bord geworfen haben. Es fing auf halber Strecke zwischen Sankt Petersburg und Hamburg an, und von da an ging es jeden Tag weiter. Du hast gesehen, wie die Menschen aussahen, die in den Unterdecks reisten. Ausgemergelte Gestalten, manche Kinder so dünn, dass es ein Wunder ist, dass sie noch lebten. Der Kapitän hat Wassili und mich beruhigt, es würden immer einmal einige sterben. Unter Deck war es unhygienisch.

Am letzten Abend dinierten wir mit ihm. Mittlerweile waren es doch ungewöhnlich viele Tote. Dennoch dachten wir an eine übliche Erkrankung, die unter den geschwächten Auswanderern eben besonders wütete. Auf den oberen Decks erkrankte niemand, und auch von der Mannschaft blieben alle verschont. An jenem Abend fragte mich der Kapitän, was er tun solle. Ob er die Krankheit bei der Hafenaufsicht melden müsse. Ich hatte Angst, dass sie das Schiff zurückschicken oder wochenlang unter Quarantäne stellen würden, also riet ich ihm, die Infektion zu verheimlichen.«

Er sah sie an, als erwarte er, dass sie nun davonstürme, doch Svantje fühlte sich wie gelähmt. Es war eine Ungeheuerlichkeit. Es dauerte, bis sie ihre Sprache wiederfand. »Dann hätte die Stadt verschont werden können?«

»Ja. Und nur weil ich es nicht aushalten konnte, noch länger von dir getrennt zu sein, habe ich dem Kapitän den falschen Rat gegeben. Weil ich egoistisch war, sterben nun all diese Leute ...«

»Friedrich, hör auf! Es ist nicht deine Schuld. Wenn überhaupt, dann ist es die des Kapitäns. Außerdem kommen jeden Tag Auswandererschiffe aus dem

Osten an. Die Seuche könnte auf jedem dieser Schiffe gewesen sein, womöglich sogar auf mehreren.«

»Du musst das nicht sagen, Svantje.«

»Aber es ist doch ...«

»Nein.« Er stand auf, schob die Hände in die Hosentaschen und ging mit hochgezogenen Schultern davon.

»Friedrich, warte!« Sie lief ihm hinterher, doch er drehte sich nicht um. Svantje hielt inne. Vielleicht war es besser, ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen. Sie konnte nur ahnen, wie sehr sie ihn plagten.

In diesem Moment trat Doktor Schawacht vor die Tür und sah auf seine Taschenuhr. »Da kommen sie.«

Svantje sah nach rechts, wo in diesem Moment mehrere Karren auftauchten, auf denen Kranke lagen. Andere schleppten sich auf den eigenen Beinen voran. Es waren Dutzende.

»So viele.«

»Und das ist nur der Anfang.«

Am späten Nachmittag erreichte Richard Friedrichs Stadtwohnung, im Arm eine Flasche Wein und in der Brusttasche drei Zigarren. Noch immer meinte er, den Chlorgestank riechen zu können, der sich als beißender Brodem in Haar und Kleidung eingenistet hatte.

Er war eine Abkürzung geritten und dabei im Gängeviertel einem Desinfektionstrupp begegnet, der mit Chlor und Kalk eine öffentliche Latrine bearbeitete.

Nun hatte er sein Pferd in einem Mietsstall untergestellt und stieg die Stufen zu Friedrichs neuem Quartier hinauf. Schlecht schienen die Wohnungen nicht zu sein. Vielleicht sollte er seinen Freund bitten, sich für ihn umzuhören.

Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis Vater ihn vor die Tür setzte, da war er sich sicher.

Aber seltsamerweise berührte es ihn nach dem heutigen Tag kaum noch. Es war gut, endlich eine Entscheidung getroffen zu haben.

Er blieb im zweiten Stock stehen und klopfte an die Tür. Schon an den Schritten erkannte er, dass nicht Friedrich öffnen würde. Die Klinke wurde

hinuntergedrückt, und er sah in das jugendliche, aber markante Gesicht des neuen Geschäftspartners seines Freundes.

»Ah, Sie müssen Richard Harkenfeld sein«, sagte der Fremde mit akzentgefärbter Stimme. »Ich habe schon so viel von Ihnen gehört.«

»Ich hoffe, nur Gutes.«

»Natürlich, natürlich. Friedrich hält große Stücke auf Sie.« Richard trat an ihm vorbei und schüttelte ihm die Hand.

»Wassili Alfjorow, sehr angenehm.«

Er musterte sein Gegenüber. Der junge Russe hatte hellblaue Augen, die vor Intelligenz nur so blitzten. Sein lockiges, dunkles Haar hatte er mit duftendem Makassar-Öl glatt an den Kopf frisiert, dazu trug er einen modischen Anzug nach dem neusten Schnitt, wenngleich nicht von höchster Qualität.

»Bestehe ich Ihre Prüfung?«, fragte er nun und hob fragend eine Braue.

Peinlich berührt wandte sich Richard ab und musterte Friedrichs neues Domizil. Sein Jugendfreund kam ihm schließlich aus dem Wohnzimmer entgegen, die Schritte wirkten schleppend.

»Hast du den ganzen Tag geackert?«, fragte Richard.

»So in der Art, aber lass uns nicht darüber reden.« Friedrich nahm ihm den Wein ab, und Richard reichte jedem der Männer eine Zigarre.

Wassili bedankte sich mit einer angedeuteten Verbeugung und roch am Tabak. Seine Hände waren schlank und sehnig, er bewegte sie elegant, wie bei einem Tanz.

»Wie kommen wir zu der Ehre? Gibt es etwas zu feiern?«, fragte Friedrich und machte sich daran, den Wein zu öffnen. »Ja. Ich bin aus dem Schatten meines Vaters getreten. Dort war es mir zu kalt und zu ungemütlich.«

»Bravo«, stieß Friedrich aus, »und mein Beileid.«

Mit einem Plopp verließ der Korken die Flasche, und der Wein wurde in drei Gläser verteilt.

Friedrich hieß sie, Platz zu nehmen. Sein kleines Appartement war mit zwei Sesseln und einem Sofa ausgestattet. Richard setzte sich in einen Sessel, griff mit großer Geste in seine Hemdtasche und legte sein nagelneues Parteibuch auf den Tisch.

Die Stille, die sich daraufhin über sie senkte, war beinahe greifbar. »Wie du siehst, werde ich auf meine Karriere als Werfteigner wohl verzichten.«

»Dann bist du jetzt ein waschechter Sozialist?« Friedrich war blass geworden, schließlich jedoch hob er sein Glas. »Eine wahrhaft mutige Entscheidung, mein Freund. Auf uns und auf eine gerechtere Welt!«

»Und auf unsere Freundschaft, *sa naschu druschbu!*«, sagte Wassili und stieß mit ihnen an. Sie tranken jeder einen Schluck, und da keiner etwas zu sagen wusste, tranken sie noch einen.

»Wassili kennt mehr Trinksprüche, als die Deutschen Worte haben«, sagte Friedrich schließlich.

»In Russland sagt man, trinken ohne Trinkspruch ist Sauferei.«

»Und solange einem noch ein Trinkspruch einfällt, ist es das nicht?«, Richard lachte. »Dann musst du mir noch einige beibringen. Ich glaube, ich muss in nächster Zeit viel trinken.«

Friedrich wies mit einer Kopfbewegung auf das Parteibuch. »Wann willst du es deinem Vater sagen?«

»So spät wie möglich. Vor drei Tagen hat er mir zu verstehen gegeben, dass ich in der Firma nicht gebraucht werde, zumindest nicht, wenn ich vorhabe, mit den Arbeitervertretern nicht nur zu reden, sondern tatsächlich Änderungen zu planen. Seitdem haben wir kein Wort mehr gewechselt, und im Werk liegt die Arbeit still. Sie streiken ... alle. Und wenn ich ehrlich bin, trage ich eine gewisse Mitschuld daran.«

Wassili schien ihm gebannt zuzuhören, während er erzählte, wie er den Entschluss seines Vaters an Raik Alberts ausplauderte und ihm zum Streik geraten hatte.

»Und jetzt willst du aktiv Politik für die Sozialisten betreiben?«, fragte Friedrich.

Richard zuckte mit den Schultern. »Ich werde mich erst einmal informieren und herausfinden, ob die Leute mich überhaupt ernst nehmen, mit meinem Namen. Mir war wichtig, endlich nicht mehr duckmäuserisch zu schweigen. In der Werft etwas zu ändern, während mein Vater noch lebt, wird mir wohl nicht möglich sein und er soll auch nicht meinetwegen einen Herzinfarkt erleiden. Wenn es kommt, wie ich denke, erbt eines Tages mein kleiner Bruder Florian das Imperium. Oder wir müssen es in eine Gesellschaft umwandeln. Es ist mir recht. Womöglich kann ich von außen mehr bewegen. Aber reden wir nicht mehr von mir, erzählt mir von euren Plänen!«

Der Abend verging wie im Flug. Friedrich berichtete von seinem Vorhaben, Wolle und Tuche aus China, der Mongolei und Russland einzuführen und dabei fast gänzlich ohne Zwischenhändler auszukommen. Dadurch könne er seinen Gewinn fast verdreifachen, trüge aber auch mehr Risiko. »Mein Vater handelt mit allem, was sich irgendwie verkaufen lässt, bewegt sich aber so gut wie nie aus Hamburg hinaus. Meist vermietet er nur Stellflächen in den Laderäumen seiner Schiffe.«

»Womöglich dann bald auch an dich«, warf Richard amüsiert ein.

»Womöglich.«

Als der Abend sich dem Ende neigte, rauchten sie weinselig ihre Zigarren. Selbst Wassili waren die Trinksprüche ausgegangen. Sorgfältig hatten sie es vermieden, das Gespräch auf die Seuche zu lenken, die mehr und mehr Menschen befiel.

Als es Zeit war zu gehen, fiel Richard wieder ein, dass seine Schwester ihn um einen Gefallen gebeten hatte. »Friedrich, Hilde lässt deiner wunderbaren Verlobten Grüße ausrichten und zudem eine Bitte. Meinst du, Svantje könnte noch einmal als Anstandsdame fungieren? Dieses Mal wäre es ihr besonders wichtig, eine Frau dabeizuhaben, der sie vertrauen kann. Vater hat sich in den Kopf gesetzt, sie mit einem seiner reichen, schmierigen Geschäftspartner zu verheiraten.«

Friedrich nickte. »Ich richte es ihr aus, aber ich kann nichts versprechen. Sie arbeitet Tag und Nacht, schon jetzt gibt es durch die Seuche viel zu wenige Ärzte und Krankenschwestern, und ich fürchte, es wird noch schlimmer.«

Die Menschen flohen aus der Stadt wie Ratten vom sinkenden Schiff, und ihre Eltern hatten nichts Besseres zu tun, als sie zu verschachern.

Vater schien es besonders eilig zu haben, seit in der Werft gestreikt wurde und er sich wieder mit Richard gestritten hatte. Seit Tagen schon gingen sich die beiden Sturköpfe aus dem Weg.

»Du weißt, wie wichtig uns deine Zukunft ist«, sagte Mutter und zupfte an Hildes Kleid, damit es auch an den Schultern perfekt saß. Es war wunderschön, aber sie konnte sich nicht darüber freuen. »Vater setzt sehr viel Hoffnung in diese Verbindung. Wir erwarten, dass du dich von deiner besten Seite zeigst, Hilde.«

»Aber er ist alt.« Sie seufzte. »Und was, wenn ich mich nicht verliebe? Mit zwanzig habe ich doch noch ein wenig Zeit.«

»Die Liebe ist etwas für Märchen und kitschige Romane, Kind. Wichtiger ist, dass er aus gutem Hause ist und dich versorgen kann. An seiner Seite steigst du in die höchsten Kreise auf. Die allerhöchsten. Ist dir das nicht genug?«

Nein, das war es nicht. Doch das wagte sie nicht auszusprechen. »Haben Sie Vater damals geliebt?«

»Dein Vater hat mich beeindruckt. Ich fühlte mich sehr geehrt, dass er mir den Hof gemacht hat. Und ist unsere Ehe nicht eine gute?«

Nein, so kam ihr die Verbindung ihrer Eltern wirklich nicht vor. Hilde begegnete ihrem eigenen Blick im Spiegel. Ihre Augen waren gerötet, aber sie weinte nicht. Und das würde sie auch nicht. Wehmütig dachte sie an ihre Freundinnen, die alle schon unter der Haube waren. Was hatte sie kürzlich noch mitleidig über die naive kleine Denise aus Frau von Hausens Debütantinnengruppe den Kopf geschüttelt, weil sie einen dicken Hanswurst zum Altar geschleppt hatte, mit einem Gesicht wie ein Pfannkuchen. Aber sie liebte ihn. Auf einmal beneidete sie Denise, und das kam ihr noch seltsamer vor.

Walter Degen holte sie zu einer Ausfahrt ab. Vor der Kutsche tänzelten zwei rassige Rotfüchse, behängt mit goldglänzendem Zaum und Vorderzeug. Auch an der Kutsche glänzte es an allen Ecken und Enden. Selbst die Federn sahen aus, als seien sie noch nie mit einer staubigen Straße in Berührung gekommen.

Früher wäre sie wohl beeindruckt gewesen. Mit einem derartigen Gefährt erregte man Aufsehen, konnte angeben. Heute sorgte der Anblick der Kutsche nur dafür, dass ihr Herz ein wenig tiefer sackte, zusammen mit der Hoffnung, dieser Ehe noch entgehen zu können.

Walter Degen ließ sich von seinem Kutscher die Tür aufhalten und stieg aus, um Hilde entgegenzugehen. Sie hatte wieder vergessen, dass er nicht größer war als sie. Sein Anzug saß perfekt und kaschierte die Leibesfülle ein wenig.

Er überreichte ihr einen hübschen kleinen Blumenstrauß und drückte einen Kuss auf ihre Hand. Seine Wangen waren gerötet, als sei er wirklich aufgeregt, sie zu sehen, was ihr immerhin ein winziger Trost war. Zumindest auf seiner Seite schien das Interesse ehrlich zu sein.

Er begrüßte Mutter, die mit ihr hinausgetreten war, wie eine alte Freundin. »Ich freue mich, bald zu dieser ehrenwerten Familie zu gehören«, sagte er leise. »Ihre Tochter ist wirklich wunderschön. Seit dem einen Tanz, den sie mir gewährte, musste ich oft an sie denken.«

Der Gaul ist also schon gekauft, dachte Hilde grimmig und lächelte, weil es von ihr erwartet wurde. Wenigstens hatte Walter Degen eine angenehme Stimme. Nicht auszudenken, hätte sie den Rest ihres Lebens auch noch einen Mann mit hoher Fistelstimme ertragen müssen.

»Keine Sorge, Annegret, ich bringe Ihnen Ihre Tochter wohlbehalten zurück. Darf ich bitten?«

Hilde nahm sich zusammen und legte ihre Hand auf seinen Unterarm, damit er sie führen konnte. »Gern doch.«

»Freuen Sie sich auf die Ausfahrt?«, fragte er, dann fuhr er nach kurzem Schweigen etwas leiser fort: »Ich muss gestehen, dass ich mir schon seit unserem ersten Aufeinandertreffen auf dem Ball nichts sehnlicher wünsche, als Sie an meiner Seite zu haben.«

»Ich fühle mich geehrt«, flüsterte Hilde gegen den Kloß in ihrem Hals an und stieg in die Kutsche. Konnte es sein, dass er sie wirklich mochte? Bislang war sie davon ausgegangen, dass er es vor allem auf eine finanzielle Verbindung mit den Harkenfelds abgesehen hatte. Doch nun erzählte er begeistert, was sie an jenem Tanzabend getragen und gesagt hatte, während sie ihn nur schemenhaft in Erinnerung behalten hatte. Sie kaschierte ihre Gedanken mit einem artigen Lächeln, ganz wie sie es im Benimmunterricht gelernt hatte.

»Ihre Mutter sagte, Sie würden noch eine Dame mitbringen?«

»Ja, sie erwartet uns am Rathaus, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nein, ganz und gar nicht. Zum Rathaus also!«, wies er den Kutscher an. Die Pferde trabten los und schlugen dabei aufgeregt mit den edlen Köpfen.

»Da haben Sie aber wirklich ein prächtiges Fuhrwerk.« Hilde spannte ihren großen Sonnenschirm auf und krampfte beide Hände darum, damit Walter Degen erst gar nicht auf die Idee kam, ihre Hand zu halten.

Er versuchte es dennoch.

»Bitte«, sagte Hilde, so ruhig sie nur konnte. »Wir kennen uns doch noch gar nicht.«

»Entschuldigen Sie, Fräulein Hilde, da ist es wohl etwas mit mir durchgegangen. Es ist nur so, dass ich diesen Tag seit Monaten herbeisehne«,

gestand er, hielt aber Abstand. »Ihr Vater hat mir versprochen, dass Sie bald, sehr bald meine Frau werden. Wir sollten uns also besser aneinander gewöhnen, denken Sie nicht? Sagen Sie Walter zu mir.«

»Angenehm«, würgte Hilde hervor, und in ihren Augen brannten Tränen. Das sollte er also sein, der Mann ihres Lebens. Sie musterte ihn von der Seite. Höflich schien er ja zu sein, und sein Geruch stieß sie auch nicht ab. Sein Profil war angenehmer, als sie ihn in Erinnerung hatte, markant und mit einer hohen Stirn, nur die Wangen waren etwas zu voll. Auf ihre Bitte hin begann er bereitwillig von sich zu erzählen, und kein einziges Mal erwähnte er dabei die Werft der Harkenfelds.

16

Die vergangenen Tage waren ineinander verschwommen. Svantje war die ganze Zeit im völlig überfüllten Lazarett geblieben. Geschlafen hatte sie, wenn es der Patientenandrang zuließ, in einem Hinterzimmer auf dem Boden.

Hin und wieder brachte Friedrich ihr etwas zu essen, dann hielt er ihre Hand, und sie konnte in seinen Armen um all die Menschen weinen, die sie nicht hatte retten können.

Es war, als sei die Hölle nach Hamburg gekommen. Die Menschen starben so schnell, dass sie oft noch nicht einmal registriert waren. Im Hinterhof türmten sich die Leichen unter Segeltuchplanen. Sie wurden notdürftig mit Eisblöcken gekühlt, denn noch immer lag über dem Land eine brütende Hitze.

Ein kleiner Junge, nicht viel älter als zehn Jahre, war nicht aus dem Hof fortzubekommen. Er hatte seine Eltern und Schwestern verloren. Nun harrete er dort aus und vertrieb mit einem Stock die Möwen von den Toten.

Da niemand wusste, wo man ihn hinbringen sollte, durfte er bleiben. Vielleicht half es ihm bei seiner Trauer, vielleicht machte es alles nur schlimmer. Die Kinderheime wollten keine neuen Waisen aufnehmen, die womöglich die Cholera einschleppten, und Verwandte meldeten sich nicht.

Svantje kochte Wäsche in einem großen Kessel aus, als sie mit einem Mal eine vertraute Gestalt auf sich zukommen sah. Schlank und sehnig, mit kantigen Schultern und einem leichtfüßigen, beinahe schwerelosen Gang.

»Raik?«, sagte sie erstaunt und rührte die Wäsche in dem großen Kessel um. Heißer Dampf stieg auf und machte die Arbeit zu noch größerer Qual. Der Schatten, der von der Lagerhalle geworfen wurde, verschaffte ihr kaum Linderung.

Raik sah zu ihr auf, denn Svantje stand auf einem kleinen Tritt, um den Kessel besser erreichen zu können. Schweiß rann ihr aus dem Haar in die Augen.

»Moin«, sagte Raik und nahm die Hände aus den Hosentaschen.

»Was machst du hier?«

»Deine Eltern machen sich Sorgen und *ick... ick ook.*«

»Solltest du nicht arbeiten?« Svantje nahm eine große Holzzange, hob ein Laken aus dem Kessel und ließ es mit lautem Platschen in einen bereitstehenden Korb fallen. Mehr Dampf stieg auf.

»Wohl eher streiken. Wir haben *de Arbeit* noch immer niedergelegt. Aber jetzt sperren sie den *Haven* ab, wegen der Seuche. Die Fähren fahren nicht mehr, und wir bekommen keine Fertigungsteile geliefert, selbst wenn wir arbeiten würden. Es ist also erst einmal Ende.«

Svantje fischte auch die anderen Wäschestücke heraus und warf neue in den Kessel, die bereits kalt vorgewaschen waren, um Blut, Kot und Erbrochenes zu entfernen. Sie stanken dennoch.

Raik rümpfte die Nase.

»Und was jetzt?«, fragte sie.

»Ich habe Essen für deine Familie und meine Schwester gekauft, genug für zwei Wochen, falls sie die Stadt vollständig abriegeln.«

»Danke, wie aufmerksam von dir! Wie sieht es im Viertel mit dem Wasser aus?«

»Es gibt Tankwagen. Angeblich sind auch die Brunnen nicht sicher, aus denen wir damals immer Wasser geholt haben.«

Svantje nickte und drückte die Wäsche mit einem Rundholz unter, dann gab sie mehr zerriebene Seife hinein, bis der unangenehme Geruch verschwand.

»Und nun?«

»Hab ich nichts zu tun. Kann ich etwas helfen? Hier oder im Viertel, was meinst du? Ich bin nicht gut im Faulenzen, wenn ich zu lange zu Hause herumhocke, werde ich verrückt.«

»Ich könnte beim Doktor nachfragen, wenn du willst.«

Gemeinsam suchten sie kurz darauf Doktor Schawacht auf. Der musterte Raik kurz von oben bis unten. Die breiten Schultern, die kräftigen Hände.

»Einen Mann wie Sie schickt der Himmel.«

»Ich bin zu allem bereit«, sagte Raik.

»Dann danke Ihnen Gott. Was wir brauchen, sind Totengräber. In diesem Lazarett gibt es bald mehr Tote als Lebende. Würden Sie das tun?«

Svantje sah, wie Raik blass wurde. Er ballte die Hände, schluckte, dann nickte er.

Die Kutsche hielt nun schon zehn Minuten vor dem Rathaus, doch Svantje war noch immer nicht da.

Eigentlich hätte sie um diese Uhrzeit freihaben müssen. Sie konnte doch nicht rund um die Uhr im Lazarett arbeiten, und vor allem nicht, wenn Hilde sie so sehr brauchte!

Sie stand in der Kutsche auf und sah sich um. Der Rathausvorplatz war ungewöhnlich leer. Menschen hetzten wie Getriebene von einer Seite zur anderen. Von hier aus hätte sie Svantje sicher schon von Weitem gesehen.

»Ihre Freundin kommt wohl nicht mehr. Das macht doch nichts. Ich verspreche, Sie anständig zu behandeln. Wir bleiben in der Öffentlichkeit, und mein Kutscher ist auch noch da. Bei meiner Ehre, Fräulein.«

Hilde überlegte fieberhaft, was sie tun sollte. Einfach aussteigen und weglaufen? Hier? Wo jeder die Cholera haben könnte? Das wagte sie nicht, und außerdem waren ihre Befürchtungen bezüglich Walter Degen lächerlich. Er hatte ihr nichts getan und schien ein angenehmerer Zeitgenosse, als sie befürchtet hatte.

Ehe sie ihre Überlegung zu Ende geführt hatte, ließ der Kutscher seine Peitsche knallen und die Pferde schossen los. Hilde wurde von dem Ruck zurück und damit in Walter Degens Arme geworfen. Einen Augenblick lang umfing er sie, und sein Atem strich über ihren Hals, dann, bevor sie protestieren konnte, ließ er sie los und rutschte ein Stückchen von ihr ab. »Pardon, Madame«, sagte er und lächelte ihr verlegen zu, während er seinen Hut gerade rückte.

Die Kutsche bewegte sich rasch über ungewöhnlich leere Straßen. Die Hufeisen der Pferde flogen im flotten Gleichtakt über das Kopfsteinpflaster, und der Fahrtwind vertrieb die Hitze. Eigentlich hätte dieser Ausflug schön sein können. Eigentlich ...

Sie fuhren an der Binnenalster entlang, auf der Schwäne und Enten dümpelten, und tauchten dann in den Schatten alter Alleegebäude, die ihre Äste wie schützende Arme über sie ausbreiteten.

Immer wieder betrachtete Degen sie von der Seite, als liebe er schon jetzt jede Faser von ihr. Doch einem Teil von Hilde kam es so vor, als prüfe er die Qualität einer Ware. Auch wenn sie seinerseits echte Gefühle bemerkte, konnte sie sich kaum dazu durchringen, in ihm etwas anderes als einen

Geschäftspartner ihres Vaters zu sehen, der sie als Vehikel zur Verbesserung der Konditionen sah.

»Erzählen Sie mir doch ein wenig mehr von sich«, forderte sie ihn schließlich auf. Er hob den Kopf, und sie musste zugeben, dass er sympathische braune Augen hatte, die sie auf eine Weise ansahen, wie sie es gerne von anderen Männern gehabt hätte.

Er erzählte, dass er gemeinsam mit seinen zwei älteren Brüdern eine Stahlfabrik leitete, die Teile für die Werft zulieferte.

»Daher kennen Sie also Vater.«

»Ja, wir machen seit zehn Jahren miteinander Geschäfte. Ihm habe ich auch erzählt, dass ich mit meiner derzeitigen Aufgabe nicht zufrieden bin. Er machte mir den Vorschlag, mir den Firmenanteil von meinen Brüdern ausbezahlen zu lassen und damit bei ihm einzusteigen. Ich finde, das ist eine ganz vorzügliche Idee, denken Sie nicht?«

Hildes Magen zog sich zusammen, bis sie ihn nur noch als kleinen, harten Klumpen in sich spürte. Vater hatte alles so gut durchgeplant. Frisches Kapital für die Werft und einen Schwiegersohn mit Führungsqualitäten, der notfalls ihren Bruder ersetzen könnte, falls der Vaters Ansprüchen nicht genügen würde.

»Ich glaube, mir wird unwohl.«

Walter Degen rieb ihr fürsorglich über den Rücken und wandte sich an den Kutscher. »Fahr langsamer, Mann, der jungen Dame wird schlecht.«

Die Pferde fielen in einen gemütlichen Schritt und hielten dann im Schatten eines alten kanadischen Ahorns mit rissig grauer Rinde an.

»Geht es Ihnen besser?«, fragte Degen.

Hilde schüttelte den Kopf. Sie hatte das Gefühl, dass es nie wieder besser werden würde.

Sie saß in der Falle. Vater würde nicht zulassen, dass sie diese Verbindung platzen ließ. Wenn sie jetzt alles daransetzte, Walter Degen eine Ehe mit ihr zu vermiesen, sorgte sie womöglich für einen schlechten Start in eine Zukunft, die unvermeidbar war.

»Herr Degen, wann ... wann soll es ... wir ...«, stotterte sie.

Er strich ihr sanft über die Wange. »So bald wie möglich. Und sagen Sie doch bitte Walter.«

Hilde atmete tief durch. »Es geht so schnell.«

»Seien Sie unbesorgt, Hilde, es wird Ihnen an nichts fehlen. Wir werden ein großes Haus haben und Bedienstete. Sie können sich dem Garten widmen, der Wohltätigkeit oder von mir aus auch einem Studium, wenn Sie das unbedingt wünschen. Ich bin kein herrschsüchtiger Mann, mein Fräulein, ich möchte Sie glücklich sehen, glücklich an meiner Seite.«

Er sah ihr tief in die Augen und nahm sehr vorsichtig ihre Hände in seine.
»Öffnen Sie mir Ihr Herz, Hilde, und ich lege Ihnen meines zu Füßen.«

Sie bekam eine Gänsehaut und hätte sich am liebsten geschüttelt. »Sie kennen mich doch kaum.«

»Aber ich werde Sie kennenlernen, und darauf freue ich mich schon sehr.«
Er meinte es ehrlich, und Hilde merkte, wie ihr Widerstand ganz langsam zu bröckeln begann. Vielleicht hatte sie ihm unrecht getan. Ja, da war die Verbindung zu Vater, aber ... »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Jederzeit.«

»Antworten Sie mir ehrlich, Walter. Wenn ich keine Harkenfeld wäre ...«

Er wirkte aufrichtig bestürzt, auf seinem Gesicht spiegelte sich Ernüchterung wider. »Das denken Sie?«

»Ich weiß gar nicht mehr, was ich denke.«

»Ich verfüge über genug Kapital, Hilde. Ich brauche Ihre Familie nicht. Das Stahlgeschäft wächst und wächst. Als ich Sie damals zum ersten Mal sah, kannte ich Ihren Hintergrund nicht. Es geht mir um Sie, Hilde. Alles andere ist Beiwerk.«

Die ganze Zeit über sah Hilde ihm aufmerksam in die freundlichen braunen Augen und konnte kein Fünkchen Hinterlist darin ausmachen. Beinahe schien es, als sei Vater derjenige, der von Walter manipuliert wurde, damit er dieser Verbindung zustimmte. Innerlich lachte sie auf. Degen war ein Fuchs.

Die Kutsche setzte sich langsam wieder in Bewegung. Degen drückte ihre Hände und sah sie dabei an. Diesmal gelang Hilde ein Lächeln, das sich nicht mehr ganz so gequält anfühlte. Dass er ihr versprach, ihr viele Freiheiten zu lassen, war wohl etwas, das sie mit Freude erfüllen sollte. Nur die wenigsten Frauen hatten diese Chance.

Es wurde Nachmittag, und zu der Sommerhitze gesellte sich unangenehme Schwüle. Am Himmel türmten sich mehr und mehr dunkle Wolken. »Wenn es doch nur gewittern würde«, sagte sie sehnsüchtig.

»Wünschen Sie unserer Ausfahrt denn so ein schnelles Ende?«

»Nein, aber es hat schon viel zu lange nicht geregnet.«

»Und ich fürchte, das wird es auch heute nicht. Die Hitze ist wirklich unangenehm.«

Walter Degen ließ an einem Café am Alsterfleet halten. Dort setzten sie sich an einen kleinen Tisch, der von gestutzten Bäumchen und einem Sonnenschirm beschattet wurde. Hilde bestellte ein Vanilleeis mit frischen Erdbeeren, und Degen tat es ihr nach. Die Bestellung kam prompt, denn auch in diesem Lokal gab es fast keine Besucher.

»Glauben Sie nicht, wir sollten vorsichtiger sein?«, fragte Hilde, ließ sich das Eis aber bereits auf der Zunge zergehen.

»Ach«, Degen winkte ab. »Das ist doch alles nur Panikmache. Die Zeitungen wissen nicht, worüber sie schreiben sollen. Dieses Jahr ist es eben eine Seuche, nächstes Jahr ein geheimnisvoller Mörder. Außerdem trifft es nur arme Leute. Gottlob gehören wir nicht dazu.«

Hilde fand das alles nur wenig beruhigend, doch Degen lenkte das Gespräch auf etwas anderes. »Verreisen Sie gerne, Fräulein?«

»Sicherlich, auch wenn ich bislang nur in Kur an der Ostsee war und einmal in den Bergen.«

»Ich unternehme häufiger Dienstfahrten und würde mich freuen, eine Frau an meiner Seite zu haben, die mich begleitet.«

»Das klingt verlockend, Herr Degen ... Walter«, sagte Hilde nach kurzem Zögern, denn so war es wirklich. Ihr Galan suchte also keine Frau, die er in einen goldenen Käfig wegschließen konnte. Das machte ihn sympathisch.

Als sie schließlich aufbrachen, legte er ihr die Hand auf den Rücken. Eine sachte Berührung, nur die Fingerspitzen, die sich ihr Rückgrat hinaufbewegten bis in ihren Nacken.

Er berührte den dünnen Haarflaum dort, und ihr verräterischer Körper reagierte mit einem wohligen Schauer. Hilde stand mit weichen Knien da, erschrocken über sich selbst.

Walter Degen nahm ihre Hand und küsste ihre Knöchel, dabei sah er ihr tief in die Augen.

Ihr Herz stolperte in ihrer Brust, als sei es auf der Flucht. All das ging viel zu schnell. Mit beiden Händen schob sie ihn von sich.

»Herr Degen.«

»War ich zu voreilig? Verzeihen Sie, Fräulein Hilde, bitte!« Er versuchte, sie festzuhalten, was sie nur noch mehr zur Flucht anstachelte. Angstschweiß breitete sich auf ihrem Nacken aus. Sie entwand ihre Hände seinem Griff. »Sie tun mir weh.«

Sofort ließ er sie los. »Es war doch nur ein Handkuss.«

»Ich ... ich habe es Ihnen nicht erlaubt«, stotterte sie.

Degen wirkte bestürzt, er machte eine hilflose Bewegung mit den Händen.

»Entschuldigen Sie bitte, mein Fräulein.«

»Nein ... nicht, ich ... ich muss nachdenken.« Hilde wich Schritt um Schritt zurück. Alles in ihr schrie danach, der Situation zu entkommen. Dabei war der Tag mit ihm keinesfalls völlig unangenehm gewesen, nur eben ... nicht richtig! Nichts an diesem Rendezvous fühlte sich richtig an.

»Ich muss gehen.«

»Aber wohin denn? Ich fahre Sie nach Hause.«

Er wirkte so aufrichtig erschüttert, dass Hilde innehielt, zu ihm trat und seine Hand ergriff.

»Ist es aus?«, fragte er gequält.

»Nein, das ist es nicht. Aber ich muss nachdenken. Ich bin ganz aufgewühlt. Walter, sorgen Sie sich nicht. Ich nehme eine Mietsdroschke nach Hause, am Bahnhof sind stets welche zu finden. Fahren Sie, ich verspreche, dass wir uns bald wiedersehen.« Hilde stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste Walter Degen auf die Wange, dann eilte sie mit gerafften Röcken davon. Als sie sich kurz umwandte, sah Walter Degen ihr verblüfft nach.

Sie eilte quer über den Bahnhofsvorplatz, wo in der Tat einige Droschken standen. Hilde beachtete den Kutscher kaum, der ihr hineinhalf und sich erkundigte, wo es hingehen sollte. »Ich, ich weiß nicht, fahren Sie erst einmal Richtung Hafen, aber langsam, ich weiß noch nicht ...« Eigentlich wusste sie gar nichts mehr.

»Wie Sie wünschen, Fräulein«, sagte er.

Hilde blickte zurück. Walter Degen war ihr doch ein Stück gefolgt, vermutlich, um sicherzugehen, dass ihr nichts geschah. Nun hatte er zwanzig Meter von ihr auf dem Platz innegehalten und hob zum Abschied die Hand.

Ein wenig tat es ihr leid, einfach die Flucht ergriffen zu haben. Er war ein guter Mann und, wie es schien, tatsächlich in sie verliebt.

Sie rang sich zu einem Lächeln durch und winkte.

Mit einem Schnalzen trieb der Kutscher das Pferd an, und sie tauchten in den Schatten vornehmer Stadthäuser. Hier gab es Geschäfte mit Auslagen hinter großen Glasfenstern und Jalousien, die Schutz vor der Sonne boten. Doch wie überall in der Stadt waren auch hier nur wenige Menschen unterwegs.

Hilde sah sich um, doch Walter Degen folgte ihr nicht mehr. Sie wusste selbst nicht, was in sie gefahren war, nur dass sie mit jemandem reden musste. Ihre Freundinnen waren die falschen, sie würden ihr sofort zu einer Heirat raten. War sie doch die einzig Unverheiratete unter ihnen. Hilde wusste, dass sie nicht hübsch war und ihre hohen Ansprüche wohl besser zurückschrauben sollte. Nein, mit ihren Freundinnen aus Frau von Hausens Unterricht konnte sie nicht reden.

Hilde musste an Svantje denken, die sie in ihrem Jahr im Hause Harkenfeld viele Male begleitet hatte. Die Kutschfahrten zu und von den Verabredungen waren immer von langen Gesprächen geprägt gewesen. Svantje hatte bald keine Scheu mehr gezeigt, trotz der Standesunterschiede ihre Sicht der Dinge darzulegen. Sie glaubte an die Liebe und hatte sie schließlich auch gefunden. Svantje würde sie sicher verstehen. Sie hätte von Anfang an hier sein sollen!, dachte Hilde trotzig.

Mit Svantje verband sie eine seltsame Freundschaft, auch wenn sie das früher nie so genannt hätte. Die vertrauten Gespräche in der Kutsche waren ihrer beider Geheimnis, denn Freundschaften zwischen Dienstherrn und Angestellten waren verpönt. Sobald sie die Kutsche verlassen hatten, waren sie einander wieder mit großem Abstand begegnet und hatten allenfalls noch Floskeln ausgetauscht.

Ach, wenn sie nun doch nur mit Svantje hätte reden können!

Ihre anderen Freundinnen hätten sie für verrückt erklärt. Degen besaß einen tadellosen Ruf, er war wohlhabend und versprach ihr Freiheiten, von denen andere Frauen nur träumen konnten. Es gab nichts an ihm auszusetzen. Nichts.

Und doch ging alles viel zu schnell.

Svantje würde es verstehen. Immerhin liebte sie Friedrich, und er hatte für sie sogar seine Familie aufgegeben.

Hilde krampfte die Hände um ihr kleines Täschchen und sah auf. Schon lag das Zentrum mit seinen feinen Cafés und Geschäften hinter ihr. Dort ging es in

Richtung Hafen, und irgendwo in diese Richtung lag auch das Lazarett, wo Svantje angeblich arbeitete.

Hilde sah an sich hinab, nahm ihre kostbaren Ringe ab und schob ihre Kette unter den Stoff ihrer Bluse. Auch die goldenen Ohrringe entfernte sie unauffällig. Ihr Kleid war recht schlicht gehalten, vielleicht würde sie damit nicht auffallen. Dennoch war ihr nicht ganz wohl. »Fahren Sie zur Speicherstadt, irgendwo dort muss es ein neu eingerichtetes Lazarett geben.«

Der Kutscher wandte sich zu ihr um und hob fragend eine Braue. »Kennen Sie jemanden dort?«, fragte er, und Hilde meinte, Besorgnis aus seiner Stimme herauszuhören. Befürchtete er, dass sie Kontakt zu einem Infizierten gehabt hatte und die Seuche nun vielleicht ebenso an sich trug?

»Einen Arzt«, log sie schnell.

Nun wirkte der Kutscher beruhigt. »Ich weiß, wo das ist.«

Sie bogen ab, und schon konnte Hilde hinter Wohnhäusern die hohen Bauten der Speicherstadt ausmachen. Es war, als würde die Kutsche in ein anderes Reich eintauchen.

Einfache Arbeiter be- und entluden Leiterwagen. Eine Bäckerin mit einem Handkarren pries ihr Brot und Franzbrötchen an und läutete hin und wieder mit einer kleinen Messingglocke. Ohnehin waren hier viele Frauen auf der Straße, oft ohne männliche Begleitung oder allein. *So gefährlich kann es also nicht sein*, dachte Hilde und fasste Mut.

Mittlerweile schämte sie sich für ihre überstürzte Flucht, aber Walter würde es verstehen. So wie er sie angesehen hatte, würde er ihr fast alles verzeihen können.

Hilde schob ihr schlechtes Gewissen beiseite. Wenn ich wieder zu Hause bin, schreibe ich ihm einen Brief und bitte ihn, mit mir auszugehen, dachte sie und musterte ihre Umgebung, die immer ärmlicher wurde. In Hafennähe lebten die Arbeiterfamilien, und über den Gassen lag eine düstere Stimmung. An einzelnen Häusern waren die untersten Fenster verriegelt, als wären die Bewohner für eine längere Zeit verreist. An anderen standen die Türen sperrangelweit offen, und die Menschen trugen Koffer und Bündel hinaus, um sie auf kleine Handkarren zu laden.

Hilde wurde mulmig zumute, doch zum Umkehren war sie zu stolz.

Richard war noch einmal zu Friedrichs Wohnung geritten, in der dieser auch sein Büro unterhielt. Beim letzten Treffen hatten sie hauptsächlich getrunken und über ihre Familien gesprochen, und Richard hatte sich kein richtiges Bild über die geschäftlichen Pläne machen können.

Als er nun an der Tür klopfte, öffnete erneut Wassili. Das überraschte ihn so sehr, dass ihm ein wenig flau wurde. Und auch das war überraschend.

»Richard, welch eine Freude, komm herein«, sagte Wassili überschwänglich. Richard gab ihm die Hand, doch der Russe zog ihn an sich und drückte ihn herzlich. Überrascht von so viel Nähe, verschlug es ihm kurz die Sprache.

»Friedrich ist nicht da, aber er kommt sicher bald zurück.«

»Er ist nicht da?«

»Nein, aber warte ruhig hier, ich gehe gerade die Listen durch. Nimm dir etwas zu trinken.«

Das seltsame Kribbeln in Richards Bauch war immer noch da, als er mit einem Glas Wasser an den großen Schreibtisch trat, an dem Wassili arbeitete. Vor sich hatte er eine schier endlose Zahl von Listen, fast alle in kyrillischer Schrift, die er fein säuberlich transkribierte.

»Was für eine Sisyphusarbeit«, sagte Richard.

Wassili sah auf, in seinen blauen Augen blitzte es, als sei dies alles ein Spiel für ihn. »Nicht wahr? Aber jemand muss es tun, und ich bin wohl der Einzige, der Russisch lesen kann.«

»Ich könnte helfen«, bot Richard aus einer plötzlichen Regung heraus an.

»Meine Schrift ist zwar nicht so schön wie deine, aber wenn du es mir diktierst, geht es schneller.«

Wassili ließ den Füller um die Finger kreisen und warf ihn Richard dann zu. »So machen wir es.«

Kurz darauf saß Richard am Tisch und notierte Händlernamen, Stoffe, Ballen und Preise, während Wassili in dem Zimmer auf- und abschnitt, übersetzte und ein Dokument nach dem anderen durchging. Es war eine eintönige Arbeit, aber Richard gefiel sie dennoch. Selbst den einfachsten Worten verlieh Wassilis Akzent eine besondere Melodie. Hin und wieder musste er ihm russische Namen und Adressen buchstabieren.

Vor die Sonne schoben sich dunkle Wolken, und sie entzündeten eine Lampe, damit er genug erkennen konnte.

»Langsam, langsam, bitte«, unterbrach Richard Wassili beim nächsten komplizierten Namen lachend.

Wassili trat an seine Seite. »Alex-an-drej-e-witsch«, diktierte er und legte Richard die Hand auf die Schulter.

»Weiter.« Richards Kehle fühlte sich plötzlich ganz trocken an.

Wassili diktierte ihm eine Adresse in Moskau und massierte ihm dabei erst vorsichtig und dann immer kräftiger die Schulter. Richard fiel es zunehmend schwer, sich zu konzentrieren. Zum einen wegen der wohligen Schauer, die ihm den Rücken hinunterliefen, zum anderen, weil diese Gefühle falsch waren, so falsch!

Er hielt inne, legte den Füller zur Seite und hörte Wassilis hastigen Atem. Sein eigener jagte genauso schnell.

Was geschah da nur? Richard hob die Hand, um Wassilis abzuwehren, doch stattdessen verschränkte er die Finger mit seinen.

»Wassili, ich ...«

»Sag nichts, bitte.«

Richard schwieg, seine Kehle fühlte sich ohnehin so eng und trocken an, als könne er keinen einzigen Ton herausbringen. Was hier geschah, war Sünde, doch er konnte sich nicht rühren, weil sich jede Faser in ihm nach Berührung sehnte. Nach Wassilis schönen, sehnigen Händen, nach seinem Atem, der ihm heiß über den Nacken fuhr, und mehr.

Die Zeit schien ohne sie zu verrinnen. Als es draußen nach einer Weile donnerte, zerriss mit dem Knall auch die Stille zwischen ihnen. Richard lehnte sich zurück, bis sein Rücken Wassili berührte. Der strich ihm über den Hals. Mit jagendem Herzen sah Richard auf und hatte zugleich schreckliche Angst, dass der Russe sich nur einen Scherz mit ihm erlaubte. Doch Wassilis Blick war weich. Er lehnte sich vor, als wolle er ihn küssen.

Richard sprang erschrocken auf. »Nein!«

Wassili lächelte traurig und schüttelte den Kopf, dann verließ er das Zimmer. Richard war noch immer starr vor Schreck, entsetzt über seinen eigenen Körper, der ihn so maßlos betrog. Seine Erregung war nicht verschwunden. Hartnäckig sehnte sich etwas in ihm so sehr nach dem Mann im Nebenzimmer, dass es schmerzte.

Er sollte gehen und niemals wieder zurückkehren. Doch so leicht war das nicht.

Draußen rollte der Donner, erste Blitze zuckten. Richard starrte noch immer aus dem Fenster, wo sich ein heftiges Unwetter zusammenbraute, als aus dem Nebenzimmer zarte Töne hereintrieben, die das Donnern grollen mühelos durchdrangen.

Wassili spielte Klavier. Richard wusste, dass Friedrich das Instrument mit in seine neue Wohnung genommen hatte, hatte ihn aber seit ihren Kindertagen nicht mehr spielen gehört.

Nun klang eine traurige russische Weise an sein Ohr, die Wassilis Enttäuschung so vollkommen spiegelte, als sei sie eigens zu diesem Zweck komponiert worden.

Richard war völlig durcheinander. Ja, es hatte kurze Augenblicke gegeben, in denen er ahnte, dass etwas mit ihm nicht stimmte. Im Alter von sechzehn hatte er mit großer Scham bemerkt, dass es etwas mit ihm machte, wenn er gemeinsam mit Friedrich im Fischteich auf dem Landgut der Falkenbergs schwamm. Von da an war er nicht mehr schwimmen gegangen und hatte seinen besten Freund einen Sommer lang gemieden. Im Internat hatte er mitbekommen, wie ein Junge wegen seiner Neigungen fast totgeprügelt worden war. Danach waren Jahre vergangen, bis sich diese krankhaften Gefühle in ihm selbst wieder geregt hatten. In der Kaserne hatte es Momente gegeben, in denen das verdammte Leiden wieder zurückkehrte, doch der Drill machte ihn oft so müde, dass er die Erregung unterdrücken konnte. Stets war da die Hoffnung, die *Überzeugung* gewesen, dass er nur dem richtigen Mädchen zu begegnen brauchte, und er wäre für immer geheilt. Und nun kam Wassili daher und brach so mühelos durch seine Panzerung, als sei sie gar nicht da. Über Jahre hatte Richard seine Begierde ganz tief in sich verschlossen. Nun zitterte er, ballte die Fäuste, doch es ließ sich nicht leugnen. Er wollte etwas zerschlagen, einen Streit anfangen ... oder nach nebenan gehen und seinen Gefühlen Taten folgen lassen.

Wassili spielte nun ein anderes Lied, wehmütiger noch als das erste. Und da wurde Richard klar, dass Wassili genau wusste, was er empfand. Er musste ebenso verwirrt und abgestoßen sein. Warum nur erlaubte sich die Natur einen derartigen Streich mit ihnen?

Richard musste an die Frauen denken, mit denen er sich getroffen hatte und die nichts in ihm ausgelöst hatten. Er war zu einer geschickten Hure gegangen, doch selbst die war machtlos gewesen. Ob es mit einem Mann anders sein

würde? Er sollte so etwas gar nicht denken, doch nun tat er es, und jede Faser seines Körpers schien sich plötzlich nach Berührung zu sehnen. Richard hatte verloren. Er kämpfte nicht länger gegen seinen inneren Widerstand an und fand sich schließlich neben dem Instrument ein.

Eine Weile sah er Wassili zu, sah seine Finger über die Tasten huschen und fühlte wieder diese verhasste Sehnsucht in sich aufsteigen. »Hör auf! Hör auf damit!«, raunte er.

Wassili hielt inne, und als er zu ihm aufsah, fasste Richard ihn an den Schultern, zog ihn von dem Schemel in die Höhe und presste ihn an sich. Schlang die Arme ganz fest um Wassili und fühlte sich so elend und so glücklich wie noch nie zuvor in seinem ganzen Leben.

»Es ist Sünde«, brachte er hervor, flüsterte es in seinen Nacken. »Sünde, Wassili.«

»Nur wenn du das glaubst.« Wassili drückte ihn von sich, und Richard musterte ihn prüfend. Dieser Mann war in seinen Augen schöner, als es je eine Frau gewesen war. Dennoch kostete es ihn große Überwindung, die Hand zu heben und die Grate seiner Wangen nachzufahren, über feine, dunkle Stoppeln, Haut und schließlich seinen Mund.

Wassili schloss die Augen, seine Lippen bebten. Richard wollte nur noch eines, ihn küssen. Der Wunsch verzehrte ihn, nahm ihn ganz und gar in Besitz, bis auch sein letzter Widerstand brach und sich ihre Münder berührten. Sie küssten sich erst verhalten, dann leidenschaftlicher, und es fühlte sich erschreckend richtig an. Richards Lippen brannten wie Feuer, als Wassili plötzlich erstarrte. »*Kljutsch*, Schlüssel«, flüsterte er.

Und wirklich, dort klimperte ein Schlüssel an der Tür. Sie stoben auseinander. Richard stopfte sich das Hemd in die Hose und hetzte ins andere Zimmer, Wassili drehte die Lampe hoch und richtete ebenfalls seine Kleidung.

Als Friedrich eintrat, diktierte Wassili Richard mit Verschwöreremiene und leuchtenden Augen die nächste Adresse.

Ihr Geheimnis war sicher.

Ausgerechnet während des ersten Gewitters seit Wochen besuchte die Delegation der Medicinalbehörde die Armenviertel.

Svantje war die einzige Frau und bis auf den Senatsgesandten auch die einzige ohne Dokortitel. Durchnässt bis auf die Knochen, führte sie Doktor Robert Koch in ein Armenhaus, das sie ausgewählt hatte. Er ließ ihr den Vortritt. Sie hatten Laternen dabei, damit sie in den engen, dunklen Behausungen sehen konnten.

»Nun, Schwester Claasen, was können Sie uns berichten?«, forderte der Assistent des Doktors sie auf. Sie vergaß immer wieder seinen Namen, doch er war dünn und kantig wie eine Krähe.

»Alle siebenunddreißig Einwohner sind entweder geflohen oder erkrankt. Vier pflegen wir noch im Lazarett, achtzehn sind verstorben. Soweit ich in Erfahrung bringen konnte, schöpfen sie ihr Trink- und Brauchwasser aus dem Fleet hinter dem Haus. Wir haben ihn beim Herkommen überquert. In den Wohnungen ist es feucht und schimmelig, es gibt keine Kanalisation.«

Sie gingen hinein, und Svantje schloss eine Wohnung auf, in der eine achtköpfige Tagelöhnerfamilie gewohnt hatte. Nun lebte von ihnen nur noch die Frau, von der Svantje auch den Schlüssel erhalten hatte.

Der Senatsvertreter drückte sich den Jackenärmel auf den Mund.

Es stank nach Schimmel und Krankheit. Svantje stieß das einzige kleine Fenster weit auf.

»Dass ich so etwas in einem zivilisierten Land sehen muss«, sagte Doktor Robert Koch. »Man könnte vergessen, dass wir in Europa sind. Solche Behausungen sind wahre Brutstätten für Seuchen.«

Betreten sah sich die Gruppe um, musterte den Winkel, in dem bis vor Kurzem noch acht Menschen geschlafen hatten. Den Herd mit einem Korb daneben, in dem kleine Stöckchen, zertrümmerte Holzschachteln und Pappe das Feuermaterial lieferten. Kohle konnte sich diese Familie nicht leisten.

Sie waren noch ärmer, als Svantjes Eltern es in den ersten Jahren gewesen waren, und doch war die Ähnlichkeit zu ihrer ersten Wohnung frappierend.

Die kleine Prozession besichtigte noch zwei andere Wohnungen und den Keller, in dem ebenfalls Menschen gehaust hatten – ohne Fenster und fast ohne frische Luft.

»Es ist ein Wunder, dass die Stadt bislang von einer großen Seuche verschont geblieben ist«, bemerkte Doktor Koch kopfschüttelnd. »Wie viele Bürger hausen so? Tausende? Zehntausende?« Er wandte sich an den

Abgesandten der Stadt, der zuckte nur mit den Schultern. »Möglich, es gibt mehrere Gängeviertel, die aussehen wie hier.«

»Ich denke, wir müssen uns nicht weiter umsehen, Fräulein Claasen, ich habe genug gesehen.«

Die Männer der Medicinalbehörde besprachen sich etwas abseits und so leise, dass der Regen und das laute Rauschen der überlaufenden Traufen sie übertönte.

Svantje trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Sie hatte zu diesem Erkundungsgang kaum etwas beitragen können. Jeder andere hätte die Wissenschaftler hierherführen können. Im Lazarett dagegen fehlte es an allem, dort war sie besser aufgehoben und konnte helfen. *Wirklich* helfen.

Einfach zu gehen wäre unhöflich gewesen, aber wie es schien, würde sich die Gesellschaft ohnehin bald auflösen. Noch drängten sie sich alle im Hausflur, um der Sturzflut zu entgehen, die sich in diesen Augenblicken aus den Wolken ergoss. Immer wieder zuckten Blitze. Mehrere Donnerschläge krachten fast zeitgleich. Das Gewitter musste direkt über ihnen sein.

Svantje fror, obwohl es noch immer sehr warm war und im Haus sogar richtig stickig. Sie verschränkte die Arme und musste an ihre Eltern und die beiden Kleinen denken. Hoffentlich hielten sie sich an ihre Hygieneregeln, dann konnte eigentlich nichts passieren.

Doktor Koch kehrte mit seinen Beratern zurück, sein Blick war finster.

»Und, was raten Sie?«, fragte der Senatsgesandte.

»Abreißen und neu bauen, dass ist das Einzige, was hier noch Abhilfe schaffen kann. Ansonsten müssen schnellstmöglich Sofortmaßnahmen ergriffen werden. Sauberes Wasser ist oberste Priorität! Die Bürger müssen über die Infektionswege aufgeklärt werden, drucken Sie Flugblätter, gehen Sie von Haus zu Haus, wenn es sein muss. Wir müssen die Ausbreitung eindämmen, sonst gibt es bald nicht Hunderte, sondern Tausende Tote.«

Sein Gegenüber wurde blass, als würde er erst jetzt verstehen, wie fatal die Lage war. »Ist ... ist das alles, was wir tun können?«

»Nein. Sie sollten auch Desinfektionszentren einrichten, zum Beispiel in Polizeistationen oder leer stehenden Gebäuden, auch wenn ich angesichts dieser Wohnungssituation bezweifle, dass es überhaupt welche gibt. Ein jedes Haus, in dem jemand an der Cholera erkrankt oder verstorben ist, wird mit Chlor desinfiziert. Die Toten müssen unverzüglich begraben werden. Riegeln

Sie die Hauptherde der Krankheit ab, Märkte und öffentliche Versammlungen werden untersagt, die Leute sollen zu Hause bleiben ...«

»Und der Handel?«, fragte der Senatsvertreter fassungslos.

»Der Handel hat Pause. Rufen Sie den Notstand aus.«

Hilde strauchelte durch überschwemmte Straßen vorwärts. Ihr Sonnenschirm hielt den Regen nicht ab. Sie klammerte sich dennoch daran fest.

Svantje war nicht im Lazarett gewesen, und niemand hatte ihr sagen können, wo genau sie sich aufhielt. Angeblich führte sie einen berühmten Doktor aus Berlin herum. Ein Arzt nannte Hilde mehrere Straßen, in denen sie es versuchen konnte.

Da die Kutsche bereits fort war und weit und breit keine neue zu sehen, war sie einfach losgelaufen, ohne nachzudenken. Ihr Herz war so schwer, dass sie mittlerweile davon überzeugt war, dass es nur durch Reden leichter werden konnte. Kaum einen klaren Gedanken konnte sie mehr fassen, der Kummer schien sie von innen aufzufressen.

Den Kopf dicht unter den Schirm geduckt, den sie mit beiden Händen vor dem Sturm schützte, strauchelte sie vorwärts. Heftige Böen peitschten Regen über das Kopfsteinpflaster.

Hin und wieder blieb sie im Schutz eines Hauses stehen, um sich nach jemandem umzusehen, den sie nach dem Weg fragen könnte. Sie wusste nicht, wie viele Fleete sie schon überquert hatte, als ihr klar wurde, dass sie sich hoffnungslos verlaufen hatte.

Und dann musste sie weinen. Um nicht noch weiter vom Weg abzukommen, blieb sie stehen. In einem schmalen Gang zwischen zwei Fachwerkhäusern fand sie ein wenig Schutz. Die Bauten neigten sich an den Giebeln so nah aneinander, dass kein Regen hindurchfiel. Dennoch hatten die schiefen Häuser etwas Bedrohliches an sich, als würden sie sich vorneigen, um Hilde zu verschlingen.

Sie hatte Angst, so große Angst, dass sie selbst ihren Kummer überschattete. Sie war noch nie so weit durch Hamburg gelaufen, wusste nicht, wo sie war, ihre Kleidung war völlig durchnässt, und ihre Füße taten weh. Die nassen Schuhe scheuerten, und an den Fersen spürte sie mehrere offene Blasen. Am liebsten hätte sie sich gar nicht mehr bewegt, sie wusste sowieso nicht,

wohin. Erschöpft lehnte sie sich gegen die Wand und schloss die Augen, um die Tränen zurückzudrängen, als plötzlich ein seltsames Quieken erklang.

Eine Ratte? Sie zuckte zusammen, blinzelte in das schummerige Zwielflicht zwischen den Häusern und sah, bis auf schlammiges Wasser und etwas Unrat, doch nichts.

Noch immer rauschte der Regen unvermindert heftig herab. Das Gewitter allerdings zog weiter. Zurück blieben Wetterleuchten und ein beständiges Donnern wie von Kanonen einer fernen Schlacht.

»*Na kiek ma*, was uns der Sturm da vor die Füße gespült hat.« Die Stimme kam wie aus dem Nichts. Durch das laute Prasseln hatte Hilde nicht gehört, wie sich über die Gasse drei Männer genähert hatten. Zwielflichtige Gestalten in rissiger Kleidung, die sich auffächerten wie Raubtiere, die verhindern wollten, dass ihrer Beute ein Fluchtweg blieb. Hildes Angst wallte auf und übernahm die Kontrolle, sie wich zurück, weiter in den Gang, dorthin, wo sie niemand mehr sehen konnte.

Zu spät wurde ihr klar, dass die drei vielleicht genau das beabsichtigten.

Sie nahm all ihren verbleibenden Mut zusammen, und das war nicht viel, und sprach den größten von ihnen an. Ihre Stimme klang dünn und hoch.

»Ich suche Svantje Claasen, kennen Sie sie zufällig? Wenn Sie mich zu ihr bringen, werde ich Sie reich entlohnen, meine Herren, das verspreche ich.«

Ein pockennarbiger, bulliger Kerl fletschte die Zähne zu einem Grinsen. »Ich glaub, Gott oder der *Düvel* hat uns gerade ein Geschenk gemacht.«

»Svantje Claasen – ist das nicht Raiks kleine *Hoor*?«, fragte der Dritte an den Anführer gerichtet, der Hilde mit kühler Berechnung musterte. Im Gegensatz zu den anderen wirkte er intelligent. Das machte Hilde beinahe noch mehr Angst.

»Nun, meine Herren? Helfen Sie mir?«, wiederholte sie tapfer.

Der Anführer trat vor und damit ganz nah zu ihr. »Natürlich werden wir das, *Frollein*. Aber erst wirst du uns ein paar Fragen beantworten.«

»J...ja, wenn ich kann?« Hilde presste sich noch fester an die Wand. Sie sollte, *musste* Zeit schinden in der Hoffnung, dass jemand vorbeikam, den sie um Hilfe bitten konnte. Diese drei hatten auf jeden Fall nicht vor, ihr in ihrer Not beizustehen, eher im Gegenteil.

»Raik Alberts, kennst du den?«

Fieberhaft überlegte sie. Den Namen hatte sie gehört, an dem Abend mit Svantje, Friedrich und Richard. Er war so etwas wie ein Stiefbruder von Svantje, ein Zögling ihres Vaters.

»Er, er gehört zu den Claasens, glaube ich.«

»Glaubst du«, äffte der Pockennarbige und dehnte die Worte, bis sie schräg und falsch klangen. »Gib doch zu, dass du ihn besser kennst. Du willst zu ihm, nicht zu Svantje, weil du seine neue *Deern* bist. Hat sich was Besseres gesucht, stimmt's?«

»Bist du jetzt Raiks *Hartensleevste*?«, fragte nun auch der Anführer und war blitzschnell bei ihr in dem dunklen Gang. Er versperrte ihr den Fluchtweg und zupfte an ihrem tropfnassen Rock. »*Mooi* angezogen isse ja.«

»Ich wette, die ist noch Jungfrau. Bist du noch Jungfrau, *Dütt*?«, mischte sich nun auch der Dritte ein. Ein hagerer Kerl mit einem Gesicht wie ein Hering. Hervorstehende Augen und ein großer Mund, der nun weitere Anzüglichkeiten ausspie. »Hat sich Raik noch nicht unter deine Röcke getraut?«

»Der Feigling!« Alle lachten.

Hilde wünschte sich, der Boden würde sich auftun und sie einfach verschlingen. Alles wäre besser als das, was diese Kerle ihr antun wollten. Wäre sie doch nie vor ihrem Rendezvous geflohen!

Die jungen Männer sahen einander an, als würden sie einen Plan fassen, einen schrecklichen Plan. Es schien, als wollten sie sich an diesem Raik Alberts rächen, und aus irgendeinem Grund war sie das Mittel ihrer Wahl.

Sie musste fort von hier!

Zwischen ihr und der Gasse stand der Dünne. Hilde meinte, vor Angst keine Luft mehr zu bekommen. Ihre Brust schmerzte. Sie rannte los, duckte sich an dem Kerl vorbei und blieb mit dem Fuß hängen. Er hatte ihr ein Bein gestellt. Hilde stürzte auf das Kopfsteinpflaster der Gasse, fiel mit den Händen voran. Wilder Schmerz fuhr durch ihre Handgelenke, dann schlug ihre Wange auf den Boden. Hilde wollte schreien, doch im nächsten Augenblick wurde sie an den Haaren zurückgerissen, und der Pockennarbige presste ihr eine Hand auf den Mund. Sie zerrten sie zurück in die Gasse. Jemand packte ihre Beine, dann schleppten die drei sie davon.

17

Raik zerrte das Pferd am Halfter vorwärts. Es mühte sich durch den tiefen Schlamm, in den sich die Friedhofswiese nach dem heftigen Gewitter vom Vorabend verwandelt hatte. Nur hier und da waren noch einige Halme auszumachen, der Rest war von Stiefeln, Hufen und Rädern umgepflügt.

Wie leichtsinnig war er gewesen, im Lazarett seine Hilfe anzubieten. Niemals wieder würde Raik vergessen können, was er hier sah.

Er fühlte sich dünnhäutig, als sei er halb durchsichtig, wie ein Geist. Ein lebender Geist unter Toten.

»Komm schon«, spornte er das Pferd an und fuchtelte mit der Hand, als wolle er ihm einen Schlag versetzen. Der Schimmel legte die Ohren an und warf sich ins Kummet. Die Hinterhufe rutschten weg, das Tier brach in die Knie und sprang sofort wieder auf. So ging es nicht.

Raik lief um den Karren herum und versuchte, nicht genau hinzusehen, als er sich dagegenlehnte. »Vorwärts«, rief er dem Pferd zu, gab dem Fuhrwerk einen kräftigen Stoß, und endlich kamen die Speichenräder aus dem Matsch frei.

Die Leichen auf der Ladefläche wackelten und erwachten zu unheimlichem Leben. Ein Tuch rutschte herunter, und er sah in ein ausgemergeltes, erschreckend junges Gesicht.

Nein, da konnten sie ihm noch so viel Geld zahlen, diesen Albtraum würde er niemals vergessen.

Er wandte sich ab, lief an dem Karren entlang, nahm den Zügel wieder in die Hand und führte das Pferd weiter zu der endlosen Reihe von Gräbern, die er und ein halbes Dutzend Männer in den vergangenen Stunden geschaufelt hatten.

Es waren noch immer viel zu wenig.

Zwei Männer, deren Namen er nicht kannte, kamen zu ihm, packten immer gemeinsam eine Leiche, trugen sie ein kurzes Stück und ließen sie in das nächste Grab fallen.

Das dumpfe Geräusch, mit dem die Körper aufschlugen, drehte ihm den Magen um, doch er ließ sich nichts anmerken.

Stattdessen zog er einen kleinen Körper, der in einen Mantel eingewickelt war, vom Karren und trug ihn zu einer Grube.

In dem Grab stand Wasser. Die trockene Erde war so hart, dass sie all den Regen nicht hatte aufnehmen können. Raik zögerte, legte den kleinen Körper in das feuchte Gras. Ein gefaltetes Stück Papier ragte aus dem Gürtel, mit dem der große Mantel um die Kinderleiche geschnürt war. Darauf stand ein Name. *Karl Neihardt*. Raik las den Namen, las ihn einmal und noch einmal, rollte ihn still auf der Zunge, dann platzierte er den Zettel unter einem Stein am Kopfende.

»Ruhe in Frieden, kleiner Karl.«

Raik sprang in die schmale Grube, die ihm gerade eben bis zur Hüfte reichte. Schlammiges Wasser spritzte hoch und lief ihm in die Schuhe.

Vorsichtig hob er Karl hoch und legte ihn in sein feuchtes Grab. Der Mantel sog das Wasser auf, und ein paar blonde Haarsträhnen wurden sichtbar. Raik beugte sich vor, doch er konnte sich nicht überwinden, den Mantel wieder enger zu zupfen. Er wollte das Kindergesicht nicht berühren.

»Mann, Raik, wenn du so weitermachst, werden wir nie fertig!«

Nebenan klatschte eine weitere Leiche ins Grab.

Als er aufsah, hatten die beiden andern den Karren geleert. Das ganze Dutzend Toter lag in der Erde.

Er antwortete nicht, sondern stieg aus dem Grab und fasste die Schaufel. An seinen Händen war die Haut bereits roh und offen, doch es war ihm egal.

Der Schmerz bewies, dass er lebte.

Richard träumte, wälzte sich im schweißgetränkten Bettlaken hin und her.

Durch die offenen Fenster wehte feuchtigkeitsgetränkte Luft herein, die keine Linderung brachte.

Die Scham vergiftete auch seinen Schlaf. Er träumte von seiner Schulzeit, von dem beschämenden Gefühl, das er manchen Jungen gegenüber empfunden hatte. Von der Zeit beim Militär und warum er nie mit den anderen Männern geduscht oder in der freien Zeit schwimmen gegangen war.

Auf diese Weise war es ihm gelungen zu ignorieren, was Wassili nun aus ihm herausgebrochen hatte.

Und doch wollte er es noch immer nicht wahrhaben. Wollte sich nicht eingestehen, dass die besondere Liebe, die ihn so lange mit Friedrich verbunden hatte und erst durch dessen Fernreisen kuriert worden war, von anderer Natur gewesen war. Als der sich in Svantje verliebte, stach Richard die Eifersucht ein wenig, doch damals hatte er es darauf geschoben, Friedrich um sein Leben zu beneiden und nicht um seine Liebe.

Und nun hatte Wassili seine Schutzwälle heruntergerissen und die furchtbare Wahrheit darunter bloßgelegt. Er begehrte Männer.

Alles andere waren nur Kulissen in einem billigen Bühnenstück gewesen.

Wieder meinte er, die Lust zu verspüren, die der Russe in ihm geweckt hatte, und ekelte sich vor sich selbst.

Donnerschläge wie vom Jüngsten Gericht.

Nein.

Er schrak hoch, riss die Augen auf. Jemand hämmerte gegen seine Zimmertür, die er aus einer Regung heraus am Vorabend abgeschlossen hatte. Nach dem Abend mit Friedrich und Wassili wollte er allein sein mit seinen Schamgefühlen.

»Richard!«, brüllte sein Vater.

Er war sofort aus dem Bett, griff nach seinem Morgenmantel und eilte zur Tür. Einen irrationalen Augenblick lang fürchtete er, sein Vater habe herausgefunden, was gestern geschehen war, doch das war unmöglich.

Er öffnete die Tür und blickte nicht nur in Vaters zornesrote Miene – hinter dem Senior stand die Mutter und weinte. Etwas Schreckliches musste geschehen sein.

»Was ist denn?«

»Hilde ist gestern nicht nach Hause gekommen. Sie ist noch irgendwo in der Stadt«, knurrte der Vater und erzählte in abgehackten Sätzen, was Walter Degen ihm berichtet hatte. Dass sie von seinem Vorstoß überwältigt gewesen war und nach einem Cafébesuch eine Mietsdroschke nach Hause genommen habe. Degen habe sie einsteigen und losfahren sehen.

»Und Sie haben es erst heute Morgen bemerkt, Mutter?«

»Walter Degen ist ein Ehrenmann, ich war mir sicher, dass er sie rechtzeitig nach Hause gebracht hatte.«

»Und jetzt ist sie irgendwo im Zentrum? Wo hat der Fahrer sie hingebracht?«, fragte Richard fassungslos. Seine Eingeweide krampften sich zusammen. Wenn sie nicht nach Hause gekommen war, dann musste ihr etwas zugestoßen sein.

»Kann sich Degen erinnern, ob sie noch etwas gesagt hat? Was kann sie vorgehabt haben?«

»Sie erwähnte eine Freundin, aber nicht beim Namen«, heischte der Vater ihn an.

»Ich breche sofort auf, um sie zu suchen, Sie sprechen am besten mit der Polizei«, sagte Richard, eilte zurück in sein Zimmer und streifte sich Kleidung über.

»Du kannst sie doch nicht allein suchen!«, rief Mutter weinend. »Was, wenn dir auch noch etwas zustößt?«

»Mir passiert nichts. Friedrich kann mir helfen.« Er strich sich das vom Schlaf wirre Haar zurück.

»Du fährst mit Walter Degen zur Polizei, ich muss zur Werft«, wies der Vater ihn stattdessen an.

Fassungslos sah Richard seinem Vater hinterher. »Hilde ist Ihre einzige Tochter, verdammt! Die Werft kann warten, da arbeitet sowieso niemand!«, rief er ihm hinterher.

Sein Vater brüllte zurück: »Zügel dein loses Mundwerk, Sohn! Sonst vergesse ich mich.«

»Das hast du doch schon«, sagte Mutter leise und tupfte sich die Augen mit einem Taschentuch. Richard legte ihr einen Arm um die Schulter und küsste sie auf die Wange. Heute fiel ihm besonders auf, wie schmal und zerbrechlich sie gebaut war.

»Ich breche sofort auf, Mutter. Wir finden sie.«

»Du bist ein guter Junge, Richard.«

Besonders heute taten ihm ihre Worte wohl.

Walter Degen wartete im Salon und lief hektisch auf und ab. Richard vergeudete keine Zeit damit, sich seine Selbstvorwürfe anzuhören, sondern ließ sich schildern, was am Vortag geschehen war. Dann ritt er, so schnell er konnte, in die Stadt. Ausnahmsweise war er froh, dass sein Pferd so heißblütig und lauf lustig war. So war kaum eine halbe Stunde vergangen, als er es mit

schweißgetränktem Fell in einem Mietsstall abgab und die letzten Meter zu Friedrichs Wohnung rannte.

Sein Freund ließ alles stehen und liegen, um ihm zu helfen.

»Sicher wollte sie zu Svantje. Sie hat ihr eine Nachricht zukommen lassen, dass sie nicht wird kommen können. Doch so unzuverlässig, wie die Boten seit Ausbruch der Seuche sind, würde es mich nicht wundern, wenn Hilde niemals etwas davon erfahren hat. Wir müssen ins Lazarett und herausfinden, ob Hilde jemals dort angekommen ist«, erklärte Friedrich.

Keine Minute später brachen sie auf.

Raik und ein Mann namens Jörn Lösche fuhren mit dem Pferdekarren ins Zentrum. Sie hatten eine Liste mit Adressen, alle gleich am Hafen gelegen, um dort Leichen einzusammeln und zum Friedhof nach Ohlsdorf zu bringen.

Jörn war kaum dreißig Jahre alt, mit beginnender Glatze und weiß wie eine Wand. Sie hatten seit dem Aufbruch noch kein Wort miteinander gesprochen. Schließlich brach Jörn das Schweigen. »Wen hast du alles verloren?«

»Ich?«, fragte Raik erstaunt. »*Keen*.«

»Niemanden? Aber was machst du dann hier?«, fragte Jörn irritiert und wischte sich mit der einen Hand Schweiß von der Stirn, während er in der anderen die Zügel hielt.

»*Ick help*, mir fällt das Rumsitzen schwer. Und seit sie den Hafen gesperrt haben, komme ich nicht mehr zur Arbeit. Und du?«

Jörn blinzelte mehrfach. Seine Augen röteten sich. »Meine Frau ist tot und meine Töchter, Zwillinge. Sie waren erst drei Jahre alt. Ich habe nichts mehr zu verlieren.«

»Es tut mir leid.«

Jörn stieß einen unheimlichen, gequälten Laut aus. Weder Schrei noch Stöhnen. »Ich wünschte, ich könnte zu ihnen, aber ... aber ich bin gesund. Ich kann machen, was ich will, *de Dood* kommt mich nicht holen.«

Raik legte dem Mann eine Hand auf die Schulter. »Vielleicht hat Gott anderes für dich vorgesehen. Du bist noch jung, vielleicht ...«

Jörn hob den Arm. Er wollte nichts davon hören.

Raik schwieg und dachte über die Worte seines Begleiters nach. Hatte Jörn recht? Riskierte er zu viel?

Sicher, die Toten trugen die Seuche an sich. Doch Svantje pflegte sogar Kranke und war ständig den Erregern ausgesetzt. Und da sollte er ängstlich hinter dem Herd hocken und darauf warten, dass das Unheil vorüberzog?

Nein, das passte nicht zu ihm.

Er fühlte sich furchtbar, wenn er nichts tat.

»Da vorn ist es«, sagte sein Begleiter mit einem Mal und wies auf ein Haus, auf dessen Tür jemand mit Kohle ein Kreuz gezeichnet hatte.

Sie stellten den Karren direkt vor dem Eingang ab, Raik zog die Bremse fest, dann klopfen sie.

Die Tür war nur angelehnt. »*Moin?* Wir sind gekommen, um einen Verstorbenen abzuholen«, rief Jörn.

Im Hausflur war es stockfinster und roch bereits nach der Krankheit. Säuerlich nach Erbrochenem, gemischt mit beißendem Kotgeruch. Raik trug Handschuhe, die ihm bis zu den Ellbogen reichten, doch seit dem Gespräch mit Jörn kamen die ihm nicht mehr ausreichend vor. Was, wenn diese üblen Dünste doch die Krankheit in sich trugen?

Zwar hatte Svantje ihm erzählt, dass die Erreger im verschmutzten Trinkwasser und in den Ausscheidungen der Kranken lauerten, aber nun drehte ihm wachsende Furcht den Magen um.

Es war etwas anderes, die Leichen in den Häusern abzuholen, als sie nur auf dem Friedhof zu verscharren.

Da niemand auf ihr Rufen antwortete, gingen sie von Wohnung zu Wohnung. Die meisten blieben verschlossen, schließlich wurden sie in den zweiten Stock geschickt.

Ein kleiner Junge öffnete ihnen. Er war ungefähr sechs Jahre alt, und sein Gesicht wirkte blass und eingefallen. Raik war nicht sicher, ob er einfach nur nicht genug zu essen bekam oder ebenfalls erkrankt und dem Tode geweiht war. »Die Männer sind da, *Grootmoder*«, rief er und trat schwankend von der Tür weg.

Jörn ging voraus. Er hatte schon in den vergangenen Tagen Leichen abgeholt und schien mit Leid und Elend besser umgehen zu können. Vielleicht, weil er selbst so viel verloren hatte, dass ihn der Tod anderer nicht mehr berührte.

Sie fanden die Großmutter im Schlafzimmer vor. Sie stand neben einem Bett, auf dem mehrere Tote lagen, nur notdürftig mit einem Laken abgedeckt.

Das einzige Fenster war so weit wie möglich geöffnet. Draußen trocknete auf einem Gestell Wäsche im Wind. Auf der Fensterbank standen Trockenblumen in einer leeren Milchflasche. Es gab einen Waschtisch mit einer Emailleschüssel und passender Kanne, daneben lagen Handtücher. Es sah alles ganz normal aus. Als würde hier eine glückliche, wenn auch arme kleine Familie leben. Die Illusion schien fast perfekt, wäre da nicht das gewesen, was sich unter dem Laken verbarg.

Jörn war zu der alten Frau gegangen, die seltsam gefasst wirkte, und ließ sich die Namen der Verstorbenen geben. Er notierte sie mit seiner krakeligen Schrift auf Zetteln, die sie den Toten anheften würden.

»Ein Geistlicher wird ein Gebet für sie sprechen«, sagte Jörn.

»Was soll ich denn jetzt tun? Mein Enkel und ich sind die Einzigen, die noch übrig geblieben sind.« Die alte Frau schluchzte trocken, als habe sie all ihre Tränen bereits geweint. Jörn wartete, bis ihre Schultern nicht mehr bebten. »Geben Sie einander Kraft, der Junge braucht Sie jetzt ganz besonders. Und beten Sie. Beten Sie, dass die Seuche unsere Stadt bald aus ihren Klauen lässt!«

Er gab Raik mit einem Wink zu verstehen, dass es Zeit war. Raiks Beine fühlten sich bleiern an, er musste sich zwingen vorwärtszugehen. Vorsichtig hob er das Laken an und sah in die verhärmten Gesichter eines Mannes und einer Frau, die sich auch im Tod noch in den Armen hielten. Zwischen ihnen ruhte ein winziges Bündel. Ein bereits bläulich angelaufener Säugling.

Kurz sträubte sich alles in Raik. Ich kann das nicht! Nicht das!

Dann fasste er den Toten unter den Schultern, zog ihn zur Seite und löste dessen verkrampfte Finger aus den leichenstarrten Händen seiner Frau. Sie fühlten sich kalt an, kälter, als es die umgebende Luft eigentlich war.

»Den Mann zuerst«, sagte Jörn.

Raik war es recht. Hauptsache, sie brachten es bald hinter sich und konnten fort von diesem schrecklichen Ort, der ihm weitaus schlimmer vorkam als der Friedhof mit seinen Hunderten frischer Gräber.

Sie rissen das Laken, mit dem die Toten zugedeckt worden waren, entzwei und wickelten den Mann, so gut es ging, in die eine Hälfte. Dann hoben sie ihn hoch und trugen ihn durch die Wohnung. Der kleine Junge, nun Waise, sah sie mit aufgerissenen Augen an. Sein Blick war glasig, von fiebriger Leere.

Nur kurz konnten sie auf der Straße Atem schöpfen, dann tauchten sie wieder in den stickigen Mief des Hauses ein.

Der kleine Junge stand erneut an der Tür, als sie zurückkamen, und winkte scheu. Raik winkte ihm zurück, doch die Handschuhe ließen das Kind erschrocken zurückweichen.

Jörn übernahm es im Schlafzimmer, die winzige Säuglingsleiche auf der Mutter festzubinden. Dabei war sein Gesicht aschfahl. Dass er sich die Lippe blutig gebissen hatte, schien er nicht zu bemerken.

Sie bedeckten die Frau mit der zweiten Hälfte des halbierten Lakens und hoben sie hoch. Sie war leicht wie eine Feder, obwohl der Tod ihre Glieder hatte steif werden lassen.

Raik sah die alte Frau ein letztes Mal an. Es gab keine Worte, die er zum Abschied sagen konnte. Nichts würde an der Situation etwas ändern, nichts konnte sie erträglicher oder besser machen.

Als sie die Wohnungstür passierten, stürmte der kleine Junge plötzlich vor und schrie. »Nicht die Mutter, ihr dürft mir Mutter nicht wegnehmen!«

Mit schrillum Weinen klammerte er sich an Raiks Bein. Der konnte nichts tun, denn er hielt die Tote mit beiden Händen unter den Schultern gefasst.

Die Schreie des Jungen ließen ihm das Blut in den Adern gefrieren. »Mutter, Mutter, nicht weggehen!«

Seine Großmutter reagierte spät, wie in ihrer eigenen Trauerwelt gefangen. Halbherzig zog sie den Jungen von Raik fort, dem er mittlerweile mit Fäusten auf das Bein trommelte.

Als sie es schließlich geschafft hatten, das Haus zu verlassen, fühlte sich Raik um Jahre gealtert. »Wie viele noch?«, fragte er, und Jörn hielt eine Liste hoch. »Viel zu viele.«

Beißender Chlorgestank reizte Hildes Augen und Atemwege.

Sie wälzte sich herum, presste ihr Gesicht in eine gammelige Matratze, während irgendwo dort oben eine Desinfektionskolonne ihren Dienst versah. Sie mussten sie in ein Armenviertel gebracht haben, denn nur hier war der Choleraausbruch so stark, dass ganze Straßenzüge der Behandlung unterzogen wurden.

Hilde hatte alle Hoffnung verloren. Wenn diese Kerle sie nicht umbrachten, dann würde es die Seuche tun.

Sie konnte sich nicht daran erinnern, wie sie hergekommen war. An ihrem Hinterkopf pochte eine schmerzende Beule. Ein heftiger Schlag musste ihr das Bewusstsein geraubt haben. Erwacht war sie dann hier, in einem winzigen, fensterlosen Raum, auf einer alten Pritsche.

Sie hatten ihr alles abgenommen, den Schmuck, ihr Geld, sogar das Kleid. Stattdessen trug sie nur noch ihr Unterkleid. Aus ihrem Haar drang süßlicher Rosenduft. Ein billiges Parfum. Warum hatten diese Kerle sie damit eingesprüht?

Durch einen Luftschacht quoll nun noch mehr beißender Chlordunst. Hilde rappelte sich auf und brachte so viel Platz zwischen sich und die vergitterte Öffnung wie möglich. Zitternd drückte sie sich neben die Tür.

Eine Weile stand sie so da, drückte ihren Ärmel über Mund und Nase. Die ätzenden Dünste ließen ihre Augen tränen. Sie blinzelte, bis es nach und nach besser wurde und sie die einzelne Kerze im Raum, die in einem zugemauerten Lichtschacht stand, nicht mehr nur als flackernden Halo sah.

Unter der Tür drang Luft herein, die das Atmen nach und nach leichter machte.

Hilde lauschte. Nichts. Nicht einmal Geräusche aus dem Haus oder von der Straße. Zu schreien wagte sie nicht. Die Kerle hatten es ihr unter Androhung, ihr einen Finger abzuschneiden, verboten.

Sprach da jemand? Angestrengt lauschend drückte sie ihr Ohr an die Tür. Wenn jemand sie zufällig finden würde ...

Nein. Ihre Hoffnung wurde zerschlagen. Schneller, als sie es bewusst wahrnahm, reagierte ihr Körper. Mit Herzrasen und kaltem Schweiß.

Ja, dort kam ihr Peiniger, und er war in Begleitung.

»... *eene* Schönheit«, hörte sie ihn sagen, dann floh sie weg von der Tür in den hintersten Winkel.

Ein Schlüssel wurde im Schloss gedreht, dann flutete blendende Helligkeit den Raum. Hilde hob abwehrend den Arm, ließ ihn nur langsam sinken. Noch immer tanzten Lichtpunkte vor ihren Augen.

»Na, hab ich zu viel versprochen? Dreh dich, *Deern*, damit der Herr hier deine Vorzüge sehen kann.«

Hilde tat, was sie sagten. Sie wollte ihre Finger behalten. Ihre Entführer hatten sie zwar nicht angerührt, ihr aber das rostige Messer gezeigt, das sie nutzen würden, falls sie nicht gehorchte. Sie hatte allem zugestimmt, doch erst

jetzt begann sie zu ahnen, was die Kerle mit ihr vorhatten. Sie sollte zur Hure werden.

»Nicht schlecht«, sagte ein dunkler Schemen und machte ein schmatzendes Geräusch.

In ihrer Angst tat weiterhin Hilde alles, was von ihr verlangt wurde. Die Arme vor sich verschränkt, drehte sie sich um die eigene Achse.

»Ein pralles Hinterteil hat se, die Titten sind *wat* mickrig«, urteilte der Neuankömmling. »*Un de Deern* is garantiert noch Jungfrau?«

»Darauf geb ich Ihnen mein Ehrenwort.«

Hilde sah fassungslos zu, wie der Mann, der nicht viel älter als sie und anständig gekleidet war, seine Börse zückte und ihrem Entführer Geldscheine in die Hand drückte. »Das ist zu wenig!«

»Das ist *de Helft*, die andere *Helft* bekommst du, wenn ich weiß, dass du mich nicht belogen hast.«

Offenbar wurde das so akzeptiert, denn plötzlich war Hilde mit dem Mann allein, und die Tür wurde von außen wieder abgeschlossen.

»Komm etwas mehr ins Licht, Kleine und dann zieh dich aus. Schön langsam.« Der Kerl strich sich über die Enden seines Schnurrbartes und leckte sich in gieriger Erwartung die Lippen. Die Ausbeulung in seiner Hose war nicht zu übersehen, und Hilde wurde übel.

Erst fasste sie ihr Kleid und hob den Saum an, dann waren ihre Hände wie festgefroren. »Ich mach das nicht«, sagte sie, die Stimme nicht mehr als ein Flüstern.

»Was hast du gesagt? Nun hab dich nicht so, ich hab schon viele kleine Huren eingeritten, und bislang hat sich noch keine beschwert. Wahrscheinlich werde ich der beste Liebhaber sein, den du je bekommen wirst. Du solltest dich also freuen. Und jetzt los, weiter.«

»Nein, ich bin keine Hure, und Sie werden mich auch nicht zu einer machen, niemals!« Sie zitterte am ganzen Körper.

»Ich ... ich bin hier eingesperrt, helfen Sie mir!« Dann kam ihr eine Idee. »Helfen Sie mir, und mein Vater wird Sie fürstlich entlohnen.«

Der Mann lachte, als habe sie einen Scherz gehabt. »*Deerns* wie du haben keine Väter. Und nun los, zieh dich nicht so, oder soll ich dir helfen?«

Hilde schüttelte den Kopf und drückte sich noch etwas dichter an die Wand. Morsche Ziegel hinter ihr. Sand rieselte hinaus, und sie spürte Spinnweben,

viele Spinnweben. Doch die waren nun ihr geringstes Problem, denn der Kerl näherte sich.

Ihre Gedanken rasten. Wäre sie doch nur niemals weggelaufen, wäre sie doch bei Walter geblieben! Nun würde ihr dieser Widerling ihre Ehre nehmen und die anderen womöglich ihr Leben. Doch das würde dann wohl auch keine Rolle mehr spielen.

Immer weiter krampfte ihr Magen. Hilde wurden vor lauter Übelkeit die Knie weich.

Der Mann hängte seine Lampe an einen Nagel in der Wand. Seine Zähne blitzten, als er wölfisch grinste und die Hände links und rechts von ihr abstützte. »Nun mach schon, Kleine, oder soll *de Unkel* grob werden?«, flüsterte er süßlich. Abgestandene Atemluft strömte ihr entgegen.

»N...nein«, stotterte Hilde. Sie wusste, dass es erträglicher sein würde, wenn sie sich nicht wehrte. Dann tat es angeblich weniger weh. Aber sie konnte nicht, sie *konnte* einfach nicht.

Die Hand des Mannes schnellte plötzlich vor und packte sie am Hinterkopf. Dann beugte er sich vor, um sie zu küssen. Hildes Magen revoltierte. Ihr Ekel nahm überhand und sie übergab sich. Zwar drehte sie noch den Kopf zur Seite, doch ein Teil der gallsauren Flüssigkeit traf Schuhe und Hosenbeine ihres Widersachers.

Der sprang wie von der Tarantel gestochen zurück. Er schrie, als habe sie ihm einen Schlag versetzt. »Bist du etwa krank, du Miststück?«

»Vielleicht«, sagte Hilde und gewann ein wenig Mut zurück.

Der Mann hämmerte nun mit den Fäusten gegen die Tür. Nun hatte *er* Angst. Todesangst.

Hilde war sich sicher, dass sie nicht an der Cholera erkrankt war. Sie hatte kein verdorbenes Wasser getrunken, hatte das Glas mit Flüssigkeit, das in ihrem Gefängnis stand, nicht einmal angerührt. Doch das wusste dieser Mistkerl nicht.

»Möchtest du etwas?«, fragte sie mit zitternder Stimme, wischte sich über ihren Mund und ging mit ausgestreckter Hand auf ihn zu. Ja, da war Panik in seinen Augen. Jetzt wusste er, wie sich das anfühlte. Frenetisch trommelte er mit den Fäusten gegen die Tür. »Lasst mich raus, lasst mich raus!«

»Das hat *mir* auch nicht geholfen«, sagte Hilde.

»Ja, ja, ich komme ja schon«, rief jemand, dann schwang die Tür auf. Der Mann huschte hinaus, und Hilde sah sich ihrem Entführer gegenüber, der ein Messer in der Hand hielt und sie verblüfft ansah.

»Sie hat die Seuche«, brüllte der Flüchtende, und die Augen ihres Gegenübers weiteten sich.

»Stimmt das?«

»Ich weiß nicht. Besser, Sie lassen mich gehen.«

Hildes Entführer reckte die Hand mit dem Messer vor. »Komm mir nicht zu nahe!« Er schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

»Lassen Sie mich gehen, bitte!«, rief Hilde.

»Halt den Mund, und fahr zur Hölle! Du kannst hier drin verrotten!«

Sie presste die Wange an die Tür und hörte ihn dahinter fortgehen. Das konnte er doch nicht tun, oder? Sie konnten sie doch nicht hier drin sterben lassen!

Hilde bollerte mit Fäusten und Füßen gegen die Tür, bis ihr alles wehtat, dann ließ sie sich auf die Knie sinken und brach in Tränen aus.

Raik kannte diese Straße, kannte sie viel zu gut. Hier, zwischen Absteigen und Hurenhäusern, hatte er seine Kinderjahre verbracht. Hier kannte er fast jeden, und ihm war bang bei der Vorstellung, dass die Seuche ihren Weg auch hierhergefunden hatte.

Er führte den Pferdekarren über eine kleine Holzbrücke, die einen stinkenden Fleet überspannte, der nach dem Gewitter des Vortags auf doppelte Höhe angeschwollen war. Die braune Brühe schäumte und gluckerte.

»Wo, welches Haus?«, fragte er an Jörn gewandt, der bewaffnet mit seiner Liste neben ihm herlief.

»Zwölf«, antwortete der, und Raik atmete aus. Drei Häuser von Mutter entfernt. Und doch war die Wahrscheinlichkeit, dass es jemanden getroffen hatte, den er kannte, hoch.

Als sie in die Straße einbogen, war ein Desinfektionstrupp bereits unterwegs. Vier Männer mit einem Karren und einem Fass Chlorbrühe darauf. Sie kippten Chlorkalk in die öffentlichen Latrinen und sprühten sie aus.

Das Pferd scheute, doch Raik gab ihm einen aufmunternden Klaps, legte ihm schützend einen Hemdsärmel über die Nüstern, und schon waren sie an der

Kolonne vorbei.

Eingewickelt in eine samtene Gardine von dunklem Rot, lag eine Leiche neben dem Rinnstein vor Haus Nummer zwölf. An anderen Tagen hätte hier am späten Nachmittag Hochbetrieb geherrscht. Es hätte Dutzende Gaffer gegeben, die die Leiche sehen wollten. Nun war es gespenstisch still. Hier und da bemerkte er einen Schemen oder ein Gesicht hinter den Fensterscheiben, halb verdeckt von schweren Gardinen, die keinen Blick hinein erlaubten. In den winzigen Wohnungen gingen die Huren ihrer Arbeit nach, und dabei ließ sich niemand gerne beobachten.

»Wie heißt Sie? Wie heißt die Frau?«, rief Jörn, der kurz unter das Laken geschaut hatte. Offenbar hatte derjenige, der sie rausgeschafft hatte, nicht daran gedacht, den Namen kenntlich zu machen.

Raik ging zur Tür und klopfte.

»Ich mache nicht auf!«, rief eine Frau von drinnen.

»Das müssen Sie auch nicht, aber wir brauchen den Namen der Toten, damit ihre Angehörigen sie auf dem Friedhof finden können.«

»Die hat keine Angehörigen.«

»Aber doch sicher einen Namen.«

Schließlich bekam er doch eine Antwort, Jörn notierte *Lotta* auf einem Stück Papier, dann legten sie sie zu den anderen und zogen eine Plane über die Leichen.

»Da vorne ist noch eine«, sagte Jörn plötzlich. Raik sah auf, und es durchfuhr ihn wie ein Blitzschlag. Einige rasende Herzschräge lang musste er sich am Wagen festhalten, dann rannte er los. Er kannte den grünen Rock, der unter dem Bettlaken hervorragte.

Neben der Leiche brach er in die Knie. Sie war zugedeckt, doch er wusste, dass sie es war, *wusste* es!

Der Schmerz, der in seiner Brust wütete, war so groß, dass er ihn kaum ertragen konnte, doch kein Ton kam über seine Lippen.

Mit zitternden Händen fasste er nach dem Laken. Er konnte es nicht, konnte sie nicht ansehen. So wenig sie sich im Leben vertragen hatten, brachte er es dennoch nicht über sich, in ihre toten Augen zu blicken.

Sacht legte er die Hände auf ihre Wangen, die kalt waren und schmaler, als er sie in Erinnerung hatte.

Als ihn jemand an der Schulter berührte, zuckte er zusammen, doch er hatte sich wieder so weit gefasst, dass er es aussprechen konnte. »*Mien Moder*«, sagte er leise.

»Es tut mir leid.« Jörn verstärkte den Druck auf seiner Schulter, bis es beinahe wehtat, doch genau das gab Raik die Kraft, sich endlich aus seiner Starre zu lösen.

Er schob die Arme unter die Tote und hob sie auf.

»Lass mich dir helfen.«

»Nein, nein das kann ich selbst«, wehrte Raik ihn ab. Erst als er sich erhoben hatte, wurde ihm klar, dass sie nicht allein waren. Zwei Dutzend Menschen hatten sich um sie versammelt. Viele vertraute Gesichter, Freundinnen seiner Mutter, Huren, Kellner aus den Absteigen. Stumm nahmen sie Anteil. Raik nickte ihnen zu, nun gefasster.

»Die Krankheit breitet sich durch das Wasser aus, niemand darf Wasser aus den Fleeten oder Brunnen trinken, die nicht tief genug sind«, erklärte Jörn und gab Raik damit die Chance, ohne ein weiteres Wort davonzugehen.

Er legte seine Mutter auf die anderen Toten, ungeachtet, wer darunterlag, und steckte das verrutschte Betttuch nach einem kurzen Blick in ihr aschfahles Gesicht unter dem Körper fest.

Jörn führte das Pferd in einem Bogen, und der Karren wendete auf der Stelle. »Machen wir für heute Schluss«, sagte er, und Raik nickte nur.

Er trottete hinter dem Wagen her. In seinem Kopf tobten Bilder aus der Vergangenheit. All die guten und schlechten Erinnerungen an ihre kleine Familie. Es waren mehr schlechte, doch er machte seiner Mutter keinen Vorwurf. Nicht mehr.

Sie hatte nur versucht, ihre Familie ohne einen Vater irgendwie über die Runden zu bekommen.

Als der Karren über die kleine Holzbrücke am Fleet rumpelte, wippten die Toten auf und ab. Bald schon würden sie ihre letzte Ruhe gefunden haben. Ihre entwürdigende Reise würde zu Ende sein.

Heute Abend schon lagen sie in der Erde, viele in unmarkierten Gräbern auf dem Ohlsdorfer Friedhof.

Und dann wurde Raik plötzlich klar, was er tun musste. Mit einigen schnellen Schritten war er vorn bei Jörn.

»Ich muss *mien Süster* holen, bevor wir Mutter begraben«, sagte er und sah den anderen flehentlich an. »Ich schaufle die ganze Nacht durch, wenn es sein muss, und hole die Arbeit wieder auf.«

»Geh nur, Raik.«

»Danke, ich ...«

»Du hast immerhin noch eine Familie, *maak to*, hol deine Schwester. Und dann begrabt ihr eure Mutter gemeinsam. Den Karren zum Friedhof bringen und die Totenlisten zu schreiben, dazu braucht es keine zwei Männer.«

Ohne ein weiteres Wort rannte Raik los. Auf schnellstem Wege nach Haus, durch Gassen, Gänge und Hinterhöfe. Bald brannten die Muskeln in seinen Oberschenkeln, Schweiß lief ihm von der Stirn, doch er wurde nicht langsamer. Die Anstrengung gab ihm das Gefühl, lebendig zu sein.

Als er einen Hinterhof passierte und zwischen hölzernen Baracken, die kreuz und quer gebaut waren, hindurchlief, stand er plötzlich unvermittelt seiner Nemesis gegenüber.

Aus der Bande von Straßenkindern, zu denen er früher einst selbst gehört hatte, war eine Gruppe von Dieben und Halsabschneidern geworden, die auch vor größeren Verbrechen nicht zurückschreckten.

Während er versuchte, an ihnen vorbeizugehen, fuhr seine rechte Hand möglichst unauffällig an die Hüfte, wo ein kleines Arbeitsmesser an seinem Gürtel hing.

»Raik, wohin so *drivens*?«, fragte Torben, der Anführer der Dreierbande, und stellte sich ihm breitbeinig in den Weg.

»Nach Hause. Und jetzt mach Platz, Torben, ich hab heute keine Zeit für solchen *Schiet*.«

»Na, was denn, hast du etwa geheult? Sind das Tränen auf deinen Wangen?«

Die drei brachen in schallendes Gelächter aus, und etwas in Raik zerbrach. Er zog sein Messer hervor und tat einen blitzschnellen Satz nach vorn. Einen Wimpernschlag später drückte die Klinge gegen weiche Haut.

Das Gelächter brach ab, und der Anführer schluckte hart. Torbens Adamsapfel wippte auf und ab und schabte gegen die Klinge. »Schon gut, Raik. Man darf sich doch wohl noch einen kleinen *Snurr* erlauben«, sagte er mit dünner Stimme.

»Heute nicht.« Ein Teil von Raik wollte Blut fließen sehen. Doch Raik riss sich zusammen, ritzte nur ganz oberflächlich Torbens Haut.

Der wich mit erhobenen Händen zurück und brachte sich aus der Gefahrenzone. »Schon gut, schon gut. Dann hau ab«, sagte er gönnerhaft, als habe er diesen Disput gewonnen und nicht Raik.

Der krampfte unschlüssig die Hand weiter um sein Messer. Schließlich ging er an Torben vorbei und ließ ihn mit Blicken wissen, dass sie diesen Streit irgendwann zu Ende führen und es nur für einen von beiden gut ausgehen würde. Er lief langsam, musste sich zwingen, seinen ganzen Zorn auf die verdammte Seuche zu lenken. Langsam steckte er das Messer weg. Seine Hand fühlte sich leer an, zu leer.

»Hast du geheult, weil dich deine *Deern* verlassen hat? Kannst sie nicht finden, was?«, rief der pockennarbige Ratte.

»Was sagst du?«, Raik blieb stehen und sah langsam über die Schulter zurück.

»Die süße Blonde, die sich für was Besseres hält. Die geile Hilde.« Er fasste sich in den Schritt und ließ die Hüften kreisen.

»Vielleicht hat ja gerade ein anderer seinen Schwanz in deiner kleinen Jungfrau stecken«, sagte Ratte und ließ ein gackerndes Lachen hören. »Du hast es ja offenbar nicht geschafft.«

Raik überkam die Ahnung, dass irgendwo genau in diesem Moment einer Frau etwas Schreckliches angetan wurde, weil diese Kerle sie für sein Mädchen hielten.

Doch heute hatte er andere Sorgen. Die Familie stand über einer unbekannten Fremden.

Die Familie ... Sein Kopf spielte ihm Streiche, und er sah plötzlich wieder Emma vor sich, wie sie dort hilflos gefesselt auf dem Bett lag. Er mochte bis heute nicht mit Sicherheit wissen, dass Torben und seine Kumpanen hinter der Sache steckten. Doch er sah es an Emmas Blick, daran, wie sie verkrampft die Schultern hochzog und sich von ihm abwandte, wenn er darüber reden wollte. Wie sie zusammenzuckte, wenn sie der Bande auf der Straße über den Weg lief.

Und jetzt hatte Torben sich offenbar ein anderes Mädchen geschnappt.

Doch es war nur eine Fremde, und allein würde Raik so oder so nichts ausrichten könnten. »Das ist mir doch gleich!«, rief er und rannte los, nach Hause zu Emma.

18

Svantje hetzte zu Fuß zum Dienst. Die Pferdebahn fuhr nicht mehr, und nun würde sie zu spät kommen.

Sie eilte durch leere Straßen. Kein Mensch, der nicht musste, ging noch vor die Tür. Aus der Entfernung konnte Svantje die Verladekräne sehen, die sich wie dürre Gerippe über die Kais erhoben. Auch sie standen still. Die Schiffe waren vertäut, die Fähren hatten ihren Dienst eingestellt. Die Marktplätze waren verwaist, und der Warenverkehr war eingestellt. Kein Handel mehr. Hamburgs Herz hatte aufgehört zu schlagen.

Es war, als lief sie durch eine Geisterstadt. Svantje fühlte sich so leer wie die Straßen und Gassen. Anfangs hatten die schrecklichen Erlebnisse noch gedroht, sie zu überwältigen, seit einigen Tagen aber fühlte sie sich mehr und mehr wie eine Zuschauerin. Der Schmerz konnte sie nicht mehr aus der Fassung bringen, durfte es nicht. Denn dann hätte sie ihre Arbeit nicht mehr tun können. All die Toten, so viele unschuldige Menschen ... Sie wusste, sie würde um sie weinen, wenn es vorüber war.

Ihr Blick fiel auf eine Zeitung, die in einem Kiosk ausgelegt war. *4000 TOTE!*, stand dort in Großbuchstaben.

Und es würden noch mehr. Noch gingen die Ansteckungen nicht zurück, obwohl mittlerweile Maßnahmen unternommen wurden, um sie einzudämmen. Für viertausend Menschen aber kam all das zu spät.

Der Schweiß stand Svantje auf der Stirn, als sie endlich eintraf. Vor dem Tor wartete bereits ein Leichenwagen. Möwen kreisten schweigend darüber, gespenstischer noch als alles sonst, was sie an diesem Morgen gesehen hatte.

Obwohl es über Nacht viele Tote gegeben haben musste, waren alle Betten in der Cholerabaracke belegt. In einigen lag gleich eine ganze Familie. Auf den Gängen und im Hof sah es nicht besser aus. Auch dort lagen Kranke. Überall waren sie, und noch immer starben die Menschen wie die Fliegen.

Svantje fühlte sich hilflos, ohnmächtig. Sie konnte viel zu wenig tun, um ihre Patienten zu retten. Es schien eine Frage von Glück oder Pech zu sein, ob ein

Erkrankter überlebte. Als würde irgendwo jemand sitzen und um dessen Leben würfeln.

Svantje fuhr mit einem kleinen Wagen herum, auf dem ein Kessel mit abgekochtem Wasser stand, in das eine Mischung aus Zucker, Salz und Kräutersud eingerührt worden war. Sie drängte jeden, zu trinken, so viel er konnte, doch über den Tag musste sie immer das Gleiche beobachten. Anfangs tranken die Patienten noch aus eigener Kraft, später musste sie ihnen helfen, dann verloren sie das Bewusstsein.

Ihre Körper verfielen dabei so schnell, dass man zusehen konnte. Der Durchfall sog die Flüssigkeit aus ihren Körpern, die Gesichter fielen ein. Knochen standen spitz hervor.

Und dann, oft, ohne dass sie es merkte, nahm ein anderer den Platz in dem Bett ein.

Am späten Nachmittag endete Svantjes Dienst. Sie hatte zwölf Stunden ohne Pause in der Baracke verbracht, und dennoch fühlte sie sich schlecht, als sie ihre Schwestertracht und den Kittel ablegte und in ihre Kleidung schlüpfte.

Wohl zum hundertsten Mal wusch sie sich ihre Hände, die sich von der groben Behandlung ganz wund anfühlten, und rieb sie mit einer fettigen Creme ein.

Als sie die kleine Kammer verließ, die zur Umkleide umfunktioniert worden war, kam ihr die Ablösung entgegen. Eine Handvoll Krankenschwestern und zwei Konventsdamen, die sie unterstützen würden. Viel zu wenig für Hunderte Kranke.

Auf dem Weg nach draußen passierte sie Doktor Schawacht, der an einem Klappisch saß und Totenscheine ausfüllte.

Was für ein Albtraum.

»Erholen Sie sich gut, und passen Sie auf sich auf, Frau Claasen«, rief er ihr hinterher. Sie rang sich zu einem Lächeln durch und sah über die Schulter zurück. »Sie auch, Herr Doktor.«

In den vergangenen Tagen hatte sie ihren Vorgesetzten aus einem anderen Blickwinkel kennengelernt. Er hatte nichts von der Überheblichkeit an sich, die vielen Ärzten zu eigen war. In seiner Miene stand die gleiche Verzweiflung, wie sie auch in Svantje war. Und er schien nie zu schlafen, niemals nach Hause zu gehen. Stets war er in der Cholerabaracke anzutreffen,

als sei er mit ihr verwachsen. Svantje hatte sich angewöhnt, ihm morgens etwas zu essen mitzubringen, denn das schien er viel zu oft zu vergessen. In den wenigen freien Momenten unterhielten sie sich und wurden dabei immer vertrauter. Dabei war ihnen jedes Thema recht, das nicht mit dem Sterben zu tun hatte. Doktor Schawacht wusste von Friedrich, und sie kannte die Geschichte, wie der Doktor seine Frau kennen und lieben gelernt hatte. Beim ersten Anzeichen der Seuche war sie in ein Kurhotel ans Meer gefahren, damit er sich nicht auch noch um sie sorgen musste.

Svantje trat hinaus in die Nachmittagssonne und genoss den kühlenden, salzigen Wind, der vom Hafen heraufzog und die Fliegen vertrieb, die die Baracke mittlerweile in großen Schwärmen heimsuchten. Einen Moment lang schloss sie die Augen und atmete langsam und tief ein und aus, bis der Gestank der Baracke aus dem letzten Winkel ihrer Lungen ausgetrieben war.

Erst dann trat sie den Heimweg an. Sie freute sich schon auf das Essen mit ihren Eltern und ihr Bett. Sobald sie etwas Schlaf gefunden hätte, würde sie zurückkehren. Ganz gleich, ob ihr Dienst erst am Morgen anfang. Sie musste es einfach tun. Freie Augenblicke kamen ihr wie Zeitverschwendung vor.

Während sie an einem der Desinfektionstrupps vorbeikam, von denen mittlerweile Dutzende in Hamburg unterwegs waren, kehrten ihre Gedanken zu ihrer letzten Begegnung mit Friedrich zurück und zu der beunruhigenden Nachricht, die er ihr überbracht hatte.

Sie war überrascht gewesen, ihn in Begleitung von Wassili und Richard Harkenfeld zu sehen. Während ihr Verlobter sie in der Cholerabaracke gesucht hatte, warteten die anderen beiden draußen. Richard wirkte schon auf den ersten Blick nahezu panisch, und dann erfuhr sie auch, warum.

Hilde war verschwunden, und das schon seit dem Vortag, an dem Svantje noch einmal als ihre Anstandsdame hätte fungieren sollen. Ihre Absage schien Hilde nicht erreicht zu haben. Nun plagten sie Vorwürfe. Seitdem sie sich etwas besser kannten, mochte sie Hilde richtiggehend gern. Sie war keine schlimme Person, wie die Hausangestellten früher behauptet hatten. Sicher, anfangs hatte Svantje sie als sehr reserviert empfunden. Aber wenn sie allein waren, taute Hilde auf. In der Kutsche auf dem Weg zu ihren Verabredungen lachten und scherzten sie und erzählten einander hin und wieder sogar von ihren Sorgen.

Hilde war zu einer Freundin geworden, und Svantje hatte sie im Stich gelassen. Dennoch war ihre Entscheidung richtig gewesen. Solange die Cholera wütete, war Svantjes Platz bei den Kranken. Selbst Friedrich hätte sie nicht umstimmen können. Trotzdem war Svantje selbstverständlich bereit, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um den Verbleib der Freundin aufzuklären.

Sie befragte alle Schwestern und Ärzte, ob sie die Harkenfeld-Tochter gesehen hatten, die genau zu der Zeit da gewesen sein musste, als Svantje mit Herrn Doktor Koch und seinem Ärztstab unterwegs gewesen war. Und tatsächlich fand sich eine Spur.

»Ich dachte, du wärest zu Hause, also habe ich sie ins Gängeviertel geschickt«, sagte eine Schwesternschülerin, die zufällig nur eine Straße von Svantje entfernt wohnte.

»Hat sie eine Droschke genommen?«

»Nein, ich habe sie noch nach draußen gebracht und ihr die Richtung gewiesen, eine Kutsche war weit und breit nicht zu sehen. Keiner, der nicht muss, kommt noch in diese Gegend.«

Svantje nickte betreten. So etwas hatte sie befürchtet. Sorge wuchs in ihr, ihr wurde ganz flau davon. Als sie zu den wartenden Männern trat, wurde ihr die Kehle eng.

»Sie muss auf dem Weg zu mir ...«, erklärte sie Richard schließlich stotternd. »Etwas muss ihr zugestoßen sein.«

»Das ist eine weite Strecke, wenn sie vom Weg abgekommen ist.«

»Kennst du den Weg? Wir müssten herumfragen, vielleicht ist sie irgendwo untergekommen.« Richard trat unruhig von einem Bein aufs andere.

»Ich helfe dir suchen«, versprach Friedrich.

Svantje wünschte ihnen Glück, dann küsste sie ihren Verlobten und kehrte zu ihrer Arbeit zurück. Seitdem hatte sie nichts mehr von der Unternehmung gehört.

Hoffentlich hatte sich Hilde nur verlaufen und war über Nacht von irgendeiner guten Seele aufgenommen worden.

Doch tief in sich wusste Svantje, dass sie sich selbst betrog. Keine Frau verschwand für nun fast vierundzwanzig Stunden und tauchte dann wohlbehalten wieder auf, als sei nichts geschehen.

Und das alles nur, weil sie Doktor Koch und die Kommission herumgeführt hatte, statt an ihrem Arbeitsplatz zu sein.

Zu Hause war das Abendessen weitestgehend schweigend verlaufen, da niemand die Krankheit zu ihnen an den Tisch laden wollte. Ein anderes Thema gab es nicht, denn auch Hildes Verschwinden war bedrückend.

Nachdem Svantje mit Piet noch ein wenig Lesen geübt hatte – die Schule fiel für die nächste Zeit aus –, stieg sie die Treppen zum Dachboden hinauf. Es war Jahre her, dass sie zuletzt dort oben gewesen war. Aber es war alles unverändert. In dem mit Tüchern notdürftig abgehängten Winkel lebte eine kleine Familie, die sie nie zu Gesicht bekam und deren Namen sie nicht einmal kannte.

Sie hörte leise Stimmen, und durch die Tücher flackerte Lichtschein. Svantje huschte auf Zehenspitzen weiter bis zur Luke, die zum Dach hinaufführte. Sie stieß sie auf und kletterte mit ihrem kleinen Licht hinaus. Vorsichtig balancierend lief sie über die Schindeln, bis sie einen dunklen Umriss genau an der Stelle ausmachte, wo sie früher oft mit Raik gesessen hatte.

War er es?

Einen Moment lang überlegte sie umzudrehen, dann wurde ihr klar, dass dort wirklich ihr Freund aus Kindertagen saß, auch wenn die hochgezogenen Schultern und die kauernde Sitzhaltung nicht recht zu ihm passen wollten.

»Moin, Raik«, sagte sie leise. »Hast du noch ein Plätzchen frei?«

Als er nicht antwortete, kam sie langsam näher.

»Darf ich mich setzen?«

Er nickte und zog seine Knie noch etwas enger an den Körper.

Svantje sah sofort, dass ihn tiefer Kummer plagte.

»Die Arbeit auf dem Friedhof, das muss wirklich hart für dich sein, Raik. Aber ich bin sehr dankbar, dass du dich dafür gemeldet hast.« Sie legte ihre Hand auf seinen Oberarm. Er zuckte zurück.

»Das ist es nicht, oder?«, wurde ihr klar.

Im flackernden Licht der kleinen Laterne, die sie neben sich gestellt hatte, konnte sie sehen, wie sich eine einzelne Träne aus seinem Auge löste und ihm ganz langsam über die Wange rollte.

»Meine Mutter ist tot, Svantje.«

»Oh, Raik. Wann ...?«

»Wahrscheinlich gestern. Ich habe sie beim Einsammeln der Leichen gefunden, sie lag einfach da. Niemand hatte mir oder Emma Bescheid gesagt,

sie haben sie in den Rinnstein gelegt und ihre Wohnung leer geräumt. Und jetzt ist sie weg, als wäre sie niemals da gewesen. Ich hab sie verscharrt wie Abfall, ohne einen Sarg, ohne einen Gottesdienst.«

Svantje rieb Raik über den Rücken, weil es nichts zu sagen gab, das ihn hätte trösten können. Er schluchzte mehrmals laut auf, so heftig, als würde ihn die Trauer zerreißen. Dann wurde er still, was noch unheimlicher war.

Svantje saß einfach nur da, sah hinab auf die Stadt, in der das schaurige Sterben immer weiterging. Und die meisten Menschen verloren ihr Leben, weil die ignoranten Ratsleute im Senat jahrelang untätig geblieben waren. Sie hatten Mahnungen in den Wind geschlagen, weil ihre Profitgier weit über dem Wohl der einfachen Bürger stand. Dass sie jetzt in aller Eile eine Sandfilteranlage bauen ließen, würde den Tod viel zu spät in seine Schranken weisen.

»Es werden noch Tausende sterben«, sagte sie, und wie auf ein geheimes Zeichen hin stieg ein Klageruf aus den Gassen auf. Er kam aus Nähe des Hafens. Auf ihren Armen stellten sich die Härchen auf. Sie rieb darüber.

»Wie lange wird das dauern?«, fragte Raik mit belegter Stimme.

»Wochen, meinen die Ärzte, vielleicht auch Monate. Viele Leute, besonders die einfacheren, wollen nicht verstehen, dass die Ansteckungsgefahr im schmutzigen Wasser lauert.«

»Einfache *Lüüd*. Du sagst das so, als würdest du nicht dazugehören.«

»Nicht zu denen, die noch immer aus den Fleeten trinken, nein.« Sie befürchtete schon, dass Raik wieder ihre Verlobung mit Friedrich und den damit verbundenen gesellschaftlichen Aufstieg zur Sprache bringen und ihr einen Vorwurf daraus machen würde, doch er ließ das Thema ruhen, und eine Weile lang saßen sie in vertrautem Schweigen nebeneinander, bis Svantje schließlich in die Stille hinein sagte: »Raik, darf ich dich etwas fragen?«

»Alles«, erwiderte er schlicht und musterte sie abwartend von der Seite.

»Wenn ihr die Toten begrabt, seht ihr sie an?«

»Oft. Nun, ich zumindest. Es käme mir falsch vor, es nicht zu tun. Die meisten sind eingeschnürt, in Gardinen, Decken, Teppiche. Wir hoffen immer, dass jemand ihnen einen Zettel mit ihrem Namen angesteckt hat, aber manchmal fehlt sogar das.« Raik senkte den Kopf. »Besonders diese *Lüüd* seh ich an. Ich habe das Gefühl, dass es wichtig ist, sich ihre Gesichter einzuprägen, wenn sie schon keine Namen mehr haben.«

»Du tust gut daran, Raik. Kannst du dich an sie erinnern? War vielleicht auch eine Frau darunter, in meinem Alter?«

»Sicher, viele. Warum fragst du?«

»Eine Bekannte von mir ist verschwunden. Sie war auf der Suche nach mir, hat mich dann im Lazarett aber nicht angetroffen. Jemand hat sie zu unserer Adresse geschickt, aber sie ist nie angekommen und auch nicht nach Hause zurückgekehrt.«

»Es sind schlimme Zeiten. Wie sieht deine *Fründin* denn aus?«

»Dunkelblond, etwas herbe Gesichtszüge, aber gut aussehend. Es handelt sich um Harkenfelds Tochter, vielleicht hast du sie sogar schon einmal gesehen.«

»Harkenfeld?«

»Jetzt werd nicht gleich wütend.«

Er blieb ruhig, wirkte zu müde für jeglichen Zorn auf seinen Brotherrn. »Der Vater hat sie irgendwann mal zum Werk mitgebracht, damit sie sich alles ansieht. Ein neuer Investor war auch dabei. Hatte mehr Augen für *de Deern* als für die Produktion. Ich denke, genau deshalb hat der Alte sie mitgeschleift, denn interessiert hat sie die Anlage nicht. Und die Harkenfeld ist jetzt irgendwo in den Hafenvierteln *verswunn*?«

Svantje nickte. »Ich mache mir wirklich Sorgen. Was kann ihr nur zugestoßen sein?«

»Alles, fürchte ich. Überfall, Mord, Entführung.«

»Aber für eine Entführung müssten sie wissen, wer sie ist. Dann wäre das alles geplant. Für mich wirkt das eher wie eine Verkettung unglücklicher Umstände.«

»Ja, das denke ich auch. Und wenn bis jetzt niemand ein Lösegeld gefordert hat, ist sie wohl einfach überfallen worden. So eine gut gekleidete *Fro* fällt in den Vierteln auf.«

»Nein, niemand hat irgendetwas gefordert. Ich mache mir solche Vorwürfe! Ich hatte einfach keine Zeit, mich mit ihr zu treffen, ich dachte, ich schaffe es noch, aber der Doktor aus Berlin ...«

Raik legte ihr den Arm um die Schulter. »Es ist nicht deine Schuld.«

»Die arme Hilde.«

Als sie den Namen nannte, erstarrte Raik plötzlich und richtete sich ganz langsam auf.

Im Flackern der kleinen Laterne meinte Svantje zu sehen, wie ein Schatten über sein Gesicht fiel. Raiks zornige Seite, die er manchmal nicht so recht unter Kontrolle hatte, zeigte sich. »Ich habe eine fürchterliche Ahnung«, murmelte er erstickt.

»Was?«

Er fuhr sich mit beiden Händen durchs Haar. »Das kann kein Zufall sein, das kann nicht ...«

Svantje hielt es nicht mehr aus. Sie fasste ihn am Arm, in dem sich die sehnigen Muskeln spannten, und schüttelte ihn. »Was ist denn passiert?«

»Ich glaube, ich weiß, wer deine Hilde hat. Bete zu Gott, dass sie noch lebt!«

Friedrich war ratlos. Bis in die Nacht hinein hatten sie nach Hilde gesucht. Ohne Ergebnis. Viele Leute wollten nicht einmal mit ihnen sprechen. Während einige Angst hatten, sich anzustecken, verweigerten andere schlichtweg deshalb die Kooperation, weil sie mit *de rieke Lüüd* nicht reden wollten. In der Gesellschaft Hamburgs klaffte ein tiefer Graben, der durch die Seuche noch tiefer geworden war. Denn die Wohlhabenden wurden verschont, während die Bettelarmen zu Tausenden starben und so schnell wie möglich verscharrt wurden.

»Was sollen wir nur machen?«, sagte Friedrich und nahm einen großen Schluck Portwein, der seine Kehle unangenehm wärmte. Wassili, der über den Büchern gesessen hatte, richtete sich auf, schien etwas sagen zu wollen, schwieg dann aber.

Obwohl sie diesen Tag beide rastlos und besorgt verbracht hatten, schien Wassili noch immer vor Energie zu strotzen. Und er wirkte glücklich, ausgerechnet heute. Friedrich wagte nicht, ihn zu fragen, es schien ihm ungebührlich, dafür kannten sie sich nicht gut genug. Außerdem ahnte er, dass Wassili ihm den Grund nicht nennen würde.

»Suchen wir morgen weiter?«, fragte er schließlich.

Der junge Russe nickte. »Deshalb versuche ich, die Papiere für unsere erste Bestellung noch heute fertig zu übersetzen.«

»Wenn ich dich nicht hätte«, sagte Friedrich und war wieder einmal froh, seinem Instinkt gefolgt zu sein und seinen russischen Freund mit nach Hamburg genommen zu haben.

»Richard meint, wir sollten uns morgen so einfach wie möglich kleiden und versuchen, nicht aufzufallen. Er will bei seiner Partei Flugblätter besorgen und verteilen und dabei nach Hilde fragen.«

»Flugblätter? Ich verteile doch keine Flugblätter, nur weil er jetzt Sozialist geworden ist«, entrüstete sich Friedrich.

Wassili grinste. »Was ist so schlecht daran, Sozialist zu sein? Außerdem sind es keine politischen Parolen, sondern einfache Hygieneregeln. Euer Senat hat nämlich noch immer keine drucken lassen.«

Das klingt schon besser, dachte Friedrich, vielleicht würden ihnen die Menschen auf diese Weise mehr Vertrauen schenken, genug, um über ein verschwundenes Mädchen zu reden.

»Zeit fürs Bett, mein Freund«, sagte Friedrich und leerte sein Glas. In seinem Magen rumorte es. Schon den ganzen Tag ging das so. Wahrscheinlich kamen einfach zu viele Dinge zusammen, er hatte schon immer so auf Überlastung reagiert. Dass er nach dem ersten auch noch ein zweites Glas Port trank, war dem ebenfalls nicht sonderlich zuträglich.

»Willst du wirklich noch weiterarbeiten?«, fragte er an Wassili gewandt. Sein schlechtes Gewissen meldete sich, aber bei einer Übersetzung war er keine Hilfe.

»Ich beende das noch«, sagte Wassili im Brustton der Überzeugung, »dann kann ich Richard morgen den ganzen Tag helfen.« Das war ihm offenbar sehr wichtig.

Friedrich stand auf. Das mulmige Gefühl verstärkte sich, und in seinen Schläfen klopfte unangenehm der Puls. »Du bleibst also noch in meinem Büro. Gute Nacht, Wassili.«

»*Spokojnoj notschi*, mein Freund«, erwiderte der geistesabwesend, während er gleichzeitig weiterschrieb.

Friedrich nahm sein Glas und die Portflasche, dann stellte er sie wieder hin und schob sie Wassili zu. Auf dem Weg zu seiner kleinen Speisekammer wurde ihm schwindelig. Das Klopfen in seinen Schläfen wurde stärker, kalter Schweiß kroch ihm über die Haut. Ihm fiel das Glas aus der Hand. Sein Magen revoltierte.

Mit zwei schnellen Schritten schaffte er es gerade noch zu der Schüssel, in der sie schmutziges Geschirr sammelten. Dann übergab er sich.

Ruhelos lief Raik an den Landungsbrücken entlang. Er hatte alle Kneipen abgeklappert, in denen sich Torben und seine Bande ehemaliger Straßenkinder seines Wissens nach herumtrieben. Gefunden hatte er sie nicht.

Die meisten Lokale waren wegen der Seuche geschlossen, und selbst in den miesen Spelunken, in die sich niemals ein Polizist oder Kontrolleur verirrte, herrschte gähnende Leere. In den Hinterhöfen, wo billiger Schnaps und Schmuggelgut den Besitzer wechselte, trafen sich in dieser schwülen Augustnacht allenfalls die Ratten.

Raik schlug einen anderen Weg ein. Der lange Fußmarsch, der nötig war, um Svantjes Bitte zu erfüllen, würde ihm guttun.

An Schlaf war nicht zu denken, nie wieder.

Er lief und lief. Vorbei an Desinfektionsstellen, vorbei an großen Schildern, die Wege zu sauberem Trinkwasser wiesen, vorbei an weiteren Toten auf den Straßen, eingewickelt in Laken.

Die Hände in den Hosentaschen, den Blick auf die Füße gerichtet, schritt er immer schneller aus. Durch eine schmale Gasse verließ er endgültig die verseuchten Viertel und stahl sich heimlich an einigen Polizisten vorbei, die abgestellt worden waren, um die Menschen an der Flucht zu hindern. Jeder, der versuchte, zu Verwandten aufs Land zu reisen, wurde hier oder spätestens an der Stadtgrenze aufgehalten.

Vorbei an gepflegten Fassaden, an Kolonialwarenläden und Anwaltskanzleien führte sein Weg. Vorbei, vorbei.

Wann würde er wohl wieder seiner Arbeit nachgehen können? Zwar schmerzten seine Schultern von der Plackerei auf dem Friedhof, aber er war Schiffszimmerer. Er wollte mit Holz arbeiten, sehnte sich nach dem Harzgeruch wie nach dem Duft einer Geliebten.

Ihr Arbeitskampf war direkt nach der Geburt erstickt. Gerade als Harkenfeld die ganze Kraft ihres Streiks zu spüren bekam, war die Order gekommen, den Hafen abzuriegeln und jeden Personenverkehr einzustellen.

Nun lag nicht nur bei Harkenfeld, sondern in jeder Werft die Arbeit still. Es gab wieder Versammlungsverbote, doch dieses Mal, um eine Ausbreitung der Seuche zu verhindern. Die meisten hielten sich daran. Schließlich ging es um das nackte Überleben.

Es musste wohl fast Mitternacht sein, als Raik das Villenviertel erreichte. Hier gab es keine Toten auf den Straßen, keine Desinfektionstrupps und Warnschilder. Hier war alles wie eh und je, als existiere die Seuche gar nicht. Hinter goldglänzenden Messingzäunen erhoben sich prunkvolle Gärten. In der Luft hing Rosenduft statt dem Mief des Elbschlamms. Vögel sangen in sorgfältig gestutzten Hecken. Und hinter den marmorverkleideten Fassaden weinte sicher niemand um Choleratote.

Leiser Groll machte sich in ihm breit, wie immer, wenn er absurdem Reichtum begegnete. Doch heute war er zu müde für mehr. Als seien seine Gefühle durch Mutters Tod dünn geworden und nahezu aufgebraucht.

Im Licht des zunehmenden Mondes leuchteten die prunkvollen Fassaden hinter hohen Zäunen und Hecken bläulich. Raik kam sich an diesem Ort so fehl am Platz vor wie Aussatz – und wahrscheinlich sahen die Einwohner in ihm genau das.

Wie hatte sich Svantje das vorgestellt? Dass er einfach mitten in der Nacht bei Harkenfeld klingelte und einen Brief von seinem ehemaligen Hausmädchen überreichte?

Wenn er Glück hatte, würde er ihn einfach einem Dienstboten übergeben können und verschwinden, bevor ihn jemand als einen der Streikinitiatoren erkannte.

Lange war er mit der Nachtstille allein gewesen, die einzig durch den Klang seiner Schritte gestört wurde. Hin und wieder flatterte ein dicker Falter gegen die Laternen, von denen es hier reichlich gab. Ansonsten nichts. Sicher schliefen diese Leute gut.

Dabei sollte ihr Gewissen sie wach halten, dachte Raik.

Ein rhythmisches Geräusch drang an sein Ohr, gerade als er meinte, die Villa der Harkenfelds ausmachen zu können.

Er sah über die Schulter zurück. Ein Reiter auf einem rußschwarzen Pferd näherte sich. Im Laternenlicht konnte er Schweiß auf dem Fell glänzen sehen, während es mit raumgreifenden Bewegungen näher trabte.

Raik starrte Ross und Reiter an, dann bekam er eine Ahnung, wer sich dort zu dieser späten Stunde näherte. Mit einem mulmigen Gefühl trat er auf die Straße.

Der Reiter zügelte sein Pferd mit sanfter Hand. Tänzelnd und schnaubend näherte sich das rassige Tier. Raik hätte nie zugegeben, dass es ihm ein wenig

Angst machte.

Energisch wandte er sich dem Reiter zu. »Richard Harkenfeld?«

»Der bin ich. Nur ist mir nicht klar, was Sie hier zu suchen haben.«

Na, das lässt sich gut an, dachte Raik. »Steigen Sie ab, ich will nicht zu Ihnen aufsehen müssen.«

»Nein, ich habe keine Zeit und keinen Nerv für Belange meines Vaters. Zudem sollten Sie besser einfach gehen.« Der junge Harkenfeld lenkte sein Pferd im Kreis um Raik herum, sodass dieser sich wie ein Zirkustier um die eigene Achse drehen musste.

»Ich muss mit Ihnen reden!« Raik schnappte nach dem Zügel. Das Pferd riss den Kopf hoch, dann ging plötzlich alles ganz schnell. Harkenfeld ließ das Pferd hochgehen, und Raik wurde von einem Huf in die Brust getroffen. Gleißender Schmerz explodierte in seinem Zwerchfell, und im nächsten Moment lag er im Staub der Straße.

Raik presste sich die Hände auf die Rippen und versuchte, genug Luft in seine gepeinigte Lunge zu ziehen. Er hätte alles erwartet, nur nicht, dass Harkenfelds Jüngelchen die Reaktionen einer Katze an den Tag legte. Es war alles schiefgelaufen. Warum hatte er nicht schon von Weitem gerufen, warum er hier war? Sein verdammt Groll gegen diese Familie war schuld, und jetzt bekam er keine Luft, um irgendetwas zu sagen. Raik röchelte, dann wurde es endlich besser.

»Es ... es geht um Hilde, Ihre Schwester«, würgte er hervor, während er auf die glänzenden Pferdehufe starrte.

Harkenfeld sprang sofort aus dem Sattel und zog ihn auf die Beine. »Was? Sagen Sie mir alles, was Sie wissen, bitte!«

Raik zerrte den Brief aus seiner Tasche und hielt ihn Harkenfeld hin. »Hier!«

»Fräulein Claasen, Fräulein Claasen!«, brüllte jemand und donnerte mit den Fäusten gegen die Wohnungstür. Svantje war sofort auf den Beinen, stürzte zur Tür und riss sie auf. Vor ihr stand Wassili, und ihm war das blanke Entsetzen ins Gesicht geschrieben.

»Friedrich, Ihr Verlobter ... er ist krank!«, keuchte er.

»Krank? Hat er ...?«

»Ja, Sie müssen kommen, sofort!«

»Ich hole meine Sachen.« Sie ließ ihn stehen und zog sich hektisch ihre Arbeitskleidung an. Mit wenigen Worten erklärte sie ihren Eltern, was geschehen war, dann hetzte sie mit dem Russen die Treppe hinunter.

Vor dem Haus stand eine Mietsdroschke. Svantje wartete nicht darauf, dass ihr die Tür geöffnet wurde oder der Kutscher die kleine Stufe ausklappte. Sie stieg ein, dann ließ sich Wassili neben ihr auf die Polster fallen und brüllte mit starkem Akzent: »Los, fahren Sie!«

Die Peitsche knallte, Hufeisen quietschten auf glatten Pflastersteinen, und die Kutsche setzte sich ruckartig in Fahrt.

Svantjes Herz raste so laut, dass sie ihre eigene Stimme kaum hörte, als sie Wassili fragte, was geschehen war.

Sie fühlte sich wie benommen, als habe jemand die Welt in dicke Watte gepackt und mittendrin war sie, allein mit ihrer Angst.

Alles, was ihr Friedrichs Freund zu berichten wusste, bestätigte ihren schrecklichen Verdacht. Die Cholera hatte ihre gierigen Hände nach ihrer Liebe ausgestreckt.

Die Fahrt schien ewig zu dauern. Und als sie endlich da waren, sträubte sich für einen Augenblick alles in ihr dagegen, aus der Kutsche zu steigen und der schrecklichen Wahrheit ansichtig zu werden.

Dann stürmte sie ins Haus und, so schnell sie konnte, die Treppe hinauf. Wassili, der noch den Kutscher bezahlt hatte, folgte ihr und schloss die Tür auf, vor der sie ungeduldig wartete. Sie hatte es sich verkniffen zu klopfen, um Friedrich nicht zu wecken, falls er schlief.

»Wir sind zurück«, rief Wassili.

Niemand antwortete, und in Svantje schwoll die Angst zu gewaltiger Größe. »Wo ist er?«

»Sicher im Schlafzimmer, kommen Sie.«

Schon auf dem kurzen Weg dorthin konnte Svantje die Krankheit riechen. Es war Cholera. Er hatte sich nicht einfach nur den Magen verdorben, wie Wassili hoffte.

Im Zimmer war es dunkel. Sie konnte nur erahnen, dass dort jemand im Bett lag. »Licht«, bat sie und lief, sich mit den Füßen vorantastend, zu Friedrich.

Er seufzte ihren Namen wie eine Schutz bringende Zauberformel, als sie an das Bett trat und seine Hand ergriff. Er fühlte sich kühl an.

»Wie geht es dir?«, fragte sie leise.

»Elend«, sagte er, aber sie hörte ihm an, dass er dabei lächelte. »Ich habe nichts mehr in mir, und doch ist mir ...«

Er richtete sich ruckartig auf, drehte sich von ihr weg und würgte, doch es kam nichts mehr heraus. Dann ließ er sich wieder in die Kissen fallen.

»Du solltest mich so nicht sehen«, stöhnte er.

»Ich bin Krankenschwester«, brachte sie heraus und erschrak selbst darüber, wie nüchtern sie klang. Aber das war nur Fassade, sie durfte ihn nicht sehen lassen, wie schlimm es um ihn stand. Liebevoll strich sie ihm über die Wange. Er war blass und die Haut kühl. Seine grünen Augen, die sonst vor Lebendigkeit sprühten, wirkten dunkel, fast matt. Sie wollte bis ans Ende ihrer Tage in diese Augen schauen, es durfte jetzt nicht enden! Svantje kämpfte verzweifelt gegen die Angst an, die sich ihrer zu bemächtigen versuchte. Sie musste jetzt stark sein, für sich selbst und vor allem für Friedrich. Sie versuchte, ihn aufmunternd anzusehen. »Hast du genug getrunken?«

»Nein, es kommt alles sofort wieder heraus.«

»Du musst es trotzdem versuchen. Das ist das Wichtigste, sonst verdorren deine Organe.«

Sie sah auf, wechselte einen kurzen Blick mit Wassili, der in diesem Moment zurückkam und zwei Lampen bei sich hatte. Er stellte sie auf beiden Seiten des Bettes ab, entzündete noch einige Kerzen und ging dann, um Wasser zu holen.

»Ich werde erst einmal dafür sorgen, dass du es so angenehm hast wie möglich. Wo hast du dich nur angesteckt?«, fragte sie, während sie das Fenster weit öffnete und die verdorbene Luft hinausließ.

»Ich glaube, es war Bier«, sagte er schwach.

»Bier? Das kann nicht sein, die Brauereien haben alle tiefe Brunnen, die Leute vom Hygienischen Institut haben sogar verfügt, dass die Bürger sich dort Wasser holen können.«

Friedrich mühte sich in eine aufrechte Position. »Es war gepanscht, glaube ich, wahrscheinlich mit dreckigem Wasser. Wir haben in einer Kneipe, nein, eher in einer Absteige nach Hilde gefragt. Dass sie uns nicht direkt hinausgejagt haben, war ein Wunder. Ich hatte Durst und habe etwas bestellt, auch, um den Kellner zum Reden zu bringen. Die anderen haben nichts zu sich genommen.«

»Deshalb bist du erkrankt und Wassili nicht.«

Er seufzte. »Ich Dummkopf.« Dann wandte er sich ab und würgte trocken in die Schüssel, die neben ihm stand. Bis auf etwas Galle kam nichts heraus. Svantje reichte ihm ein Taschentuch. Am liebsten hätte sie ihrer Verzweiflung mit einem Schrei Luft gemacht. Doch Friedrich sollte nicht merken, wie sehr sie um ihn fürchtete. Noch wirkte er zwar recht gut bei Kräften, doch sie hatte in den vergangenen Tagen oft genug gesehen, wie gesund aussehende Männer binnen achtundvierzig Stunden zu Skeletten abgemagert waren und nicht einmal mehr die Hand heben konnten.

»Du musst trinken«, sagte sie erneut und hielt ihm das Glas hin, das Wassili gebracht hatte. Friedrich leerte es in zwei Zügen, sah sie einen Moment lang mit fiebrig glänzenden Augen an und erbrach dann alles in die Schüssel.

Minutenlang wurde er von Krämpfen geschüttelt, bis er endlich ermattet zurück in die Kissen sank.

»Ich sage doch, es geht nicht. Lass mich einfach ausruhen, Svantje. Ich sterbe schon nicht. Nicht bevor ich dich geheiratet und dir drei Kinder gemacht habe!«

Er schaffte auch jetzt noch, zu lächeln und ihr Herz schneller schlagen zu lassen. Es schmerzte so fürchterlich, ihn in diesem Zustand zu sehen.

»Versprich es mir«, sagte sie beschwörend.

»Versprochen, bei meiner Seele.«

»Friedrich!«

»Was soll ich mit meiner Seele, wenn ich dich nicht haben darf?«, erstickte er ihren Protest. Dann schloss er die Augen. Die Lider sahen schon jetzt viel zu dünn aus.

Sie streichelte ihm die Stirn. »Ich werde dich schlafen lassen, mein Liebster, und wenn ich wieder da bin, dann wird es dir schnell besser gehen.«

Er bekam nicht mehr mit, wie sie ihm die Schüssel aus dem Arm nahm und auch den Nachttopf einsammelte.

Es war ein Segen, dass Friedrichs Wohnung in einem vornehmen Stadtteil lag und über eine eigene Toilette mit Wasserspülung verfügte.

Als sie beide Gefäße gereinigt und dem Kranken zurückgebracht hatte, trat sie zu Wassili, der an einem Schreibtisch saß und ein Glas mit klarem Schnaps umklammerte, als sei es Medizin. »Hat er die Seuche?«, fragte er, ohne aufzusehen.

»Ja. Ich muss noch einmal fort, zum Lazarett. Ich werde alles besorgen, was helfen kann.«

»Und ich? Was soll ich tun?«

»Wachen Sie über ihn und später ... vielleicht wäre es gut, seine Eltern zu verständigen.«

»Damit sie Frieden schließen können?«

»Ja.« Svantje würgte an den nächsten Worten. »Vielleicht ist das ihre letzte Möglichkeit.«

19

Richard führte sein Pferd. Neben ihm lief Raik Alberts, den Oberkörper noch immer leicht nach vorne gebeugt, weil sein Bauch schmerzte.

Mittlerweile bereute Richard es, ihn derart angegangen zu sein. »Tut mir leid, ich hatte einen grauenvollen Tag«, sagte er schließlich.

»Wer nicht?« Raik bleckte die Zähne. »Ich habe heute meine Mutter begraben und mich von Gaul eines Idioten zusammentreten lassen.«

Richard ging nicht auf die Beleidigung ein, er hatte es vermutlich verdient. Statt den Mann erst einmal anzuhören, war er von einem Angriff ausgegangen. Warum sonst hätte ihn Alberts, den er nur von den missglückten Verhandlungen kannte, mitten in der Nacht auf der Straße anhalten sollen? Er war gereizt. Die erfolglose Suche hatte ihn aufgebracht und die angestaute Frustration ein Ventil gebraucht, wie eine Dampfmaschine unter zu hohem Druck.

Er hob den Zettel, den Alberts ihm gegeben hatte. »Svantje schreibt, ich soll Ihnen vertrauen und dass Sie mir helfen werden. Ich kenne Svantje. Sie aber kenne ich kaum.«

Alberts rieb sich den Nacken. »Es war nicht meine Idee herzukommen. Ich hab weiß Gott Besseres zu tun, als ausgerechnet der *ehrenwerten Familie Harkenfeld* in der Not beizuspringen.«

Er sprach Richards Nachnamen aus wie eine Beleidigung. Aus seiner Sicht war Ehre sicher das Letzte, was die Harkenfelds besaßen. Verständlich, aber das brachte sie nicht weiter. Eins musste Richard diesem Raik Alberts lassen: Er hatte Schneid. Das imponierte ihm. Die anderen Arbeiter aus dem Werk waren ebenso duckmäuserisch wie das Hauspersonal. Alberts hingegen forderte den Umgang auf Augenhöhe ein, auch wenn er damit alles riskierte. Vater hätte ihn sofort gefeuert und ihm Wachdienst oder Polizei auf die Fersen gehetzt.

»Warum sind Sie also trotzdem hergekommen?«, fragte Richard.

»Die Wahrheit?« Alberts spuckte aus.

»Ja, bitte.«

»Wegen Svantje und weil ich es nicht ausstehen kann, wenn einer wehrlosen Frau Leid angetan wird ...«

»Selbst wenn sie aus unserer Familie stammt.«

»Selbst dann. Sie hat sich die Sippe, in die sie geboren wurde, nicht ausgesucht. Außerdem gibt es einen alten Zwist zwischen mir und denen, die sie vielleicht haben. Seit einem Jahrzehnt versetzen diese drei *Buttjers* nun schon unser Viertel in Angst und Schrecken. Wenn es Ihre *Süster* bis in unsere Gegend geschafft hat, waren es höchstwahrscheinlich diese Männer, die sie ...«, er stockte kurz. »Oder sie wissen zumindest, wer es getan hat. *Keen Deev* würde in unserem Viertel ohne ihr Wissen auch nur eine Münze stehlen.«

Richard blieb stehen. Zorn kochte in ihm hoch »Dann schnappen wir uns diese verdammten Kerle!«

Raik legte ihm eine Hand auf den Arm und zog sie gleich darauf wieder weg. »Nicht jetzt. Ich habe Stunden nach ihnen gesucht und sie nicht gefunden. Die zeigen sich erst am Morgen wieder. Ich weiß, wo sie ihre Geschäfte machen, aber ihr Nachtversteck muss ein anderes sein.«

Enttäuscht zog Richard sein Pferd weiter. »Ich hasse das Gefühl, nichts tun zu können.«

»Ich auch. Sie haben nicht zufällig Waffen?«, fragte Raik. Wenn sie es mit einer Dreierbande aufnehmen wollten, würden sie mehr brauchen als ihre Fäuste, da hatte Alberts sicher recht.

»Ich bin Offizier und Jäger.«

Alberts atmete auf. »Dann machen wir diese Kerle fertig.« Richard streckte ihm die Hand hin. »Abgemacht. Nennen Sie mich Richard.«

»Raik.« Er zögerte nur kurz, bevor er einschlug. »Und was machen wir jetzt? Ich kann mich hier irgendwo für ein paar Stunden aufs Ohr hauen. Bei Morgen sollten wir zurück im Viertel sein.«

»Sie kommen mit mir. Aber achten Sie auf Diskretion. Wenn mein Vater herausfindet, dass wir gemeinsame Sache machen, bringt er mich um.«

Raik grinste. »Höre ich da leichte Spannungen heraus?«

Sie waren am Tor angelangt. Richard schloss auf und führte das Pferd hinein. Ein Wachmann trat aus dem Schatten eines kleinen Häuschens, erkannte ihn und hob grüßend die Hand.

Raik ging hinter dem Pferd, in der Dunkelheit kaum zu erkennen und so geräuschlos, als habe er Übung darin, sich heimlich zu bewegen. Richard

kamen Zweifel. War es richtig, diesem Kerl zu vertrauen? Womöglich lud er gerade einen Dieb in sein Elternhaus ein. Doch nein, Raik schien eine ehrliche Haut.

»Ihr Vater ist noch immer auf der Polizeiwache«, rief der Wachmann.

»Danke, Benno, und gute Nacht.«

Der Mann tippte sich an die Mütze und zog sich in die Deckung des kleinen Häuschens zurück.

»Kommen Sie, erst mal in den Stall.«

»Wenn Sie wünschen, verstecke ich mich da«, bot Raik an.

»Auf keinen Fall. Falls mein Vater zurückkommt und Sie dort sieht ...«

Raik sagte nichts mehr, sondern folgte ihm einfach. Richard sattelte sein Pferd hastig ab, stellte es in seine Box, dann gingen sie zum Haupthaus. Durch den Dienstboteneingang kamen sie unbemerkt hinein und schlichen durch den kurzen Flur bis in Richards Räume. Er drückte die Tür zu und schloss ab, dann drehte er eine Lampe heller.

Raik blickte sich um. In seinem Gesicht mischten sich Bewunderung und Abscheu. Dabei waren Richards Zimmer und die angrenzende kleine Bibliothek nicht allzu prunkvoll eingerichtet. Nur der große Schreibtisch, der früher seinem Vater gehört hatte, wirkte protzig.

»Setzen Sie sich doch bitte«, sagte Richard und wies auf das Sofa, auf dem auch Svantje schon Stunden vertieft in ein Buch verbracht hatte. Offenbar waren ihre Familien vom Schicksal miteinander verwoben worden, denn nun war nach ihrer Mutter auch ihr Ziehbruder in diesem Haus.

»Haben Sie keine Angst, dass ich Ihnen Ihre kostbaren Polster dreckig mache?«, fragte er bissig.

O ja, dieser Raik war wahrlich ein anderes Kaliber als Svantje.

»Setzen Sie sich, oder bleiben Sie stehen, es schert mich nicht.« Richard nahm einen Schlüssel aus einem Versteck im Bücherregal und schloss seinen Waffenschrank auf. Das meiste, was er besaß, waren Gewehre, nur eine Pistole war darunter, und die würde er selbst nehmen. Raik verfolgte jede seiner Bewegungen. Wartete er nur darauf, dass er den Schlüssel für den Schrank an sich nehmen und sich bewaffnen konnte? Sicher würde Richard nicht so dumm sein und den Schlüssel zurücklegen. Dieses *Versteck* war keines mehr.

Er reichte Raik ein langes Jagdmesser. »Passen Sie gut darauf auf, und zeigen Sie es nicht herum.«

»Ich brauche keine Ermahnungen, ich bin kein *lütter Jung*.«

Raik wog die Waffe in der Hand, befand sie für geeignet und steckte sie ein. »Versuchen wir, etwas Schlaf zu finden.« Er streckte sich auf dem Sofa aus. Richard stimmte zu, doch er wusste, dass er keine Minute Ruhe finden würde. Nicht, solange dieser Kerl im gleichen Zimmer war wie er.

Hilde hockte im hintersten Winkel ihres kleinen Gefängnisses und wippte auf den Fersen vor und zurück. Sie hatten sie vergessen. Sie hatten wirklich vor, sie hier sterben zu lassen wie einen räudigen alten Hund, der niemandem mehr zunutze war.

Zuerst war ihre Angst so übermächtig gewesen, dass sie nichts gespürt hatte. Weder die Blutergüsse, die dort sprossen, wo ihre Peiniger sie grob anfasst und geschlagen hatten, noch den Hunger. Dann war lange nichts geschehen. Es war so still gewesen, dass ihr jedes Geräusch, das sie selbst verursachte, laut vorkam. Ihr Atem, ihr Herzschlag, das Rascheln ihrer Kleidung.

Die Stille brachte die Empfindungen eine nach der anderen zurück. Vielleicht hatte sie sich mittlerweile auch nur an ihre Situation gewöhnt. Jetzt tat ihr alles weh, und ihr Magen rumorte. Als gäbe es nichts Wichtigeres in ihrer Situation, als etwas zu essen. Ihr Mund war trocken, die Lippen spröde, doch den Durst zu stillen versagte sie sich.

Hilde wusste genau, wo das Wasser stand, das sie ihr dagelassen hatte, aber noch reichte ihr Wille aus, um es nicht anzurühren. Sie musste stark bleiben. Nur wenn sie ihre Schwäche überwand, würde sie ihre Misere durchstehen.

Sicher würde man sie bald hier herausholen, spätestens in ein, zwei Tagen. Vater würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um sie zu finden, oder nicht?

Oder nicht?

Ihr Schluchzen dröhnte laut in ihren Ohren. Vielleicht geschah ihr das alles nur recht. Sie war undankbar gewesen. Nichts war gut genug für sie, niemand konnte es ihr recht machen. Schon am Abend, als sie Svantje gesucht und nicht gefunden hatte, war ihr klar geworden, wie privilegiert sie doch war. Zum ersten Mal hatte sie die Hafenviertel mit eigenen Augen gesehen und nicht nur

herablassend darüber gesprochen. Über die Leute, die im Dreck lebten und es wohl auch nicht besser verdient hatten.

Immer wieder war sie in der Vergangenheit wegen derlei Aussagen mit Richard angeeckt. Nun wurde ihr klar, dass ihr Bruder recht gehabt hatte. Und zwar die ganze Zeit.

Svantje hatte hin und wieder am Rande etwas erwähnt, wenn sie gemeinsam ausfuhren. Doch Hilde hatte sich davor verschlossen. Jetzt kam es ihr vor, als habe sie sich vor allem Unschönen geschützt, wie in einem Kokon, der nun aufgerissen war.

Sie saß in einem Keller, in dem vor einer Weile noch Menschen gelebt hatten. Die an die Wände geklebten Zeitungen verrieten es, ebenso die Wäscheleine und die einfachen Tonmurmeln, die sie in einem schimmeligen Winkel entdeckt hatte.

In der Cholerabaracke hatte sie ganze Familien gesehen, ausgezehrt vom Leben, die nun auch noch die Seuche dahinraffte. Ihr war aufgefallen, wie sehr die Frauen und Männer darauf achteten, ordentlich gekleidet zu sein, obwohl sie doch nur bessere Lumpen anhatten, dutzendfach geflickt und vom vielen Waschen zerschlissen. Und sie selbst? Sie trug ihre Kleider oft nur ein Jahr lang, bis die Schneider neue Schnitte erfanden und die alten aus der Mode gerieten. Sie wusste nicht einmal, was mit den abgelegten Stücken geschah.

Hilde zog die Beine an den Körper und schlang die Arme darum. All das Leid ließ sie frieren. Die gute Svantje hatte genauso gelebt wie die Armen der Gängeviertel, und doch war sie ihr schleichend zu einer immer besseren Freundin geworden. Ja, hin und wieder merkte man ihr den niederen Stand an. Sie sprach anders, lief anders, und bei Tisch war sie hin und wieder überfordert. Aber Svantjes Sorgen waren gar nicht so unterschiedlich von ihren eigenen, und sie verstand Hilde wie keine andere.

Nun, da sie es einmal bewusst gesehen hatte, konnte Hilde die Augen nicht mehr vor der Wahrheit verschließen. Mitten in der großen Stadt Hamburg herrschte ein Elend, wie sie es allenfalls in den Kolonien oder im Osten erwartet hätte.

Und dass die Leute selber daran schuld waren, das war ebenfalls Unsinn. Svantje arbeitete hart, wie auch ihre Mutter, die noch immer in der Villa angestellt war. Und trotzdem lebten sie noch hier.

Hilde kauerte sich noch kleiner zusammen. Wahrscheinlich hatte Gott ihr die Augen öffnen wollen. *Jetzt habe ich es verstanden*, dachte Hilde, *du kannst mich wieder freilassen, und ich schwöre, niemals wieder so über andere zu richten. Es steht mir nicht zu.*

Niemand antwortete. Natürlich nicht.

Eine Weile lauschte Hilde in die unheimliche Stille, die nur von dem leisen Piepsen der Mäuse unterbrochen wurde, die hier unten hausten. Ihre Trippelschritte verrieten, dass sie über den Tisch liefen, wo das Wasser abgestellt war, und Hildes Gedanken wanderten in eine düstere Richtung. Ein Mensch konnte nur wenige Tage ohne Wasser aushalten. Selbst wenn sie also ihren Durst bezähmen konnte, würde es nicht mehr lange dauern, bis ihr Ende nahte. Das war auf eine seltsame Weise tröstlich. Sie würde schnell sterben, und mit viel Glück mit weniger Schmerzen als die Cholerakranken.

Langsam reifte ein Entschluss, der sich beinahe wie Hoffnung anfühlte.

Falls Gott oder das Schicksal es gut mit ihr meinten und sie freikäme, würde sie ohne Murren Walter Degen heiraten und nach allen Kräften versuchen, ihm eine gute Ehefrau zu sein. »Ich schwöre es«, sagte sie mit trockener Kehle.

Krah, krah, krächzte eine Krähe, die wohl weit oben auf dem Kamin hockte, dessen Schacht bis zu ihr hinabreichte. Das Echo war dumpf. Es klang wie »Ja, ja«.

Ihr Schwur war gehört worden.

Hilde lachte vor Verzweiflung, dann kamen die Tränen zurück.

Als Friedrich erwachte, war es, als sei seine Seele in einen unendlich schwächeren Körper geschlüpft als den eigenen. Schon die Augen zu öffnen war anstrengend, den Arm zu heben ein beinahe unmöglicher Kraftakt.

Durch ein weit geöffnetes Fenster strömte Luft herein, sie kühlte angenehm. Von dort kam auch Licht, also hatte er länger geschlafen.

Er blinzelte. Seine Kehle fühlte sich rau an von der beißenden Magensäure, der Geschmack in seinem Mund war widerlich. Als er versuchte, sich bemerkbar zu machen, brachte er statt Worten nur ein raues Pfeifen über die Lippen.

Er war allein. Hatte er sich etwa nur eingebildet, dass Svantje gekommen war?

War Wassili aus Angst vor Ansteckung aus der Wohnung geflüchtet? So schätzte er seinen Partner nicht ein. Aber die Furcht vor dem Tod änderte die Menschen.

Da, jemand öffnete die Tür. Leise Stimmen. Sie war es! Und Wassili hatte ihn auch nicht seinem Schicksal überlassen.

Im nächsten Moment trat Svantje in sein Schlafzimmer. Ein warmes, tröstendes Glücksgefühl breitete sich in ihm aus. »Du bist ja wach«, sagte sie und lächelte. Es war ein trauriges Lächeln, und in ihren Augen schwammen Tränen.

Sie legte ihre Tasche ab, setzte sich an sein Bett und nahm seine Hand. »Wie geht es dir, Liebster?«, fragte sie weich.

»Ich bin so schwach.«

»Das wird wieder vergehen. Ist dir noch übel?«

»Jetzt gerade nicht, aber ich ...« Er drückte die Hände auf den Unterleib. In seinen Innereien rumorte es, als würde es ihn zerreißen. Svantje reagierte sofort. Mit einer Kraft, die er ihr nicht zugetraut hatte, half sie ihm auf, zerrte ihn in die Höhe und hin zum Nachttopf.

Während er seine gepeinigten Gedärme leerte, drehte sie ihm den Rücken zu und trat ans Fenster, um ihm zumindest ein Fünkchen Intimität zu ermöglichen. Er ahnte, dass es noch viel schlimmer werden würde.

Bevor der Tod ihn holte, würde seine Verlobte ihn waschen und anziehen müssen wie einen hilflosen Säugling.

Sobald er wieder im Bett lag, nun noch erschöpfter als zuvor, wälzte er in Gedanken die verschiedenen Möglichkeiten durch, die ihm blieben. Er konnte Svantje wegschicken, doch sie würde nicht auf ihn hören und stur an seiner Seite bleiben. Sie besaß einen bemerkenswerten Dickkopf, und dazu liebte Svantje ihn mehr als alles – wie sehr, das konnte er nur erahnen. Er wollte nicht, dass ihre gemeinsame Zeit vorüber wäre, bevor sie überhaupt anfang. Doch das lag nicht in seiner Hand. Aber etwas anderes konnte er noch für sie tun.

Er würde versuchen, Vorkehrungen zu treffen, damit sie nach seinem Ableben versorgt wäre.

Svantje hielt ihm ein Glas Wasser und eine Schale hin. »Möchtest du dir den Mund ausspülen? Du musst auch nicht trinken. Deine Lippen sind ganz trocken.«

»Nicht trinken?«, fragte er schwach. Hatte sie bei ihrem letzten Besuch nicht genau darauf bestanden?

»Nein, ich habe dir etwas aus dem Lazarett mitgebracht, etwas Besseres.« Sie griff in ihre Tasche und zog eine Flasche heraus. »Das ist eine Infusion. Damit bekommst du die Flüssigkeit direkt in die Adern, dann hört das Erbrechen auf.«

»Das klingt gut.« Erleichtert gurgelte er mit dem Wasser und spuckte es in die Schale, bevor sein Magen rebellieren konnte. Schließlich ließ er sich in die Kissen sinken und fühlte sich noch schwächer als zuvor.

»Musst du nicht arbeiten?«, fragte er, während Svantje die Infusionsflasche mit der Kochsalzlösung an seiner Gardinenstange befestigte.

»Doch, das muss ich. Ich wünschte, ich könnte hierbleiben, ich möchte keinen Augenblick von deiner Seite weichen.«

»Die anderen Kranken brauchen dich«, sagte er. Er wusste, es war egoistisch, seine wunderbare Krankenschwester für sich behalten zu wollen, und doch wünschte er, sie würde ihn nicht alleinlassen. Wenn sie da war, hatte er weniger Angst. »Die anderen brauchen dich wohl genauso sehr wie ich.«

Sie nickte, ohne ihn anzusehen, und nahm eine Kanüle und Verbandszeug aus der Tasche.

»Ich verspreche dir, alle paar Stunden nach dir zu sehen und Medizin und mehr Infusion zu bringen. Das Lazarett ist ja nur fünf Minuten von hier. Wenn du mich brauchst, dann gib Wassili Bescheid. Er schickt mir eine Nachricht. Dann komme ich sofort.«

»Sofort?«, fragte er ungläubig.

»Ja, sofort. Der Oberarzt hat es mir erlaubt, sonst ...« Sie zögerte, senkte ihren Blick. »Ich habe meinem Vorgesetzten gesagt, dass ich andernfalls kündige.« Bevor er etwas erwidern konnte, zog sie seinen Arm zu sich heran, schob seinen Ärmel hoch und reinigte die Haut. »Du musst ganz stillhalten.«

»Alles, was du willst, Svantje.«

Sie musste zweimal stechen, bis die Nadel saß, dann meinte Friedrich, die Infusionsflüssigkeit kühl in seine Venen sickern zu spüren. Wahrscheinlich bildete er sich das nur ein.

»Ich muss gleich fort«, sagte Svantje betreten.

»Nein, warte.« Er nahm ihre Hand. »Wenn ich sterbe ...«

»Du stirbst nicht, das verbiete ich dir.« Ihre Stimme bebte.

»Aber wenn ... Svantje, hör mir zu, ich möchte, dass wir heiraten.«

»Und ich will dich heiraten, wie versprochen, im nächsten Jahr, dann ist all das hier vergessen.«

»Jetzt, am besten heute.«

Sie sah ihn ungläubig an. »Warum?«

»Ich will, dass du versorgt bist, und als meine Witwe ...«

»Nein! Nein, Friedrich, hör auf!«

Er nahm all seine Kraft zusammen und berührte sie an der Wange. Sie weinte. »Ich kann das nicht«, schluchzte sie, sprang auf und wollte davonlaufen, doch er hielt sie fest.

Im gleichen Augenblick wurden im Flur Stimmen laut. Sie waren ihm unendlich vertraut.

Als seine Eltern das Zimmer betraten, blieb Svantje, die eigentlich gehen wollte, stehen und drückte demonstrativ seine Hand. Doch seine Mutter sagte nichts. Sie trat nur langsam näher und blieb am Fußende des Bettes stehen. Friedrich sah sie wortlos an, während Svantje erklärte, was sie tun mussten, um sich nicht anzustecken. Dann ging sie fort, mit einem Blick, in dem tausend Worte verborgen lagen und die Furcht, ihn nicht mehr wiederzusehen.

»Mutter, Vater, was bin ich froh, Sie zu sehen.« Er streckte eine Hand nach seiner Mutter aus, doch sie zögerte, ihn zu berühren.

Sie sah sich zur Tür um, doch Svantje war fort.

»Das kommt davon, wenn du dich mit solchen Leuten einlässt«, zischte sie.

»Sie tun ihr unrecht, Mutter. Ich war mit Richard unterwegs, als ich mich angesteckt habe. Svantje tut alles, um mich zu retten. Ohne sie wäre ich vielleicht schon tot.«

Seine Mutter schlug die Hand vor den Mund und schien kurz davor, ohnmächtig zu werden. Der Vater sah es und nahm sie in den Arm.

»Aber womit verdiene ich diesen Besuch? Ich dachte, Sie würden mich nicht mehr kennen«, sagte Friedrich. Es war anstrengend zu sprechen, doch für den leisen Protest reichte seine Kraft gerade noch. Es war beinahe, als würde das stete Tropfen aus der Infusionsflasche ihn ein wenig kräftiger machen.

»Du weißt, dass deine Mutter es nicht so gemeint hat. Sie ist eine temperamentvolle Frau und schwer von ihrer Einstellung abzubringen.«

Gespannt wartete Friedrich darauf, dass sie sich zur Wehr setzte, doch sie tupfte sich nur mit einem Taschentuch die Augen. Ihre Hände zitterten. Im Angesicht des möglichen Ablebens ihres einzigen Sohnes schien sie zu erkennen, wie unwichtig Standesunterschiede in Wirklichkeit waren.

Vater ließ sie stehen und setzte sich zu Friedrich ans Bett. »Mein Sohn, wie geht es dir?«

»Grauenhaft. Als sei ich gar nicht mehr ich selbst. Und dabei trage ich allein die Schuld daran, mich angesteckt zu haben. Svantje hat mich immer wieder gewarnt. Nur dieses eine Mal war ich unachtsam. Versprecht mir, sie nicht zum Sündenbock zu machen.«

»Du wirst sie wohl immer in Schutz nehmen.« Die Fältchen um Vaters Augen wurden tiefer, doch zu einem Lächeln reichte es nicht. Er streckte den Arm nach seiner Frau, und sie trat zögernd an seine Seite. »Wir sind jetzt hier und bleiben an deiner Seite, versprochen.«

»Danke, das bedeutet mir sehr viel.«

»Brauchst du etwas?«, fragte der Vater.

»Nein, ich habe alles, nun, wo auch Sie wieder bei mir sind.«

»Vielleicht sollten wir gemeinsam beten«, sagte die Mutter kläglich und straffte den Rücken. Sie versuchte, für ihn stark zu sein.

»Noch nicht«, sagte Friedrich und schloss die Augen. »Ich bin müde, ich muss schlafen.«

Raik hatte Richards Kleidung nur widerwillig angezogen, aber seine eigene stank, das sah er ein, und er hatte nichts, worunter er den Hirschfänger verstecken konnte.

Während Raik sich an einer breiten Porzellanschüssel wusch, war Richard gegangen, um für beide in der Küche Frühstück zu besorgen. Raik hätte darauf verzichten können, doch sein Gastgeber ließ nicht mit sich reden.

Wahrscheinlich wollte er sich auf dem Weg umsehen, ob die Luft rein war.

Nun war er fort, und die Zeit zog sich wie Sirup. Unruhig lief Raik auf und ab. Hier zu sein machte ihn nervös. Die frühmorgendliche Stille im Haus gaukelte einen trügerischen Frieden vor, und auch der Vogelgesang, der vom Garten hereinklang, machte es nicht besser.

Es war nicht gut, hier zu sein. Was, wenn er entdeckt würde? Ausgerechnet er, ausgerechnet hier?

Raik traute dem jungen Harkenfeld, auch wenn er eigentlich keinen Grund dazu hatte. Schließlich brauchte der seine Hilfe und nicht umgekehrt. Aber sein Misstrauen gegen diese Sippe saß tief.

»Nein, nein, ich bleibe nicht!«, erklang plötzlich Richards Stimme. Etwas polterte, als habe jemand ein Gemälde von der Wand gerissen oder einen der brokatbezogenen Sessel im Flur umgestoßen. Richard war nicht allein.

Er hatte Raik beschworen, keinen Mucks zu machen. Dass er nun selbst so lärmte, konnte nur einen Grund haben, er wollte ihm ein Zeichen geben, sich zu verstecken.

Raik stellte es die Nackenhaare auf wie einem in die Enge getriebenen Tier. Seine Hand zuckte zum Messer. Doch er hatte nicht vor, irgendjemanden zu verletzen. Er war kein Dieb, der seine Haut retten musste. Er war auf Richards Einladung hin hier. Kein Kampf.

Er raffte seine schmutzige Kleidung zusammen und sah sich hektisch um. Es gab nirgends ein Versteck.

»Ich kann Hilde mit meinen Freunden besser suchen, die Polizei ...«

»... ist keine Hilfe!«, brüllte Harkenfeld senior anscheinend direkt vor der Tür.

Raik ließ sich blitzschnell fallen und rollte sich unter das Bett. Beinahe im gleichen Moment wurde die Tür aufgerissen. Aus seiner Position konnte er gerade eben so erkennen, wie Richard seinem Vater in einem halbherzigen Versuch den Weg vertrat. Der schien seinen Sohn gar nicht recht wahrzunehmen, stieß ihn mit der Schulter zur Seite und schob seine massige Gestalt ins Zimmer. Mit hochrotem Kopf sah er sich um, als erwarte er, dass Richard nicht allein war.

»Vater, wir wollen uns heute ein anderes Viertel vornehmen, Friedrich wartet schon, ich muss los.«

Richard log, ohne rot zu werden oder die Miene zu verziehen, und Raik dachte kurz, dass es vielleicht doch nicht so schlecht gewesen war, ohne einen Vater aufzuwachsen. Sonst hätte er womöglich so einen erwischt wie den alten Harkenfeld. Die Diskussion ging hin und her. Richard schien um Schlichtung bemüht und riss sich mit bemerkenswerter Selbstbeherrschung am Riemen, während der Senior die Polizei, Politiker und die arme Bevölkerung Hamburgs

in seine Tiraden einschloss und jeden beschuldigte, an Hildes Verschwinden schuld zu sein.

»Vater, Ihr Herz«, mahnte Richard schließlich, was den Alten endgültig zum Einlenken zu bewegen schien.

»Um zwölf treffen wir uns auf der Polizeiwache von St. Pauli. Und sei ja pünktlich.«

»Das werde ich, Vater, versprochen.«

Harkenfeld lief einige Male auf und ab, dann endlich hörte Raik, wie die Zimmertür zufiel und Richard leise abschloss.

Mit der gleichen Bewegung, mit der er daruntergelangt war, rollte er sich wieder unter dem Bett hervor. Richard zuckte erschrocken zusammen und drückte einen Finger auf seinen Mund. Raik kam auf die Beine, ohne einen Laut zu machen. »Das war knapp«, flüsterte er. Richard nickte und reichte ihm Wurst und Brot. Sie aßen hastig, dann sprachen sie zum ersten Mal wieder.

»Wir müssen zum Treppenhaus für die Dienstboten und von da zum Stall. Zwei Pferde stehen gesattelt bereit.«

»Ich setz mich auf *keen Peerd*«, protestierte Raik.

»Versuchen wir erst einmal, hier wieder rauszukommen. Ich war ein Idiot, Sie hier hinaufzubringen.«

Raik sagte nichts. Der Meinung war er von Anfang an gewesen.

Nun konnten sie nichts mehr daran ändern, außer schnell und leise zu verschwinden. Richard ging voraus und überprüfte, ob der Flur wirklich verlassen dalag, dann folgte Raik. Im engen Treppenhaus, das ausschließlich für die Angestellten vorgesehen war, herrschte ein schummeriges Zwielflicht, das eine steile Wendeltreppe beleuchtete. Dass es so etwas überhaupt gab! Nur, damit die feinen Harkenfelds ihren Angestellten nicht auf der marmornen Haupttreppe begegnen mussten.

Raik widerte dieses Haus immer mehr an. Er wischte sich den klebrigen Schweiß von den Fingern und griff nach dem Geländer. Wenn man sich hier drin nicht auskannte, konnte man sich schnell die Füße brechen. Die Stufen waren so schmal, dass für Raik an einen schnellen Abstieg nicht zu denken war. Vor ihm hetzte Richard abwärts. »Guten Morgen«, hörte er ihn sagen.

»Aber Herr Harkenfeld«, hörte er eine Frau überrascht ausstoßen. Hier konnte er sich nicht verstecken, wieder hinaufzurennen war auch keine gute Idee. Doch etwas an der Stimme ließ ihn aufhorchen. Und dann sah er sie.

»Frau Claasen?«

»Raik? Aber was machst du denn hier?« Svantjes Mutter, einen Stapel duftender Handtücher im Arm, musterte ihn irritiert. Glück im Unglück. Richard steckte ihr ein saftiges Trinkgeld zu. »Sie haben Herrn Alberts hier nie gesehen, Frau Claasen, verstehen Sie?«

Sie nickte und blickte zu Boden. »Selbstverständlich, Herr Harkenfeld.«

»Gut, ist jemand in der Küche?«

»Nein, es wird im kleinen Salon das Frühstück gereicht.«

»Wunderbar. Kommen Sie, Raik, eilen wir uns.«

Ihm blieb keine Zeit für einen Abschied oder gar eine Erklärung. Er hastete Richard hinterher, querte eine große Küche und verließ sie gleich darauf wieder durch eine schmale Tür, die in einen Kräutergarten führte.

Von dort kamen sie ungesehen in den Stall, wo tatsächlich schon zwei gesattelte Pferde angebunden standen und einander über die Distanz hin mit angelegten Ohren und zusammengezogenen Nüstern drohten.

Raik mochte keine Pferde. Dass er sich nun trotzdem auf eines setzte, kam einem Wunder gleich, aber er wollte wirklich keinen Moment länger hier zubringen. In einem ruckeligen Trab ging es durch das Haupttor auf die Straße. Raik klammerte sich mit einer Hand am Sattel fest, die Zügel in der anderen, und kam sich vor wie ein Idiot. Richard grüßte im Vorbeireiten kurz den Wachmann, als sei es kein Problem, wenn die Bediensteten sahen, dass er nicht allein war. Nach kurzem Überlegen begriff Raik auch, warum.

Sie wussten natürlich nicht, wer Raik war. Nur der Hausherr selbst würde in ihm den Aufrührer aus dem Werk erkennen.

Schweigend ritten sie Richtung Zentrum, und langsam gewöhnte er sich an die Bewegungen des Tieres.

Von der Alster zog Nebel in die Straßen und legte sich als glänzender Film auf Kopfsteinpflaster und die angetrockneten Blätter der Alleegebäude.

An einem Mietsstall stellten sie die Pferde unter, dann übernahm Raik die Führung und brachte seinen vornehmen Komplizen über Schleichwege tiefer ins Viertel. Richard bewegte sich überraschend unauffällig. Er kopierte Raiks Bewegungen, und in der schlichten Kleidung wirkte er nicht wie ein Fremder. Nach kurzem Protest seitens Raik hatte er sich sogar dessen abgewetzte Kappe ausgeborgt.

Sie überquerten stinkende Fleete, liefen an Leichen vorbei, die auf ihre Abholung warteten, auch an einer Frau, die allen Warnungen zum Trotz Wasser aus einem Kanal schöpfte.

Raik ging an ihr vorbei, doch Richard blieb nach kurzem Zögern stehen.

»Fräulein, was tun Sie denn da?«, fragte er.

»Frollein?« Sie kicherte. »Ich könnte *dien Moder* sein, *Jung*.«

»Sind Sie aber nicht. Sie dürfen dieses Wasser nicht benutzen, da drin ist die Seuche«, beharrte er.

»Nur zum Waschen.«

»Dann kochen Sie es vorher ab.«

»Und woher soll ich das *Monnee* für die Kohlen nehmen?«

Richard griff in seine Tasche und reichte ihr eine Münze. *Das kann doch nicht wahr sein!*, dachte Raik. »Kommen Sie jetzt, Ihre Schwester wartet.«

Die Frau steckte das Geld ein und schöpfte ungerührt ihren Eimer voll. Raik fasste Richard am Arm und zog ihn mit sich. Im Weggehen zischte er: »Wollen Sie, dass jeder weiß, dass mit mir jemand unterwegs ist, der Geld verschenkt?«

»Nein, nein, natürlich nicht, aber man kann die Leute doch nicht in ihr Verderben rennen lassen!« Richard riss sich los.

»Doch, das kann man. Mittlerweile gibt es überall Stellen, wo man sauberes Wasser bekommen kann, und wenn die *Lüdd* zu faul sind zum Laufen, sollen sie doch daran verrecken!«

Richard sah ihn an, als habe er etwas völlig Unmögliches gesagt.

Offenbar hatte Raik sich in dem Harkenfeld-Sprössling tatsächlich getäuscht. Die Armen gingen ihm nicht am Allerwertesten vorbei. Wenn er irgendwann die Werft führen würde ... nein, so weit mochte er nicht denken. Aber Raik wurde klar, wenn er ihm jetzt half, seine Schwester zu finden, konnte das vielleicht das Ruder für die gesamte Belegschaft herumreißen. Denn dann wäre Harkenfeld ihm etwas schuldig.

Mit neuem Elan führte er Richard tiefer in das Labyrinth aus Gängen, Hinterhöfen und Schuppen, in dem die Bande ihr Lager aufgeschlagen haben musste.

Als sie sich zwischen zwei Fachwerkhäusern hindurchschoben, deren Traufen sich über ihnen berührten, hörte er plötzlich eine charakteristische Stimme. Er hob die Hand. Richard blieb hinter ihm stehen. Er drückte sich an die Lehmwand, die vom Alter gezeichnet war. Die Berührung ließ trockenen

Staub und kleine Brocken herunterrieseln, der Kalkanstrich war längst abgeplatzt.

»Das sind sie«, flüsterte Raik. Richard hatte die Hand bereits an der Waffe, doch er schüttelte den Kopf. »Ich gehe erst einmal allein und rede mit ihnen. Bevor wir einen Kampf riskieren, sollten wir sicher sein, dass sie Ihre Schwester tatsächlich haben. Auch wenn es höchste Zeit ist, dass diese Kerle mal eine Abreibung bekommen.«

»Zu zweit könnten wir mehr erreichen, ich ...«

»Nein, Sie bleiben hier und geben mir Rückendeckung, sonst brechen wir die Sache ab.«

Richard gab sich geschlagen und nickte, doch es gefiel ihm sichtlich nicht, zurückbleiben zu müssen. Er war es gewohnt, voranzugehen und Befehle zu geben, nicht, die Nachhut zu bilden.

Raiks Pulsschlag erhöhte sich. Er begann zu schwitzen, obwohl der Hinterhof noch in Schatten lag. Dieses Mal würde er diese Kerle nicht einfach davonkommen lassen. Nicht wie damals bei seiner Schwester. Niemals wieder würden diese Kerle einem Mädchen so etwas antun. Wenn sie Hilde Harkenfeld in ihrer Gewalt hatten, würden sie ihre Strafe bekommen.

Langsam wagte er sich an das Ende des Gangs und blickte auf mehrere zusammengeschusterte Hütten, die wie ein Bollwerk zwischen ihm und den gesuchten Männern lagen. Hier lebten die Ärmsten der Armen, die ihre Hoffnung längst aufgegeben hatten. Die Menschen waren so sehr um ihr eigenes Überleben bemüht, dass sie keinem Fremden beisprangen, wenn es brenzlich wurde. Aber die Polizei holen würden sie ebenfalls nicht, ganz gleich, was geschah. Darauf setzte auch die kleine Verbrecherbande von ehemaligen Straßenkindern, die hier ihre Hehlerware verkaufte. Seitdem die Stadt praktisch abgeriegelt war, mussten ihre Geschäfte sicher florieren.

Zu dritt standen sie mit einem zusammengeschusterten Karren an der Ecke. Wie üblich rauchten und schwatzten sie laut, während sie auf Kundschaft warteten.

Raik trat aus der Deckung und schlenderte langsam auf sie zu. »Na, heute schon ein paar *Lüüd* übers Ohr gehauen?«, sagte er, als er nur noch wenige Schritte entfernt war.

Torben, der Anführer, drehte sich um. Er bleckte die Zähne zu einem wölfischen Grinsen. Der Schneidezahn, den Raik ihm vor Jahren zur Hälfte

ausgeschlagen hatte, war schwarz und faul.

»Was willst du denn hier, *Siepeltriene*?«, fragte er spöttisch.

»Haste was verloren?« Rattes Stimme war quäkend und unangenehm, wie immer. Langsam trat er von der Wand weg, um Raik einzukreisen. Der spindeldürre Hans näherte sich von der anderen Seite.

Mittlerweile klebte Raik der Hemdstoff im Nacken. »Was sollte ich verloren haben?«, knurrte er.

»*Dien Deern* zum Beispiel. Hat se dich verlassen? Konntest du's ihr nicht anständig besorgen?« Ratte lachte, während Raik und Torben einander nur anstarrten wie kampfwütige Hunde.

»Was habt ihr mit ihr gemacht?«

»Ein gutes Geschäft«, sagte Torben herablassend, doch sein Blick flackerte. Etwas war nicht ganz so glatt gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte.

»Ihr habt meine Hilde *versellt*?«, hakte Raik nach. Er musste sichergehen, dass sie wirklich die Harkenfeld-Tochter meinten.

»Nette *Dütt*, könnte bisschen üppiger sein, aber jetzt spielt das sowieso keine Rolle mehr.«

»Wo ist sie?«

»Tot, hat ausgeschietert«, flötete Ratte.

Raik packte ihn an der Kehle. »Was soll das heißen?«

»Cholera, *dood*, zumindest bald«, krächzte er und grinste dabei.

Torben stieß Raik mit aller Kraft vor die Schulter. Der wurde zurückgeschleudert und musste Ratte loslassen. Im nächsten Moment kam Richard mit gezogener Pistole aus der schmalen Gasse gerannt.

»*Sackerloot*, verschwindet!«, brüllte Torben und rannte los. Raik hängte sich an Ratte und blieb ihm dicht auf den Fersen. Richard verfolgte die beiden anderen und war schnell außer Sicht.

Wenn sie jetzt nicht zumindest einen schnappten, der ihnen verriet, wo Hilde versteckt wurde, war sie verloren. Wenn sie das Mädchen fanden, konnte sie in einem Hospital vielleicht noch gerettet werden.

20

Svantje verbrachte den Arbeitstag wie in Trance. Zwar erledigte sie ihre Aufgaben, doch ihr Herz und ihre Gedanken waren stets bei Friedrich. Für ihn hätte sie alles getan, auch ihre Anstellung gekündigt. Doch hier ging es nicht nur um ihn.

Die Cholerabaracke platzte aus allen Nähten, es gab viel zu wenige Ärzte und Schwestern. Wenn sie sich davonestahl, um bei Friedrich zu sein, würden Menschen sterben. Ihretwegen, weil sie egoistisch war.

Um nicht doch schwach zu werden und ihre eigenen Empfindungen über die Geschicke anderer zu stellen, rief sie sich in Erinnerung, dass sie alles für ihren Verlobten getan hatte, was in ihrer Macht stand. Was er jetzt brauchte, waren Ruhe und Gottes Beistand. Seine Eltern waren bei ihm, und Wassili würde sie holen, sobald sich sein Zustand änderte.

In der Pause wollte sie ihm die nächste Infusion mit Kochsalzlösung geben. Ein kräftiger Mann wie er musste der Krankheit doch Paroli bieten können.

Er musste!

Doch Svantje wusste, dass die Seuche keine Rücksicht darauf nahm. Sie raffte ohne Unterschied Starke und Schwache dahin.

»Fräulein Claasen, Sie zittern ja!«, sagte Doktor Schawacht. Er war unbemerkt neben sie getreten, während Svantje ihr Wägelchen mit Medizin, Infusionen, Spritzen und Mullbinden ausrüstete. Nun drückte er kurz ihre Hand. »Was ist denn? Haben Sie Neuigkeiten von Ihrem Verlobten?« Er musterte sie intensiv. Ihr Gespräch am frühen Morgen schien er ihr nicht nachzutragen, obwohl im Raum gestanden hatte, dass sie womöglich kündigen würde, um sich Zeit für Friedrich zu nehmen. Sie schwieg, doch er ließ nicht locker, schien tatsächlich um sie besorgt. »Müssen Sie sich einen Moment ausruhen? Dann tun Sie das. Niemandem ist damit geholfen, wenn unser Pflegepersonal völlig erschöpft ist.«

»Danke, Doktor, es wird schon gehen. Es ist nur ...« Sie zögerte, sich mitzuteilen, doch es musste einfach heraus. »Ich Sorge mich so sehr um

meinen Friedrich, es geht ihm ... es geht ihm nicht gut.« Sie schluchzte auf, wischte sich über die Wangen. Die Tränen rannen plötzlich wie Sturzbäche.

Doktor Schawacht sah sie mitfühlend an, bis sie sich wieder gefasst hatte. Ihre Brust zog sich noch immer krampfartig zusammen, doch sie atmete dagegen an und versuchte, tapfer zu sein.

»Es tut mir sehr leid, das zu hören, Schwester Claasen. Ich rechne es Ihnen hoch an, dass Sie trotzdem hier sind und unseren Patienten helfen.«

Svantje nickt. »Ich würde in der Pause gerne zu ihm, bitte. Und ich möchte Kochsalzlösung mitnehmen, ich bezahle natürlich auch dafür.«

»Na, na, das brauchen Sie nicht. Nehmen Sie sich eine Stunde frei, und kümmern Sie sich um Ihren Verlobten. Mit Ihrer Hilfe wird er schon wieder.«

»Und wenn nicht?«, sprach Svantje ihre Befürchtung aus.

»Dann konnte ihm niemand helfen. Aber sehen Sie nicht so schwarz.«

»Ich bemühe mich, Herr Doktor.«

»So ist's gut.« Er legte ihr kurz eine Hand auf die Schulter. »Ich wünschte mir, wir hätten mehr Schwestern wie Sie.«

»Danke.« Svantje packte noch einige Spritzen und ein Fläschchen mit Alkohol auf ihren Wagen. »Sie sind sicher nicht hergekommen, um sich meine Sorgen anzuhören.«

Er lächelte müde. »Nein. Eigentlich wollte ich Sie an einer guten Nachricht teilhaben lassen, es sind sogar zwei. Die neue Sandfilteranlage geht morgen in Betrieb, und seit drei Tagen sind die Zahlen der Neuinfektionen gesunken.«

»Das sind wirklich gute Neuigkeiten. Ich freue mich, auch wenn ich es nicht recht zeigen kann.«

Sie sah dem Arzt nach, der sich mit schnellem Schritt entfernte, weil er bereits wieder an anderer Stelle gebraucht wurde.

Endlich schienen sie den Scheitelpunkt der Epidemie erreicht zu haben. Dass Friedrich sich ausgerechnet jetzt angesteckt hatte, erschien ihr wie blanker Hohn.

Raik rannte, so schnell ihn seine Füße trugen. Ratte war flink und kannte das Viertel noch besser als er. In den Jahren, die er nun schon in der Werft schuftete, hatte sich die Gegend verändert. Lagerschuppen waren dazugekommen, andere abgerissen worden. Während er sich mit dem Feind

aus Kindertagen eine wilde Verfolgungsjagd lieferte, stürmten Erinnerungen auf ihn ein. An die Zeit, in der er noch zu ihnen gehört hatte, zu Torben, Ratte, Hans und einem weiteren Jungen, den irgendwann im Winter die Grippe geholt hatte. Wie sie ihm zuerst ein Zuhause gegeben hatten, unter einer Holzbrücke am Hafen, und er dann angefangen hatte, für Torben zu stehen. Sein letztes Opfer war Svantje gewesen. Als habe das Schicksal ihm ein Zeichen gegeben, bestahl er ausgerechnet die Tochter des Mannes, der ihm später auf die Beine helfen sollte.

Seitdem war er ehrlich geworden, während Ratte und seine Kumpane immer tiefer sanken. Die Diebesbande von Kindern hatte sich zu Hehlern und Erpressern vorgearbeitet. Und mittlerweile schien es ihnen längst nicht mehr zu reichen, Mädchen Angst zu machen und ihnen die Röcke zu stehlen wie damals bei Svantje.

Die Erinnerung an den Tag, an dem er sie im Stich gelassen hatte, füllte ihn mit Zorn, doch längst nicht so sehr wie der Gedanke an Emma. Inzwischen war er sich sicher, dass die Bande für die Harkenfeld-Tochter ursprünglich ein ähnliches Schicksal vorgesehen hatte.

Die Muskeln in seinen Oberschenkeln brannten, doch das würde ihn nicht aufhalten, dafür war er viel zu wütend. Er musste diesen verdammten Kerl kriegen.

Ratte sah über die Schulter und schlug einen Haken, setzte über Kisten und Fässer hinweg. Sie näherten sich dem Hafen. Beiderseits ragten die hohen Backsteinbauten der Speicherstadt auf, und langsam konnte Raik den Abstand verringern.

Wo sonst ständig Waren aus aller Welt angeliefert und wieder verschifft wurden, war es nun seltsam ruhig. Viele Kontore hatten ihre Tore verriegelt.

Ratte hetzte am Kai entlang und sprang auf einen Kahn, Raik setzte ohne Zögern hinterher. »Bleib stehen, du Bastard!«

Ratte warf einen langen Stecken nach ihm, mit dem die Mannschaft sonst wohl die Ladung herumbugsierte. Im letzten Moment wich Raik aus und wurde statt im Gesicht nur an der Schulter getroffen. Der kurze Schmerz konnte ihn nicht aufhalten.

Ratte hetzte quer über das Deck, sprang auf einen kleinen Ausleger und kletterte dann wieder über einige Eisensprossen auf den Kai zurück. Oh, dieser Mistkerl wusste wirklich, wie er seine Verfolger abschütteln konnte.

Einen Polizisten wäre er vermutlich längst losgeworden, nicht aber Raik. Für ihn war diese Jagd etwas Persönliches. Wenn der Kerl ihm nur nicht entwichte!

Vom Boot sprang er direkt an die Sprossen und rutschte an dem algenbedeckten Metall fast ab – aber nur fast, und schon war er hinauf. Doch von Ratte war nichts zu sehen. Der kurze Moment, in dem der Blickkontakt unterbrochen gewesen war, hatte ihm gereicht.

Keuchend blieb Raik stehen, hielt den Atem an, lauschte. Dann hörte er ihn. Er folgte dem Echo der Schritte auf eine Lagerfläche für Baustoffe. Holz und Steine bildeten hohe Sichtbarrieren. Jetzt musste er sich auf seine Instinkte verlassen.

Ratte keuchte ebenso laut wie er. Sie waren beide am Ende ihrer Kräfte. Immer wieder versuchte Raik, nicht zu atmen und zu erlauschen, wo sich sein Widersacher befand. Seine Lunge protestierte mit jedem Mal mehr. Als er um einen Stapel zugehauener Kopfsteine trat, entdeckte er ihn.

Ratte war in eine Sackgasse geraten. Er sah sich hektisch um, das pockennarbige Gesicht gerötet, die verschwitzten Haare klebten ihm in der Stirn.

Raik vertrat ihm breitbeinig den Fluchtweg. »Genug weggelaufen.«

Ratte sah das offenbar nicht so, fasste einen kindskopfgroßen Stein mit beiden Händen und schleuderte ihn von sich. Wirkungslos polterte er Raik vor die Füße. Er war zu schwer, um weit genug zu fliegen.

»Raik, *Maat*, wir können doch über alles reden, wir waren doch mal Kumpels.« Er spuckte aus und blickte nervös die Wälle aus Kopfsteinen hinauf.

»Reden? Na, dann fang an!«

»Womit, was willst du wissen?«

»*De Deern*, Hilde ...«

»Bestimmt ist sie schon tot. Sie hatte die Seuche, wir haben nichts damit zu schaffen.«

»Das klang vorhin aber anders.« Raik zog Richards Messer. Vielleicht würde die lange Klinge Ratte zum Reden bringen. Dessen Augen weiteten sich erschrocken. Er hob die Hände. »Mann, Raik, ich hab dir alles *vertellt*.«

»Dann kann ich dich ja jetzt abstechen. Das Viertel ist besser dran ohne euch.« Raik trat näher.

Ratte drückte sich mit dem Rücken gegen den Steinwall. Zu spät bemerkte Raik, dass sich die Haltung seines Gegners geändert hatte.

Blitzschnell stieß Ratte vor, einen Stein mit beiden Händen haltend. Raik stach zu, doch die Klinge wurde abgelenkt. Ratte trat nach ihm, traf ihn am Schienbein und ließ dann den Stein fallen.

Schmerz schoss durch Raiks rechten Fuß, doch er biss die Zähne zusammen und riss ihn hoch. Ratte stolperte und fiel der Länge nach hin. Raik war sofort auf ihm und drückte ihm die Klinge gegen die Kehle.

Hasserfüllt stierten sie einander an. »Du hast verloren, Ratte.«

Der bleckte die Zähne, schwieg.

»Bring mich zu dem Mädchen.«

»Die *is dood*, Mann! Kapiert's doch!«

»Du bringst mich trotzdem hin.«

»Ist nicht weit, findest du selbst«, rückte Ratte schließlich heraus, doch Raik ließ nicht mit sich handeln. »Steh auf, und geh langsam vorwärts, Torben und Hans schmoren längst schon in der Hölle. Die helfen dir nicht mehr.«

Ratte kam mühsam auf die Beine. Er hatte Angst, und das weckte in Raik böartige Freude.

»Er ... er kann sie doch nicht abknallen!«, stotterte Ratte, während er sich langsam in Bewegung setzte.

»Glaub mir, wenn es jemand kann und dafür nicht belangt wird, dann er«, sagte Raik und meinte jedes Wort. Sicher konnte sich ein Hakenfeld aus dem Gefängnis freikaufen, besonders wenn er zwei gesuchte Diebe erschoss, die seine Schwester entführt hatten. Das fiel mit einigem Drehen und Wenden fast schon unter Notwehr.

Energisch drückte er Ratte das Messer von hinten in die Rippen. »Geh!«

Ratte schrie, dann lief er weiter. Auf seinem dunkelblauen Hemd bildete sich ein Fleck.

Richard blieb mit heftigem Seitenstechen stehen. Er hatte die Männer im Straßengewirr verloren. Betreten steckte er seine Pistole ein. Hier war sie ihm nicht von Nutzen, ganz im Gegenteil, die Waffe zog Aufmerksamkeit auf sich, die er nicht brauchen konnte.

Was war er nur für ein miserabler Bruder! Konnte noch nicht einmal die Entführer seiner Schwester dingfest machen, obwohl sie direkt vor ihm gestanden hatten.

Zögernd drehte er sich um die eigene Achse. Auf der einen Seite ragten Wohnhäuser auf, dicht zusammengedrängt und ineinander verschachtelt. Vor den kleinen Fenstern hing Wäsche auf Holzgestellen. Getrennt durch ein Fleet, waren auf der anderen Seite Geschäfte und kleine Werkstätten auszumachen. Alles sah friedlich aus, hätte da nicht der schwache Rest beißenden Chlors in der Luft gehangen. Die Desinfektionskolonnen waren hier gewesen, und sie kamen niemals ohne Grund.

Vielleicht war Hilde längst tot. Von ihren Entführern mit verseuchtem Wasser vergiftet worden. Richard lief es kalt den Rücken hinunter. Plötzlich erschien es ihm völlig einleuchtend. Sie war tot. Deshalb hatten die Entführer nie eine Lösegeldforderung gestellt.

»Oh, Hilde, es tut mir so leid«, sagte er leise und fühlte sich mit einem Mal vollkommen hilflos. Vorbei war die grimmige Entschlossenheit, mit der er die Männer verfolgt hatte. Vorbei die Hoffnung.

Er trottete weiter, während in seiner Brust beißender Verlustschmerz wuchs. Jeden, den er traf, fragte er nach Hilde, doch niemand hatte sie gesehen oder Hilferufe gehört.

Schließlich kehrte Richard an den Ausgangsort ihrer Verfolgungsjagd zurück. Raik war nicht dort, was zweierlei bedeuten konnte. Entweder hatte er im Kampf mit diesem Kerl den Kürzeren gezogen, oder er hatte tatsächlich eine Spur gefunden, die zu Hilde führte. Aber warum war er dann nicht wieder hierhin zurückgekehrt, um seinen Wissensstand mit Richard zu teilen?

Er wartete eine Weile, dann sah er auf seine Taschenuhr. Er hätte längst auf der Polizeiwache sein sollen, wie er es mit seinem Vater verabredet hatte.

Weil er nicht wusste, was er sonst noch tun konnte, schlug er den Weg dorthin ein. Er ging ruhig, aber mit großen Schritten, die Hände in die Hosentaschen gesteckt.

Was hätte er nun dafür gegeben, Wassili an seiner Seite zu haben, der ihm tröstend die Hand auf die Schulter legte und versicherte, dass er nicht allein sei. Dazu reichte ein einziger Blick. Vom ersten Moment an hatte Wassili diese Wirkung auf ihn gehabt.

Was wohl Hilde dazu gesagt hätte?

Sie waren schon eine überdurchschnittlich missratene Brut, die Harkenfeld-Sprösslinge. Während die Tochter ewig und doch vergeblich nach dem Richtigen suchte, trieb es der designierte Erbe des Schiffsbauerimperiums mit einem Mann. Einem Russen noch dazu.

Richard ballte die Fäuste, ein kurzer Schauer überlief ihn. Es war Ekel vor seinen eigenen widernatürlichen Trieben. Er verbot sich, an Wassili zu denken. Warum nur gab es kein Ankommen gegen diese verfluchten Gelüste? Warum konnten sie nicht einfach alles vergessen und Freunde sein, nur Freunde? Richard entspannte die verkrampften Hände. Seine Muskeln zitterten. Kurz erwog er, zu einem Arzt zu gehen und ihn um Heilung zu ersuchen. Doch er ahnte, dass es gegen sein Leiden kein Mittel gab. Weder Morphinum noch Stromstöße erzielten die erwünschten Ergebnisse, wie er einmal gelesen hatte.

Sein Verstand zeigte ihm ein Gaukelbild von Wassili, wie er am Klavier saß. Sein Wunsch, ihn heute Abend aufzusuchen, stieg ins Unermessliche. Plötzlich glaubte Richard, nirgendwo anders Trost finden zu können als in der Nähe des anderen. Er wollte mit ihm über Hilde reden, über seinen Schmerz und die Hilflosigkeit angesichts ihres Verschwindens. Doch er verbot es sich.

Um auf andere Gedanken zu kommen, begann er wieder zu rennen. Zur Polizeistation war es nun nicht mehr weit.

Ratte blieb in Hafennähe, wo die Straßen wie ausgestorben dalagen. Hier wohnte niemand, der sich über das seltsame Duo wundern konnte. Sie sahen aus wie Betrunkene, die am helllichten Tag Arm in Arm nach Hause torkelten.

Das Messer saß fest gegen Rattes Seite gedrückt, und auch wenn der viel jammerte, verringerte Raik den Druck nicht. Dieses Schwein hatte längst nicht genug gelitten für das, was er der armen Frau vermutlich angetan hatte.

Bald näherten sie sich einer Gasse, wo es Hurenhäuser gab, in denen auch die seltsamsten Wünsche erfüllt wurden. Sie nahmen die Hinterhöfe und Versorgungsgassen, um nicht gesehen zu werden.

»Da drin ist sie«, sagte Ratte schließlich und wies auf die eine Kellerluke, vor der ein schwerer Riegel saß, der mit einem Schloss gesichert war.

»Mach auf.«

»Kann ich nicht, Torben hat den Schlüssel.«

Raik verlieh seiner Forderung etwas Nachdruck mit der Messerspitze. Ratte zuckte, Schweiß tropfte ihm vom Gesicht. Er bückte sich, griff in eine Ritze zwischen zwei Backsteinen und zog einen Schlüssel heraus.

»Na also«, sagte Raik. »Aufmachen, du gehst voraus.«

»Aber sie hat *de Schieteree!*«

»Na, vielleicht tut sie mir den Gefallen und steckt dich an. Vorwärts jetzt!«

Ratte schloss auf und stieß die Holzklappen zur Seite. Eine steile Rampe führte hinunter, über die einst wohl Fässer ins Lager gerollt worden waren. Raik ließ den Mann vor sich nicht aus den Augen, der mit sichtlich zunehmendem Widerwillen weiterging.

Sie befanden sich in einem Keller, in dem es mehrere Lagerräume mit festen Türen gab. Raik vermutete, dass das Gebäude ursprünglich als Gasthaus oder Schenke erbaut worden war und nun anderen Zwecken diente.

»Da, da ist sie drin!«, sagte Ratte und blieb vor einer Tür stehen, die mit einem schweren Riegel versehen war.

Raik wagte es nicht, den Blick auch nur eine Sekunde lang von seinem unfreiwilligen Führer zu lösen. Ratte zitterte nun, hatte wirklich Angst, sich anzustecken. Bei der nächsten Gelegenheit würde er abhauen. Raik wollte es nicht dazu kommen lassen. Er schloss die Faust fest um den Messergriff, holte aus und donnerte Ratte den polierten Hornknauf gegen die Schläfe. Der Mann sackte wie vom Blitz gefällt zusammen und blieb liegen.

Erst jetzt ließ die Spannung, die bislang in Raiks Körper vibriert hatte, etwas nach.

Durch ein schmales, vergittertes Fenster fiel ein wenig Licht in den Keller. Gerade genug, um sich zu orientieren. Raik nahm die Türverriegelung in Augenschein. Es gab ein Schloss.

Der passende Schlüssel dazu war mit dem von der Einstiegs Luke zusammengebunden und Ratte im Sturz aus der Hand gefallen. Raik behielt das Messer in der Hand, falls das Mädchen nicht allein war, und öffnete, so leise er konnte, die Tür.

Stille.

Er strengte seine Sinne an, hörte jemanden atmen wie im Schlaf, langsam und tief. Es roch muffig nach Keller und Ausscheidungen. Den beißenden Gestank der Seuche kannte er mittlerweile zur Genüge. Erleichterung durchströmte ihn, denn hier roch es nicht danach. Hatte er Richards

Schwester tatsächlich gefunden? Und war sie vielleicht doch nicht erkrankt? Er wagte es kaum zu hoffen. Vor seinem inneren Auge sah er erneut seine Schwester Emma vor sich. Angebunden an ein Bett, ihren Peinigern hilflos ausgeliefert. Ob er wieder zu spät kam?

Hilde träumte von Ratten, Hunderten von Ratten. Sie waren gekommen, um sie bei lebendigem Leib aufzufressen. Schon meinte sie, die kleinen Biester über ihre Beine und Arme krabbeln zu spüren. Sie zuckte, zuckte und schlug nach ihnen. Doch sie war zu schwach, ihr Körper war zu einem Skelett abgemagert. Es gab keine Decke, unter der sie sich verstecken konnte, nichts.

Hilde wimmerte. Sie würde sterben, ganz langsam und qualvoll.

Plötzlich geriet ihre Welt ins Wanken. Nein, jemand schüttelte sie! Der Traum ließ sie nicht sofort los. Hielt sie fest wie Spinnenfäden, die sie unerbittlich mit ihren Ängsten zusammenschnürten.

»Fräulein Harkenfeld? Hilde Harkenfeld? Wachen Sie auf!«, sagte eine Männerstimme. Jemand hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt, strich ihr das Haar aus dem Gesicht. Sie zuckte erschrocken zurück und befreite sich damit endgültig aus dem Albtraum.

Als sie die Augen aufschlug, hockte ein Mann vor ihr. Er hatte die kleine Laterne vom Haken genommen und vor ihr auf den Boden gestellt. Sein Gesicht sah im starken Kontrast von Hell und Dunkel beinahe wie ein Totenschädel aus. Doch er lächelte.

Er war nicht der Tod, der im Gefolge der Ratten zu ihr kam, und er war auch keiner der Entführer. Vielleicht erneut ein Kerl, der dafür bezahlt hatte, sie zu entjungfern?

»Fassen Sie mich nicht an! Bitte ...« Hilde kroch von ihm weg und kauerte sich an der Wand auf ihre Matratze.

Er folgte ihr nicht, stattdessen hob er beschwichtigend die Hände. »Keine Angst. Ich will Ihnen nichts tun. Wir haben Sie gesucht. Hilde Harkenfeld, das sind doch Sie?«

Sie nickte. Konnte das sein? War sie tatsächlich gerettet worden? »Wer sind Sie? Wie haben Sie mich gefunden?«

»Raik Alberts, Svantjes ... Nachbar. Ich habe Ihrem Bruder geholfen, Sie zu suchen. Sind Sie krank? Einer der Männer hat es behauptet.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ein Glück.« Er schien ehrlich erleichtert.

Nun war Hilde endgültig klar, dass sie nicht träumte. »Richard? Wo ist er?«

»Er verfolgt die anderen beiden, die womöglich bald hier auftauchen. Wir sollten verschwinden, kommen Sie.« Er streckte ihr eine Hand hin. Sie stand auf und entdeckte im nächsten Moment das Messer. Eiskalt traf sie die Angst. Er war doch hergekommen, um sie zu ermorden. Hatte ihr Lügen aufgetischt, um ihr Vertrauen zu gewinnen. Mit genau so einem Messer hatten ihre Entführer gedroht, ihr das Gesicht zu zerschneiden, wenn sie den Freiern nicht gefällig war.

Hilde stieß einen Schrei aus, doch ihre Kehle war so trocken, dass es eher wie ein Keuchen klang.

Raik Alberts hob ungerührt das Messer und die Lampe auf. »Das Messer gehört Ihrem Bruder, erkennen Sie es denn nicht?«

Hilde war wie erstarrt. Ihr Herz klopfte bis in den Hals hinauf, donnerte so laut, dass es alle anderen Geräusche übertönte. Als der Mann ihr schließlich das Messer mit dem Griff zuerst hinhielt, stotterte sie: »Ich ... ich weiß nicht. Ich kenne es nicht.« Sie nahm es und fühlte sich augenblicklich besser.

»Jetzt kommen Sie bitte, die sind vielleicht bald zurück.«

Alberts drehte ihr den Rücken zu und ging zur Tür. Er vertraute ihr also. Sie sollte auch ihm vertrauen, doch es fiel ihr schwer.

Nur zögernd folgte sie ihm und ließ ihn dabei nicht aus den Augen. Das Messer umklammernd, wagte sie zum ersten Mal, ihren vermeintlichen Retter genauer zu mustern. Er war einen Kopf größer als sie und hatte ungewöhnlich breite Schultern. Jetzt sah sie auch, dass er ein Hemd von Richard trug, das ihm etwas zu klein war. Ein Mann wie dieser Raik Alberts arbeitete körperlich schwer. Wieso ihr Bruder so jemanden kannte, blieb ihr ein Rätsel, dann fiel ihr wieder ein, was der Fremde noch gesagt hatte. Er war Svantjes Nachbar. Ein Arbeiter aus dem Gängeviertel. Svantje würde ihr niemals jemanden schicken, dem sie nicht vertraute.

Hilde ließ das Messer sinken.

Alberts stand an der Tür und spähte hinaus. Mit den Schultern versperrte er ihr die Sicht. Worauf wartete er?

»*Schiete*«, fluchte er unterdrückt.

»Was ist?«

»Ich habe einen der *Keerls* niedergeschlagen, jetzt sehe ich ihn nicht mehr. Er lag gleich da vorn.«

Hilde gab ihm das Messer zurück. Vielleicht würde er es brauchen. »Und was jetzt?«

»Wir müssen verdammt leise sein. Er wird uns nicht so einfach abhauen lassen. Ich gehe voraus.«

Er öffnete vorsichtig die Tür. Sie knarrte, das Geräusch ließ ihn einen Moment lang erstarren. Hilde wagte nicht zu atmen. Als nichts geschah, schlichen sie den Gang hinunter. Auf dem Boden war ein Blutfleck, Tropfen zeichneten eine unregelmäßige Spur. Der Verletzte war getorkelt, denn die roten Punkte bildeten eine Zickzacklinie.

Als sie den Ausgang fast erreicht hatten, blieb Raik Alberts stehen und legte sich einen Finger gegen den Mund. Sie lauschten. Ja, da war jemand.

Hilde wusste sofort, wer dort draußen sprach. Der Pockennarbige. Er stöhnte. »Mein Schädel brummt ... hat mir eins übergezogen ... noch da unten ...«, verstanden sie bruchstückhaft.

»Worauf wartest du?«, sagte ein anderer.

Alberts fasste sie an der Hand und zog sie weg vom rettenden Ausgang. Was hatte er vor? Hilde hatte vor Angst weiche Knie. *Diesmal werden sie mich umbringen und vorher noch ihren Spaß mit mir haben.*

Sie stolperte hinter ihrem Retter her, der sie immer tiefer in das Gebäude zerrte. Der Keller war verschachtelt. Schließlich gelangten sie an eine Holztreppe, die sie schnell und möglichst leise hinaufstiegen.

Sie konnten doch nicht einfach so durch einen Keller in ein fremdes Haus ... Doch, konnten sie. Ihr Begleiter schien da keinerlei Bedenken zu haben. Er benutzte Richards Messer, um die Tür aufzubrechen. Beim ersten Versuch brach ein Teil der Spitze ab, beim zweiten knackte es in den Bohlen, aus denen die Tür gefertigt war, und sie sprang mit einem leisen Klacken auf.

Sie schlichen in einen Flur und schlossen vorsichtig hinter sich die Tür. Muffiger Geruch umfing sie. Hier reihte sich Tür an Tür. Hilde hörte Mädchen kichern und einen Mann stöhnen. Rhythmisch knarrte ein Bett, und plötzlich ahnte, nein, *wusste* sie, in was für einem Haus sie sich befand.

Hier gab es Stundenzimmer für leichte Mädchen und ihre Freier.

Hilde hätte nie geglaubt, dass sie so einen Ort je im Leben betreten würde. Aber sie hatte sich auch nicht vorstellen können, entführt zu werden, und nun

war es passiert.

Noch war sie nicht aus der Gefahr heraus, auch wenn es sich ein wenig danach anfühlte.

Als ihnen nun Leute entgegenkamen, es waren zwei Männer und ihre Begleiterinnen, schien sich ihr Retter anzuspannen, als würde er sich für einen Kampf wappnen. Wenn jemand merkte, dass sie nicht hierhergehörten, war es aus. Mit allen auf einmal würde er es nicht aufnehmen können.

Hilde nahm all ihren Mut zusammen und legte Alberts einen Arm um die Taille. Sie würde nicht erneut ihre Freiheit riskieren, nur um die Regeln der Schicklichkeit zu befolgen.

Sein Kopf ruckte herum, er musterte sie irritiert, dann schien er zu verstehen. Er nahm sie in den Arm und lachte laut. Sein Gang wurde weicher, als habe er getrunken.

Hilde zwang sich ein Lächeln ins Gesicht und versuchte, ihre Rolle so gut wie möglich zu spielen.

Die anderen Paare beachteten sie gar nicht. Der Flur öffnete sich zu einer Art Bar. An einem Tresen saßen leicht bekleidete Mädchen auf Barhockern. Männer gingen an ihnen vorbei und musterten sie wie Ware. Andere versuchten, ihr Begehren unauffälliger zu zeigen. Sie saßen an Tischen in dunklen Nischen und luden die Mädchen zu einem Glas Wein ein.

Alberts lief immer langsamer.

»Was machen Sie denn?«, zischte Hilde.

»Wir sind doch nicht auf der Flucht, oder?«, erwiderte er flüsternd, und seine Mundwinkel zuckten.

Ein schöner Mund ist das, dachte Hilde und fühlte sich gleich darauf ertappt. So einen Mund hätte auch sie gern geküsst, viel lieber als den von Walter Degen – dem Mann, den sie nun wohl würde heiraten müssen.

Alberts stieß die Tür auf, und auf einmal waren sie draußen. Hilde konnte es kaum glauben. Sie hatten es tatsächlich geschafft! Wie vermutet, befanden sie sich im Vergnügungsviertel. Ihr Begleiter schien zu wissen, welche Richtung sie einschlagen mussten. Nach wie vor Arm in Arm, gingen sie immer schneller die Straße hinunter.

Vorbei an Huren, vorbei an finster dreinblickenden Männern, die über sie wachten. Obwohl der Hafen noch immer abgeriegelt war, trieb es offensichtlich viele Männer hierher.

Alberts zog sie enger an sich und stierte gleichzeitig einen Kerl an, der offenbar seine Hand nach ihr ausstrecken wollte. »Komm her, Mädchen, bei mir verdienst du das Doppelte!«, lockte er und schürzte seine fleischigen Lippen. Schon auf den ersten Blick konnte Hilde erkennen, dass er Geld hatte.

Sie schüttelte den Kopf und drückte sich an ihren Begleiter.

So nah war sie noch keinem Mann gekommen. Sie meinte, seine Haut zu riechen, was nicht unangenehm war, und unter ihrem Arm, mit dem sie seine Mitte umschlang, spielten bei jedem Schritt feste Muskeln.

Sie ließ ihre Hand ein wenig verrutschen. Nun spürte sie die festen Stränge unter den Fingern, und in ihrem Bauch erwachte ein aufgeregtes Kribbeln. Was für eine absurde Reaktion, wo sie doch eigentlich noch immer Todesangst hätte haben sollen! Doch nach all der Zeit in ihrem finsternen Verlies war allein der Anblick des Himmels über ihr schon berauschend. Jede Faser ihres Leibes schien das Leben umarmen zu wollen.

Hilde musste lächeln. Sie war frei!

Alberts blickte über die Schulter zurück. »Oh, verdammt!«, fluchte er plötzlich und zog sie zur Seite, eng an die Hauswand.

»Was ist denn?«

»Sie sind uns auf den Fersen. Wir müssen uns irgendwo verstecken, kommen Sie.«

»Aber wo denn?«

»Folgen Sie mir einfach.« Er nahm sie an der Hand und riss sie in einen schmalen Gang, der zwischen zwei Häusern hindurchführte. Hilde rannte so schnell wie noch nie in ihrem Leben. Ihre Füße flogen nur so über staubige, festgestampfte Erde, über Schotter und Kopfsteinpflaster.

Alberts zog sie unerbittlich hinter sich her, und im Gegensatz zu ihr schien er nicht müde zu werden.

Bald hatte Hilde auch die letzte Orientierung verloren, sie wusste nur, dass ihre Entführer ihnen noch immer dicht auf den Fersen waren und sie fast nicht mehr konnte. Ihre Lunge brannte, in ihren Seiten stach es, und ihre Beine schmerzten von der Anstrengung.

So schnell war ihre kurze Freiheit dahin. Bald würden die Männer sie einholen, und dann war alles vorbei. Ihre Entführer würden sie umbringen, sie beide!

21

Svantje rannte den ganzen Weg von der Cholerabaracke bis zu Friedrichs Wohnhaus. Wie so oft war die Haustür nicht abgeschlossen. Sie stürzte hinein und lehnte sich einen Augenblick lang an die kühle Treppenhauswand. Eng an ihre Brust gepresst, hielt sie die Infusionsflasche, die ihr Doktor Schawacht mitgegeben hatte. Sie hätte viel eher hier sein sollen.

Erst war sie gelaufen, so schnell sie konnte, und nun waren ihre Beine schwer wie Blei, die Füße wie mit den grüngrauen Blumenfliesen auf dem Boden verwachsen. Sie musste sich zwingen weiterzugehen. Als gehe sie einer Wahrheit entgegen, die so grauenhaft war, dass sie ihr besser nicht begegnen wollte.

Stufe um Stufe stieg sie hinauf, die Flasche umklammernd. Wenn sie die jetzt fallen ließe!

Jemand kam ihr entgegen. Hier wohnten viele einzelne Herren, Junggesellen wie ihr Friedrich. Als sie aufsah, um einen höflichen Gruß zu erwidern, erstarrte sie. Der Mann war Pastor, seine Bibel hielt er fest in der Hand, als sei das Buch sein Fels in der Brandung.

Svantje trat zur Seite, um ihn vorbeizulassen.

Ohne fragen zu müssen, wusste sie, dass er bei Friedrich gewesen war.

Lebt er?, wollte sie ihm hinterherrufen, doch ihre Kehle war völlig ausgetrocknet. Sie fasste sich und stieg die letzte Etage hinauf. Die Tür war nur angelehnt. Von drinnen klang das Weinen einer Frau. Sie klang hysterisch. Das musste Friedrichs Mutter sein.

Dann war er also tot. Statt eines großen Schmerzes fühlte Svantje plötzlich gar nichts mehr. Bei all den Menschen, die sie bislang auf dem letzten Weg begleiten musste, hatte sie mitgelitten. Bei dem Mann, der ihr am meisten bedeutete, versagten ihre Gefühle.

Es war einfach zu viel, der Schmerz zu groß. Ihr Herz fühlte sich an, als liege eine Eisenzwinge darum.

Svantje legte eine Hand an die Tür und schob sie vorsichtig auf. Mehr und mehr füllte sich ihr Innerstes mit Eis, als würde sie langsam gefrieren.

Herr und Frau Falkenberg standen an einem Fenster neben Friedrichs Arbeitstisch, er hielt sie im Arm und sie weinte bitterlich. Friedrichs Vater starrte mit glasigem Blick vor sich hin und strich seiner Frau abwesend über den Rücken.

Svantje trat ein, schloss leise die Tür.

Auch Wassili war da, das sah sie jetzt. Er saß in einem Sessel und trank, die Flasche vor ihm war schon halb leer.

Die Männer hatten sie beide bemerkt, doch keiner sprach.

Ich sollte jetzt zu ihm, dachte Svantje, ich sollte Abschied nehmen.

Mit bleiernen Schritten ging sie ins Schlafzimmer. Und da lag er. Reglos auf dem Rücken, das Gesicht blass und kantig wie eine wächserne Totenmaske. Die spitze Nase und die herausragenden Wangenknochen zeichneten sich ab, verrieten, dass ihr Friedrich sie verlassen würde oder es vielleicht schon getan hatte.

Hob sich seine Brust noch? Atmete er? Sie konnte es aus der Distanz nicht sehen. Um sich zu versichern, hätte sie näher treten, nach Lebenszeichen tasten müssen. Doch sie fürchtete sich vor der grauenhaften Gewissheit. Sie rang sich zu einem Schritt durch, dann zu noch einem. Noch immer keine Atemgeräusche. Seine Haut fühlte sich kühl an und dünn wie Wachspapier.

»Friedrich«, sagte sie mit brüchiger Stimme. »Friedrich, wir haben doch noch so viel vor.«

Plötzlich zuckten seine Augenlider. Sie meinte, die Augäpfel darunter hin und her wandern zu sehen.

Er lebte, und mit einem Schlag kehrte das Leben auch in sie zurück. Blitzschnell wechselte sie die Infusion, erst dann küsste sie seine Stirn und wider ihre Vernunft auch seine spröden Lippen.

Er wachte nicht auf, zu sehr rang sein Körper mit der Krankheit.

»Ich liebe dich«, flüsterte Svantje ihm ins Ohr. »Du musst kämpfen, hörst du?«

Er atmete pfeifend aus, doch für sie klang es wie ein Versprechen. Lang saß sie neben ihm, hielt seine Hand und sah zu, wie sich der Tropf langsam leerte. Bildete sie es sich ein, oder sah Friedrich schon ein wenig besser aus? Aber nein, so schnell genasen die Erkrankten nicht, und eigentlich wusste sie es auch besser.

Schließlich war es Zeit zu gehen. Ob er noch lebte, wenn ihre Schicht vorüber war? Vielleicht sollte sie doch hierbleiben, bei ihm. Sie entschuldigte sich in Gedanken bei Doktor Schawacht. Ein wenig noch, dachte sie, nur eine Stunde. Sie wechselte die Infusion, sah zu, wie auch die zweite durchlief. Die ganze Zeit über hielt sie Friedrichs Hand, und hin und wieder drückte er die ihre. Svantje meinte, dass der Druck seiner Finger kräftiger wurde. Die pergamentene Beschaffenheit seiner Haut wich schleichend einer wächsernen Blässe. Schließlich öffnete er die Augen und sah sie an. »Du bist noch immer hier?«, fragte er matt.

»Ja«, sagte sie. Er wusste, was das bedeutete. Sie war nicht zum Dienst gegangen. »Ist dir schlecht? Musst du ...?«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Nein, aber es fühlt sich alles taub an, ich habe keine Schmerzen mehr.«

Svantje kamen die Tränen. »Das ist gut, Friedrich, sehr gut!« Sie stand auf, küsste seine Wangen und weinte noch mehr. Er schloss erschöpft die Augen und seufzte.

»Schlaf, Friedrich. Schlaf und werde gesund. Ich bin in ein paar Stunden wieder zurück. Alles wird gut.«

Sie hatte wieder Hoffnung. Es schien, als habe ihr Liebster doch noch einen Weg gefunden, dem Tod zu entkommen. Noch immer liefen Tränen ihre Wangen hinab, aber nun waren es Tränen der Erleichterung.

Als sie das Schlafzimmer verließ, wurde sie bereits von Herrn Falkenberg erwartet. Er baute sich vor ihr auf, dräute über ihr wie ein Berg. Einen Moment lang erwartete sie eine Beleidigung oder Drohung. Doch was kümmerte sie das noch? Um den Respekt von Friedrichs Eltern zu ringen war das Letzte, wonach ihr in dieser Situation der Sinn stand. Jetzt zählte nur, dass der Mann, dem ihr Herz gehörte, wieder gesund wurde.

»Fräulein Claasen, haben Sie einen Moment Zeit?«

»Ich muss zurück ins Lazarett, bin eigentlich schon viel zu spät dran«, sagte sie ausweichend, und das war noch nicht einmal gelogen.

»Bitte«, Friedrichs Vater fasste sie sanft am Arm und führte sie zu seiner Frau, die Svantje mit verstörend leerem Blick ansah. Ihre Wangen waren nass und gerötet von all den Tränen. Die herablassende Person, die Svantje in Friedrichs Elternhaus kennengelernt hatte, war nicht mehr.

»Meine Frau und ich möchten Ihnen sagen, wie dankbar wir für Ihre Hilfe sind.«

»Friedrich ist mein Verlobter, ich würde alles für ihn tun.«

»Fräulein«, sagte Friedrichs Mutter brüchig, »wenn Sie meinen Jungen retten, werde ich nichts mehr gegen eine Hochzeit sagen. Nur retten Sie ihn.«

»Ich tue alles, was ich kann. Doch sein Schicksal liegt in Gottes Hand. Aber ich denke, wir dürfen hoffen, dass er wieder gesundet. Wenn er die nächsten Stunden ruht und alles bei sich behält ...«

Längst hatten Hilde und ihr Retter das Vergnügungsviertel hinter sich gelassen. Durch ein offen stehendes Tor hetzten sie in eine lang gestreckte Baracke. Es war dunkel, und ein überwältigender Geruch nach Holz hüllte sie ein. Der Boden war voller Späne, die ihre Schritte dämpften. Mehrere Fässer türmten sich an der Wand. In einer Esse brannte Feuer. Sie waren in der Werkstatt eines Küfers, eines der letzten Fasshauer, die es noch in der Stadt gab.

Aus dem Augenwinkel bemerkten sie zwei Arbeiter, die jeder ein fertiges Fass geschultert hatten und in einen anderen Raum trugen. Die Männer waren so von ihrer schweißtreibenden Arbeit eingenommen, dass sie die Flüchtigen nicht bemerkten.

Durch eine kleine Tür verließen sie die Werkstatt. Der Bau grenzte an einen breiten Fleet, an dem mehrere kleine Lastkähne festgemacht waren. Alberts hielt direkt darauf zu.

Offenbar hatte er nicht vor, die weiter links gelegene Brücke zu benutzen. Stattdessen sprang er vom Rand auf einen Kahn.

Hilde zögerte. Es war tief, und das Boot schwankte ordentlich.

»Nun kommen Sie, ich fange Sie auf!« Alberts stellte sich breitbeinig hin, streckte ihr die Arme entgegen, und Hilde sprang.

Er hielt sein Versprechen: Keinen Augenblick lang lief sie Gefahr zu stürzen. Dennoch schwankte das Boot heftig, und Hilde hielt sich an Alberts fest. Ihr Herz jagte wie verrückt.

»Und jetzt?«, keuchte sie.

Ihr Begleiter lächelte, und in seinen Augen blitzte der Schalk. »Wenn Sie mich loslassen, können wir uns verstecken.«

Geniert nahm sie Abstand und folgte mit dem Blick der Richtung, in die er zeigte. Die andere Hälfte des Kahns war mit gewachstem Tuch bespannt. Sie krochen darunter. Der Hohlraum war eng, und unter der Plane staute sich die Luft. Dicht aneinandergedrängt blieben sie liegen. Hilde drückte eine Hand über Mund und Nase, damit ihr lauter, schneller Atem sie nicht verriet. Die halsbrecherische Flucht hatte sie ans Ende ihrer Kräfte gebracht. Ihre Lunge tat weh, und sie hatte ein teuflisches Seitenstechen.

Durch die Plane fiel Licht herein. Vom Wind, der den Stoff bewegte, kam hingegen nichts an. Alberts drehte den Kopf. Locken klebten ihm in der verschwitzten Stirn. Mit einer Bewegung der Augen gab er Hilde zu verstehen, dass er etwas gehört hatte.

Hilde lauschte.

Schritte erst, dann Stimmen. »Die können doch nicht einfach *verswinnen!*«, rief jemand. Sie erkannte die Stimme sofort: Es war der Anführer der Bande. Sie sah Alberts an, dass er diesen Mann nicht weniger hasste als sie.

»Die hatte wohl doch nicht die *Schieteree*, so schnell, wie die *lopen* konnte.«

»Das wird Raik mir büßen«, sagte der Anführer. Kannten die beiden sich etwa? Hilde sah ihren Retter fragend an, doch der beachtete sie gar nicht. Die Hände zu Fäusten geballt, die Zähne fest aufeinandergebissen, kämpfte er offenbar dagegen an, unter der Plane hervorzuspringen und sich den dreien zu stellen.

Sie legte eine Hand auf seine Brust, er durfte jetzt nicht die Nerven verlieren.

Bange Minuten verstrichen, bis ihre Verfolger beschlossen, sich aufzuteilen, und weggingen. Alberts atmete geräuschvoll aus und legte seine Hand auf ihre, die noch immer auf seiner Brust ruhte. Nun klopfte ihr Herz aus einem ganz anderen Grund schneller.

Langsam nahm er ihre Hand, starrte dabei gegen das Wachstum über sich und lächelte versonnen.

»Danke«, sagte Hilde leise.

Er hob fragend eine Braue, und in seinen Wangen bildeten sich Grübchen. Ihm schienen das Abenteuer und diese Situation zu gefallen, und Hilde war überrascht, dass es ihr nicht anders erging.

»Was ist so lustig?«, fragte sie flüsternd.

»Ach, nichts. Ich hätte mir nie träumen lassen, eines Tages Arm in Arm mit dem ehrenwerten Fräulein Harkenfeld in einem Kahn zu liegen.«

»Sie sagen das, als wäre es etwas Abstoßendes.« Wieder dieser Stich. War sie denn wirklich so hässlich, dass nur ein Walter Degen sie wollte? Nicht einmal für einen einfachen Arbeiter taugte sie. Nach den Tagen in Gefangenschaft und den Beleidigungen durch ihre Entführer war sie dünnhäutig geworden.

»Habe ich etwas an mir?«, fragte sie, als Alberts ihr nicht sofort antwortete.

»Sagen wir so, Ihr Vater mag mich nicht besonders. Am liebsten würde er mich wohl einen Kopf kürzer machen lassen. Und nun liege ich hier mit seiner Tochter.«

»Sie haben mich gerettet.«

»Auch das.« Er lachte leise. »Wie mir scheint, sind nicht alle Harkenfelds schlechte Menschen.«

Seine Worte versetzten ihr einen erneuten Stich, aber sie ahnte, was er meinte. »Ich wünsche mir auch manchmal, in eine ganz normale Familie geboren worden zu sein«, sagte sie leise. Alberts hörte wohl, dass seine Worte sie getroffen hatten. Er drehte sich zu ihr und strich ihr mit der freien Hand über die Finger. Doch eine Entschuldigung brachte er nicht über die Lippen. »Warum? Sie haben doch alles, was Sie sich wünschen können. Was sich die meisten wünschen!«

»Mag schon sein«, erwiderte sie. »Vielleicht bin ich undankbar.«

»Vielleicht«, er lächelte wieder so verschmitzt, als habe er etwas ganz und gar Unerhörtes gesagt. Als er sie erneut musterte, war sie sich auf einmal nicht mehr recht sicher, ob er sie tatsächlich so wenig anziehend fand, wie sie befürchtet hatte, und ihr Herz tat einen kleinen Satz.

Doch dann musste Hilde plötzlich wieder an den Schwur denken, den sie dem Schicksal und allen höheren Mächten in der Dunkelheit ihres Gefängnisses geleistet hatte.

Sie würde ihre Situation akzeptieren, Walter Degen heiraten und ihm eine gute Ehefrau sein. Und sie würde ihren eigenen Eid nicht brechen. Aber noch war es nicht so weit, noch war sie eine freie, ungebundene Frau. Und wie der Zufall es wollte, lag sie in den Armen eines Mannes, der ihr attraktiver erschien als jeder Verehrer, der je ihr Elternhaus betreten hatte.

Aus einer wilden Regung heraus schloss sie die Augen und beugte sich zu Alberts.

Nichts geschah.

»Soll ich Sie etwa küssen?«, fragte er irritiert. Sie öffnete die Augen wieder und kam sich schrecklich dämlich vor. »Ja«, sagte sie beklommen. »Natürlich müssen Sie nicht, es ist nur ...«

Er drückte seinen Mund auf ihren, und was sie dann spürte, war ganz und gar wundersam und schön.

Am Abend verließen sie endgültig ihr Versteck. Raik half dem Fräulein Harkenfeld von Bord, nachdem er sich mehrfach versichert hatte, dass von Torben und seiner Bande nichts zu sehen war.

Wie selbstverständlich schob sie ihre schmale Hand in seine.

Als sie sich einer belebteren Gegend näherten, löste er seine Finger aus ihren. »Nicht, dass uns jemand sieht«, sagte er erklärend. »Es wäre nicht gut für Ihren Ruf.«

»Mein Ruf ist mir gleich, nach all dem, was ich durchmachen musste. Ich lebe, und das habe ich nur Ihnen zu verdanken«, sagte sie trotzig und sah zu ihm auf, dann legte sie ihre Hand auf seinen Arm, wie es sich für eine Dame schickte.

»Wir suchen Ihnen jetzt eine Mietsdroschke, die Sie heimbringt.«

»Sie kommen mit mir!«, sagte sie entschieden.

Raik lachte trocken und musste schlucken. »Ich werde einen *Düvel* tun und Ihrem Vater unter die Augen kommen.«

»Sie müssen ja nicht mit hereinkommen, wenn Sie nicht wollen, aber bitte ... ich kann jetzt nicht allein sein.«

In ihren Augen flackerte die Angst, und Raik bekam Mitleid mit ihr. Sie hatten die vergangenen Stunden Arm in Arm verbracht, einander geküsst und dazwischen immer wieder geredet. Auf ihr Drängen hin hatte er sein Schweigen gebrochen und erzählt, was ihn mit ihren Peinigern verband. Sie wiederum berichtete von ihrer Entführung und auch von ihrem Alltag, der ganz anders war, als er es sich vorgestellt hatte. Statt den Luxus zu genießen, war sie nicht viel mehr als ein Werkzeug ihres Vaters. Und damit unterschieden sie beide sich gar nicht mehr so sehr. Harkenfeld regierte über sie beide.

»Ich begleite Sie, aber ich bleibe in der Kutsche«, entschied Raik und war insgeheim froh, dass sie sich nicht sofort trennen mussten. In den

vergangenen Stunden hatte er Hilde Harkenfeld ein wenig gern gewonnen. Sie war sicherlich auch ein verwöhntes Mädchen, aber die Entführung hatte ihr die Allüren ausgetrieben. Der Tatsache, dass sie von ihm geküsst und umarmt werden wollte, maß er nicht viel bei. Aber es hatte ihm gefallen, und es schien eine Medizin zu sein, die ihr über das Erlebte hinweghalf. Trotzdem bildete er sich nicht ein, dass sie ihn in einigen Tagen noch kennen oder gar wiedersehen wollte.

»Geben Sie es zu, vor drei Tagen hätten Sie niemals mit einem wie mir gesprochen.«

Sie sah betreten auf ihre Füße, nickte. »Menschen können sich ändern.«

Raik reckte die Hand und winkte eine Droschke heran.

»Ich habe kein Geld«, gestand Fräulein Harkenfeld.

»Aber ich. Sie können es mir wiedergeben.« Er hielt ihr die Tür auf, und sie stieg ein. Mit einem tiefen Seufzer ließ sie sich in die abgewetzten Samtbezüge fallen. Sie war in Sicherheit.

Ruckelnd setzte sich die Kutsche in Gang, und Raik merkte, wie die Spannung auch von ihm endlich abfiel. Was für ein Abenteuer.

»Schade, dass sich unsere Wege wieder trennen werden«, sagte Fräulein Harkenfeld und schien es tatsächlich so zu meinen. Er machte ihr keinen Vorwurf daraus, dass sie ihre Meinung vermutlich morgen schon ändern würde, wenn sie zurück in der Villa mit all ihren Annehmlichkeiten war. Wo die Dienstboten den Blick senkten und separate Treppen und Türen nutzten. Wo dem Fräulein jeder Wunsch von den Augen abgelesen wurde.

So bedauerlich das war, Raik war ein Realist. »Dann sollten wir die verbleibende Zeit nutzen«, sagte er, rang sich ein Lächeln ab und nahm sie in den Arm. Wieder fanden ihre weichen Lippen die seinen, und etwas sagte ihm, dass er ihre Küsse so schnell nicht würde vergessen können.

Viel zu schnell erreichten sie das Anwesen der Harkenfelds. Raik rutschte zur Seite, so weit weg von ihr wie möglich. Der Innenhof war hell erleuchtet, als würden sie erwartet, und plötzlich stürmten von allen Seiten bewaffnete Wachmänner auf sie zu.

Richard hatte seine Eltern auf der Polizeiwache angetroffen, wo sie vergeblich auf Neuigkeiten warteten.

Wie es schien, wog der Name Harkenfeld hier nicht viel. Die meisten Beamten hatten mit der Seuche und ihren Folgen alle Hände voll zu tun. Selbst vor dieser Wache gab es neben einer Wasserausgabe auch eine Desinfektionsstation. Durch die offenen Fenster wehte unablässig beißender Chlorgeruch herein. Mutter drückte sich immer wieder ein Taschentuch vor Mund und Nase, wenn es zu schlimm wurde.

Nachdem der Vater den Hauptkommissar erst angebrüllt und ihm dann Bestechungsgeld angeboten hatte, waren sie nach Hause geschickt worden, ohne etwas erreicht zu haben.

Da saßen sie nun schon seit Stunden gemeinsam im Salon und schwiegen einander an. Niemand wagte auszusprechen, was sie insgeheim wohl alle dachten. Hilde war vermutlich tot. Ein Opfer der Seuche oder ihrer Entführer geworden. Irgendwann würden sie den Tatsachen ins Auge blicken müssen.

Am Morgen hatte Richard noch Hoffnung gehabt, fest daran geglaubt, dass Alberts und er eine heiße Spur finden könnten. Nun war auch der Arbeiter verschwunden. War nun auch er tot, weil er es allein mit diesen Kerlen aufgenommen hatte?

Richard war noch immer wütend auf sich selbst, weil er sich hatte abhängen lassen. Er hatte versagt. Schon wieder. Er trat ans Fenster und sah die Einfahrt hinab. Das Wachhäuschen und der Garten waren von einem halben Dutzend Männern der Werkswacht besetzt.

»Falls es wirklich Entführer gibt, werden sie mit ihrer Lösegeldforderung nicht hierherkommen, solange die Wachleute wie auf dem Präsentierteller herumstehen und sich benehmen, als gehöre Ihnen hier alles«, sagte Richard, nur um die Stille nicht übermächtig werden zu lassen. Er ahnte, dass es keine Lösegeldforderung geben würde, aber er hoffte, dass Alberts nichts zugestoßen war und er bald auftauchen würde. Vielleicht hatte er zumindest neue Hinweise gefunden, mit denen sie weitere Rettungspläne schmieden könnten. Der junge Schiffszimmermann war Hildes beste Chance ... wenn er noch lebte.

Richard nippte an dem Cognac, den sein Vater ihm gereicht hatte, und fühlte dem leichten Brennen in seiner Kehle nach, als plötzlich eine Droschke in die Einfahrt einbog. Es war ein abgewetztes Gefährt mit mageren, sehnigen Schimmeln davor.

»Da kommt jemand.«

Die Wachleute umstellten das Gefährt, dann wurde die Tür geöffnet.

»Hilde!« Richard stellte das Glas ab. Er traf die Fensterbank nicht, und es ging klirrend zu Boden, doch da rannte er schon in den Flur und hinaus in den Hof, dicht gefolgt von seinen Eltern.

Sie war es wirklich! »Hilde! Hilde, geht es dir gut?« Er riss sie in seine Arme, drückte sie so fest an sich, bis sie kicherte. »Lass mich los, ich bekomme keine Luft.«

Richard gab seiner Schwester einen dicken Kuss auf die Wange, dann wurde sie auch schon von der Mutter gedrückt und geherzt, die vor Freude weinte.

Plötzlich schrie jemand, dann kam es auf der anderen Seite der Droschke zu einem Tumult. Richard hörte das unheimliche Geräusch von Gewehrschäften, die mit aller Wucht auf einen Körper gedroschen wurden.

»Aufhören!«, schrie er und rannte auf die andere Seite. Dort lag Alberts im Staub, zusammengekrümmt und die Hände schützend über den Kopf gehoben. Er blutete bereits aus mehreren Wunden.

»Was macht ihr denn, ihr Idioten! Weg! Weg da!« Richard stieß die Wachleute zur Seite und kniete sich neben Alberts. Als er ihm eine Hand auf die Schulter legte, zuckte der zusammen, als erwarte er einen erneuten Hieb.

»Können Sie aufstehen?«, fragte er leise.

»Verdammt, ich wusste schon, warum ich nicht herkommen wollte.«

»Wer ist das?«, dröhnte Harkenfelds Bass. Er baute sich neben seinen Wachleuten auf. Einer murmelte: »Der Entführer, würde ich meinen.«

»Dann hättet ihr ihn totschiagen sollen.«

»Niemand schlägt hier irgendwen tot«, schrie Richard seinen Vater an. Der schien so überrascht, dass sein Sohn ihm die Stirn bot, dass er kurz zurückwich. Langsam rötete sich sein Gesicht, während er zu einer Erwiderung ausholte. Doch Richard ignorierte ihn. Stattdessen drehte er ihm den Rücken zu, fasste Alberts unter die Arme und half ihm auf. »Das ist Hildes Retter, Vater. Ohne Herrn Alberts hätten wir sie womöglich niemals wiederbekommen.«

»Das stimmt«, mischte sich nun auch seine Schwester ein. »Er hat mich befreit und es dafür gleich mit drei Bösewichten aufgenommen.«

»Der?«, sagte Harkenfeld senior nun. Er hatte in Alberts den aufrührerischen Gewerkschafter erkannt. Der stierte mit gleicher Intensität zurück, statt vor seinem Vorgesetzten zu kuschen. Vater derart die Stirn zu

bieten erforderte Courage, und Richards Achtung vor dem jungen Mann stieg noch weiter.

Entschlossen stellte er sich neben Alberts und Hilde. Während der Vater mühsam seinen Zorn ihm Zaum hielt und nach Luft schnappte, weichte die Mutter die Fronten auf.

»Junger Mann, lassen Sie sich helfen!« Sie drückte Alberts kurz den Arm und reichte ihm dann ihr Taschentuch, damit er sich das Blut aus dem Gesicht wischen konnte. Seine Braue war nach einem Schlag aufgeplatzt, und die Wunde schwoll weiter an.

»Ihr Wiedersehen ist ja wirklich rührend anzukieken«, sagte der Kutscher plötzlich. »Aber ich würde gern weiterfahren, und bislang warte ich noch immer auf mein Geld.« Richard drückte ihm die geforderte Summe in die Hand, während Mutter und Hilde Alberts ins Haus brachten.

Vater stand noch immer da wie ein Fels und kämpfte mit seinen Gefühlen. »Ich glaube das nicht«, schnaubte er. »Ausgerechnet der Kerl soll Hilde gerettet haben? Der steckt doch mit diesen Leuten unter einer Decke!«

»Ich weiß es nicht«, sagte Richard. »Aber zweifeln können Sie später immer noch. Hilde lebt, und wie es scheint, geht es ihr gut.«

Er legte seinem Vater den Arm um die angespannten Schultern und dachte dabei ganz bei sich, dass der Senior mit seinem Verdacht ausnahmsweise vielleicht einmal recht hatte. Es gab jedenfalls keinen Beweis dafür, dass Raik die Finger nicht im Spiel hatte. Falls Alberts eine Belohnung forderte, würde Richard anfangen, Nachforschungen anzustellen, das nahm er sich fest vor.

Bis dahin aber wollte er ihm einfach nur dankbar sein.

Epilog

Es war Herbst geworden, und Hamburg atmete auf. Endlich war die Seuche ausgestanden. 16 956 Menschen waren innerhalb weniger Wochen erkrankt, über die Hälfte von ihnen gestorben.

Unter den Armen in den Gängevierteln hatte fast jede Familie einen oder mehrere Tote zu beklagen, doch langsam fiel die Lähmung, die die Menschen befallen hatte, von ihnen ab.

Täglich standen nun neue Vorhaben und Pläne in den Zeitungen, die der Senat beschloss, um einen erneuten Ausbruch der Seuche unter allen Umständen zu vereiteln. Unter Beratung der Medicinalbehörde und des berühmten Berliner Arztes Doktor Robert Koch wurde die Trinkwasserversorgung verbessert. Im Folgejahr sollte die Filtrierungsanlage auf der Elbinsel Kaltehofe fertiggestellt und durch die Wasserwerke in Betrieb genommen werden.

Auch für die Gängeviertel gab es Pläne. Viele von ihnen sollten saniert oder komplett abgerissen werden, damit neuer, gesunder Wohnraum für die Arbeiter entstehen konnte.

Nachdem die Cholera aus Hamburg ihre Fühler bis nach New York ausgestreckt hatte, wurden auch Rufe nach einem Neubau der Auswandererbaracken und besserer Kontrolle der Ausreisewilligen laut. Selbst auf den Schiffen sollte nun die Situation auf den Zwischendecks verbessert werden, um hygienischere Zustände zu schaffen.

Doch an diesem Tag kam Svantje der Gedanke an die Seuche wie ein böser Traum vor, aus dem sie zum Glück rechtzeitig erwacht war. Denn heute sollte der schönste Tag ihres Lebens sein.

Sie würde heiraten.

Nachdem Friedrich genesen war, sprach niemand mehr davon, die Hochzeit erst in einem Jahr stattfinden zu lassen. Sie alle lechzten nach erfreulichen Nachrichten und Ereignissen, und eine Hochzeit schien nun genau das Richtige zu sein. Ein Zeichen für das Leben, ein Zeichen dafür, dass es

weiterging, dass neue Familien gegründet wurden und der Tod ihnen nichts mehr anhaben konnte.

Svantje trug bereits Mutters Brautkleid. Darauf hatte sie bestanden, sie wollte kein neues. Es war wunderschön. Mutter hatte vor langer Zeit den Saum mit Blüten und Ranken bestickt. Die Jahrzehnte in der Truhe waren an dem Dekor nicht spurlos vorübergegangen, und in den vergangenen Wochen hatten Mutter und Tochter jeden Abend gemeinsam daran gearbeitet, Stellen ausgebessert und weitere Ornamente hinzugefügt.

Jemand klopfte an der Tür des kleinen Zimmerchens. Sie hatten sich in einem Gasthof direkt neben der Michaeliskirche eingemietet. Später würde die Hochzeitsgesellschaft hier feiern, dann würden Friedrich und Svantje für einige Tage eine Suite beziehen, um wie Mann und Frau miteinander zu leben. Svantje konnte es gar nicht erwarten, ihm endlich so nah sein zu dürfen, wie sie es sich erträumte. Schon seit dem Morgen fühlte sie sich fiebrig und flatterhaft.

Es klopfte erneut.

»Herein, wenn du nicht mein Verlobter bist«, rief Svantje übermütig.

Es war nicht Friedrich, sondern dessen Mutter. Frau Falkenberg trat ein wie eine Königin, im festlichen Kleid, Hals und Hände voller Geschmeide. Svantje merkte, wie sich ihre Mutter versteifte, als sei sie nicht sicher, ob sie sich vor der vornehmen Frau verneigen oder lieber gleich das Zimmer verlassen sollte. Die vielen Dienstjahre bei Harkenfeld hatten ihre Spuren hinterlassen.

Svantje stand auf. »Mutter, das ist Frau Falkenberg.«

Die Frauen musterten einander abschätzend, dann brach die Neuangekommene das Eis, indem sie Svantje vorsichtig in den Arm nahm. »Sie sind eine wunderhübsche Braut. Jetzt verstehe ich, was mein Sohn schon die ganze Zeit in Ihnen gesehen hatte. Aber etwas fehlt noch.«

»Was denn?«

Svantje musterte sich im Spiegel. Ihr Haar war bis auf einige Strähnen, die sich an ihren Schläfen und im Nacken in perfekten kleinen Löckchen ringelten, aufgesteckt. Sie hatte sich die Haut gepudert und etwas Rouge auf die Wangen gegeben. Ihre Lippen glänzten von einem Wachs, und auf ihren Hals hatte sie einige Tropfen Parfum aufgetragen.

Frau Falkenberg nahm etwas aus ihrer Tasche. Es war ein großes Etui, das zusätzlich in Seidenpapier eingeschlagen war. Sie entfernte das Papier und

reichte Svantje das Futteral.

»Nicht so zögerlich, Fräulein, nun öffnen Sie es doch«, sagte sie, und ihr Blick wurde warm und ein wenig wehmütig.

Svantje setzte sich hin. Mit den Fingerspitzen entriegelte sie das flache Kästchen, und dann blieb ihr vor Schreck beinahe der Atem stehen. Auf blauer Seide lag ein schmales Diadem mit funkelnden Kristallen.

»Jede Braut sollte sich wie eine Prinzessin fühlen. Darf ich Ihnen helfen, es anzulegen?«

Svantje rang nach Worten. »Aber ... aber das ist viel zu kostbar, es geht nicht.«

Frau Falkenberg setzte sich neben sie auf einen Stuhl und nahm ihre Hände. »Erinnern Sie sich, was ich Ihnen an Friedrichs Krankenbett gesagt habe? Wenn Sie meinen Sohn retten, vergesse ich all meine Einwände gegen die Hochzeit. Und Sie haben ihn gerettet! Ich werde Ihnen bis zum letzten Atemzug meines Lebens dankbar sein. Was ist da schon ein wenig Schmuck? Sie tragen das Brautkleid Ihrer Mutter. Machen Sie mir nun die Ehre, und tragen Sie mein Diadem ... und geben Sie es irgendwann an Ihre eigene Tochter weiter. Meine kleinen Mädchen wurden mir alle vom Schicksal genommen. Aber jetzt habe ich ja Sie.«

Konnte sich ein Mensch wirklich so sehr ändern?

»Danke«, flüsterte Svantje, und während Friedrichs Mutter ihr vorsichtig den Reif auf den Kopf schob, rollte ihr eine stille Träne die Wange hinab.

Hilde stand neben ihrem Bruder Richard auf dem Vorplatz. Sie waren ein wenig früh dran, und vor dem Michel warteten bislang nur wenige Gäste. Sie kannte keinen von ihnen. Einige Gestalten wirkten ärmlich, und Hilde war unsicher, ob sie zu den Gästen des Brautpaares gehörten oder nur Schaulustige waren.

Sie erinnerten sie auf unangenehme Weise an ihre Entführung und die Gefangenschaft im Keller. Um die Angst nicht an sich heranzulassen, wandte sie sich der Sonne zu und hielt das Gesicht in die wärmenden Strahlen.

»Aber Schwesterchen, wenn du so weitermachst, ist deine Haut bald so dunkel wie die einer Bäuerin«, neckte Richard. In den letzten Wochen waren sie enger zusammengedrückt. Sie hatten viel über das Erlebte gesprochen, was

ihr sehr guttat. Richard vertraute ihr wiederum viele seiner Sorgen an, vor allem das drohende Zerwürfnis mit dem Vater.

Das Werk hatte er seit dem Streik nicht mehr betreten, stattdessen hatte er viel Zeit mit seinen Freunden verbracht. Doch obwohl seine Zukunft in der Schwebe hing, wirkte er auf Hilde weniger rastlos und zufriedener als früher. Sie hätte gern gewusst, was es war, das ihn so verändert hatte. Aber als sie es vor einer Weile zur Sprache brachte, schwieg er. Es gab offenbar Geheimnisse, die er lieber für sich behielt.

Stattdessen hatte er sie geradezu gedrängt, glücklich zu sein und mutig. Und Mut hatte sie bewiesen. Gegen Mutters vorgebrachte Empörung über den Sittenverfall ihrer Tochter hatte sie Fahrradfahren gelernt. Und sie war stolz darauf. Gemeinsam mit Richard hatte sie kleinere Ausfahrten unternommen und viele Blicke auf sich gezogen. Eine Frau, die Fahrrad fuhr – das war ungewöhnlich. Sie war sich vorgekommen wie eine schwertschwingende Amazone aus einem antiken Drama, dabei war es keine Heldentat, die sie vollbrachte, sondern nur ein winziges Stückchen erkämpfte Freiheit.

Diesen Mut könnte sie auch jetzt gebrauchen. Angesichts der vielen Menschen wurde ihr immer unbehaglicher.

Richard rieb ihr über den Rücken. »Ich weiß, was du gerade empfindest«, sagte er leise.

»Kannst du meine Gedanken lesen?«

»Die nicht, aber ich kenne diesen Gesichtsausdruck. Glaub mir, dir wird nie wieder etwas zustoßen. Die drei Kerle sind im Gefängnis und werden dort verrotten, dafür hat Vater gesorgt. Alberts hat sie identifiziert. Die haben jahrelang sein Viertel terrorisiert, jeder dort ist froh, dass sie fort sind.«

Hilde wusste das alles, doch ihre Angst ließ sich nicht mit nüchternem Wissen bekämpfen. Etwas anderes, das Richard erwähnt hatte, war viel heilsamer. Raik Alberts. Der Name ihres Retters. Wochen waren vergangen, seit sie ihm zuletzt begegnet war, und doch hinterließ der bloße Gedanke an ihn ein wohliges Kribbeln unter ihrer Haut.

»Weißt du, ob er kommt?«

»Wer?«

»Na, Alberts natürlich.«

»Hilde, ich glaube fast, du hast einen Narren an ihm gefressen.« Ihr Bruder sagte es auf eine Art, als seien ihm der Charme und das raue, aber gute

Aussehen ihres Retters nicht entgangen. Das war mehr als eigenartig, doch Hilde hatte keine Zeit, darüber nachzudenken, denn ausgerechnet in diesem Moment sah sie Raik Alberts.

Er ging an der Seite von Svantjes Vater und ihrem Bruder Piet, der ein Kleinkind auf dem Arm hielt. Wie Herr Claasen trug auch Alberts einen schlichten dunklen Anzug. Sein Haar war geölt und geglättet, was ihm ein beinahe zahmes Aussehen verlieh.

Raik bemerkte sie, wechselte einige Worte mit Herrn Claasen und kam dann auf sie zu. Hildes Herz schlug sogleich ein Quäntchen schneller. Er begrüßte sie mit einem Handkuss, bei dem seine Lippen mehr als deutlich ihre Knöchel berührten. »Hilde! Oder sollte ich lieber Fräulein Harkenfeld sagen?«, begrüßte er sie, und sein Mund verzog sich dabei zu einem winzigen Lächeln. Dann reichte er Richard die Hand. »Ich habe Sie beide hier nicht erwartet.«

»Friedrich ist mein bester Freund, ich bin Trauzeuge. Vermutlich sollte ich langsam hineingehen. Bei Ihnen ist meine Schwester ja in besten Händen.« Richard blickte Hilde mit Verschwörerermiene an und entfernte sich dann.

Hin- und hergerissen, was sie nun tun sollte, blieb sie neben Alberts stehen, der von Richards Flucht ebenso überrascht schien wie sie.

Er bot ihr seinen Arm, und sie nahm ihn dankbar. »Wie ist es Ihnen in der Zwischenzeit ergangen?«, fragte sie.

»Die ersten Wochen, solange die Sperrung des Hafens noch in Kraft war, habe ich weiter auf dem Ohlsdorfer Friedhof gearbeitet. Wir waren zeitweilig über einhundert Mann und sind trotzdem nicht genug gewesen, um all die Gräber zu schaufeln.«

Während er sprach, war sein Blick in die Ferne gerichtet und seine Stimme klang leer, als würde er versuchen, keine Gefühle durchsickern zu lassen. Hilde drückte seinen Arm, und das Kantige schwand aus seinem Gesicht.

»Mittlerweile bin ich wieder auf der Werft. Ihr Vater hat sich auf kleine Verbesserungen eingelassen und damit erst einmal weitere Streiks abgewendet. Wenn ich ihm begegne, ignoriert er mich, aber ich glaube, er hasst mich nicht mehr so sehr. Vor allem aber freue ich mich jeden Tag darüber, dass die Bande, die meiner Schwester, unserem Viertel und Ihnen so viel Leid angetan hat, endlich dingfest gemacht wurde. Und Sie? Was ist mit Ihnen?«

Sie spazierten im langsamen Schlenderschritt über den Platz. »Ich versuche, keine Geister zu sehen«, sagte Hilde und seufzte. »Eigentlich geht es mir gut, aber hin und wieder habe ich das Gefühl, jemand würde mir folgen. Dann kommt die Angst zurück.«

»Die brauchen Sie nicht zu haben, Torben und die beiden anderen sind nun doch im *Kittje*.«

»Ich weiß, ich weiß es ja.« Sie rang sich zu einem Lächeln durch.

»Abgesehen davon bin ich nun verlobt.«

»Sie haben sich verliebt? Wie schön, wer ist denn der Glückliche?«

Hilde schüttelte den Kopf und senkte den Blick. »Nein, verliebt habe ich mich nicht. Es ist Walter Degen, ein Freund meines Vaters. Ein guter Mann.«

»Und das reicht Ihnen?«

Wie sollte sie ihm erklären, dass es reichen *musste*? Dass sie mit dem Schicksal ein Abkommen getroffen hatte? »Es wird schon gehen. Er lässt mir viele Freiheiten und erwartet angeblich nicht, dass ich meine Zeit ausschließlich im Haus zubringe. Mein Verlobter hat mir erlaubt zu studieren, solange ich noch keine Kinder habe.«

»Und waren Sie schon an der Universität?«

Sie seufzte. »Nein, noch nicht. Noch fühle ich mich unter vielen fremden Menschen nicht wohl.«

»Das verstehe ich. Es muss schwer für Sie sein.« Er blieb stehen und sah ihr ernst in die Augen. »Und ich verstehe auch, warum Sie diesen Mann heiraten. Sie könnten es wohl viel schlechter treffen.«

Sie lehnte sich näher zu ihm. »Aber ich bin trotzdem froh darüber, dass Sie der erste Mann waren, den ich geküsst habe.« Sie berührte ihren Mund und meinte, wieder seine Lippen spüren zu können.

Alberts musterte sie nachdenklich. »Sie sollten diesen Kerl nicht heiraten, Sie werden nicht glücklich.«

Es tröstete sie, dass ihm ihr Glück nicht gleichgültig war. Es war seltsam, sie kannten sich kaum, hatten nur einige Stunden miteinander verbracht, und doch meinte Hilde, niemand kenne sie besser als er. Alberts hatte sie schließlich gerettet. Sie hatten gemeinsam Todesängste ausgestanden und danach die Euphorie darüber, dass alles gut gegangen war. Hilde wusste, dass sie ihn ohne das berauschende Gefühl, noch einmal mit dem Leben davongekommen zu sein, wohl niemals geküsst hätte. Oft hatte sie sich die

heimlichen Stunden im Versteck auf dem Boot zurückgewünscht. Sie hatten sich voneinander erzählt, ihre Sorgen und Hoffnungen geteilt. Und Hilde war dabei auf eine Weise ehrlich gewesen, die ihr mit Walter Degen wohl niemals möglich sein würde.

Mit Alberts wollte sie viel lieber Zeit verbringen als mit irgendjemand anders. Denn in seiner Nähe fühlte sie sich sicher. Zum ersten Mal seit Wochen sah sie nicht mehr ständig über die Schulter oder meinte, fremde Blicke wie Nadelstiche im Rücken zu spüren.

»Vielleicht hätte ich nicht nur meinen ersten Kuss mit Ihnen erleben sollen«, sagte sie geradeheraus und spürte, noch ehe sie ihren Satz beendet hatte, wie ihr die Röte in die Wangen schoss.

Alberts wirkte einen Moment lang verblüfft, dann lachte er leise auf.

Hilde wurde nacheinander heiß und kalt. Am liebsten wäre sie im Boden versunken, weil sie so vorschnell gesprochen hatte.

Doch Alberts erwies sich als echter Kavalier und wechselte das Thema in unverfängliches Terrain. »Werden Ihre Eltern auch zur Hochzeit erwartet?«

»Ich ... ja. Aber später, nur zur Feier. Der Vater meint, das würde reichen, um die Falkenbergs nicht zu verprellen. Sie können sich wohl denken, dass er so eine Verbindung nicht gutheißt.«

»O ja, und wie ich das kann!« Er warf ihr noch einen letzten prüfenden Blick zu, aus dem Hilde eine seltsame Mischung aus Mitgefühl und Zuneigung herauslas, die etwas tief in ihr berührte.

Dann reichte er ihr galant den Arm und führte sie zum Portal des Michel.

Richard sah über die Schulter zurück. Er gönnte seiner Schwester das kleine Tête-à-Tête mit dem raubeinigen Schiffszimmerer. Dieser Raik Alberts tat ihr gut. Erdete sie.

Er verstand noch immer nicht, warum sie vor Vater und Mutter kuschte und Walter Degen heiraten wollte. Nachdem die Eltern solche Angst um sie ausgestanden hatten, wäre Hilde mit fast allem davongekommen, solange sie nur lebte und gesund war. Doch sie beharrte stur auf dieser Verbindung, als würde ihr tatsächlich etwas daran liegen. Aber als Richard sie nun mit Raik Alberts sah, wusste er, dass es mit ihren Gefühlen für Vaters Geschäftsfreund nicht weit her sein konnte.

Richard betrat das schummerige Halbdunkel der Kirche. Erst im Hauptschiff wurde es durch das Sonnenlicht, das durch die Bleiglasfenster strahlte, hell. Zahllose Farben wurden als bunter Reigen auf Boden und Säulen geworfen. Die Seiten der Sitzbänke waren mit Herbstblumen geschmückt, mit Rosen, Weinranken und allerlei Kräutern. Es duftete nach Bienenwachskerzen.

Seitlich neben dem Chorraum entdeckte er Friedrich, noch schmal im Gesicht, aber mit einer gesunden Röte auf den Wangen. Die Cholera hatte ihn vielleicht gezeichnet, doch den Lebensmut hatte sie ihm nicht genommen.

An seiner Seite stand ein Mann, den er auch in einem Meer von Tausenden sofort gefunden hätte. Wassili drehte ihm den Rücken zu. Er trug einen modischen dunkelblauen Anzug. Sein Haar glänzte wie lackiert.

Auch aus dieser Entfernung erkannte er die besondere Melodie seines Akzents, obwohl er die gesprochenen Worte nicht verstehen konnte.

Friedrich lachte, dann drehte sich Wassili um. Und sofort spürte Richard eine Verbindung aus seiner Brust schießen wie einen glühenden Faden, schmerzhaft und wärmend zugleich. All das ausgerechnet in einer Kirche zu empfinden beschämte Richard besonders. Doch er konnte einfach nicht anders.

Anfangs hatte er noch versucht, Wassili zu meiden, aber sie zogen einander an wie Magneten, und mittlerweile hatte er sich damit abgefunden, dass er mit seinem Leiden würde leben müssen, ohne auf Heilung hoffen zu können.

Sie trafen sich hin und wieder heimlich, angeblich, um Geschäftliches zu besprechen oder männlichem Zeitvertreib nachzugehen. Richard hatte Wassili mit auf eine Entenjagd genommen, wo sie die meiste Zeit gemeinsam versteckt im Schilf gelegen hatten. Mit einem einzigen Vogel in der Jagdtasche kehrten sie nach Hamburg zurück.

Ob es so weitergehen würde? Eine heimliche Liebschaft mit einem Mann, die ihn abwechselnd mit Scham und Abscheu erfüllte oder glücklich machte?

Wenn sie je entdeckt würden, war ihnen die Unterbringung in einer Anstalt für Geisteskranke sicher. Sie beide wussten, dass es am besten gewesen wäre, sich nicht mehr zu treffen. Aber die Wahrheit lautete, dass es für Richard nicht infrage kam, den Kontakt abubrechen. Er brauchte Wassili!

»Ah, der Bräutigam«, begrüßte er Friedrich und nach ihm Wassili. Sie gaben sich die Hand, nur kurz, wie stets in der Öffentlichkeit. Er schluckte. Vielleicht sollte er es doch beenden, am besten noch heute.

»Ich habe Friedrich gerade erklärt, was er in der Hochzeitsnacht zu tun hat«, sagte Wassili ernst und erwischte Richard damit kalt.

»Was hast du?«, fragte der fassungslos. Mochten die Bräuche in Russland auch anders sein, aber das ...

»Nun schau doch nicht so! Ich soll nicht zu viel trinken«, warf Friedrich lachend ein. »Das hat er gesagt, was denn sonst!«

Nach und nach füllten sich die Reihen mit Familienangehörigen, Freunden und auch einigen Geschäftspartnern der Falkenbergs. Friedrich wurde immer nervöser, auch wenn er versuchte, es zu verbergen. Richard kannte ihn jedoch gut genug, um die Anzeichen zu bemerken.

»Ich freue mich so sehr für dich«, sagte er leise. »Du glaubst gar nicht, wie ich dich beneide.«

Und das tat er. Irgendwann würde auch Richard heiraten müssen. Eine Frau, die er nicht liebte. Er würde Kinder mit ihr zeugen müssen und konnte nur hoffen, dass er dazu überhaupt in der Lage war.

Mit einem tiefen Ton begann die Orgel zu spielen. Gespräche verstummten, und eine erhabene Feierlichkeit legte sich über alles. Richard stand seitlich neben Friedrich vor dem Altar, der wie benommen zum Haupttor der Kirche starrte. Von dort würde sie kommen, seine Braut.

Noch immer kam Svantje die Hochzeit vor wie ein einziger wundervoller Traum – und er war noch lange nicht zu Ende. Der Ring an ihrem Finger fühlte sich fremd an, sie spürte ihn unablässig. Was womöglich auch daran lag, dass Friedrich die ganze Zeit ihre Hand hielt und so gut wie nie losließ.

Die Feier im Gasthof hatte gerade erst begonnen, und nun war es Zeit für den ersten Tanz, den sie eröffnen sollten. Jetzt war sie doch aufgeregt.

»Hoffentlich haben wir wirklich genug geübt«, flüsterte sie.

Friedrich küsste sie auf die Wange, die sich schon jetzt heiß und gerötet anfühlte. »Wenn du mir die Führung überlässt, wird es schon gut gehen.«

»Ich gebe mir Mühe.«

Ein wenig verkrampft wagte sie die ersten Schritte. Es war ein langsamer Walzer, und Svantje war froh, dass das lange Kleid ihre ungeschickten Schritte kaschierte. Wie gebannt starrte sie in Friedrichs Augen, versuchte, sich seinen

Bewegungen anzupassen, und dann, von einem Moment auf den anderen, schwebte sie über das Parkett. Es war so schön, dass sie kaum merkte, wie der eine Walzer zu Ende ging und die kleine Kapelle schon den nächsten anstimmte. Mutter und Vater tanzten nun auch. Da waren die Krankenschwestern aus der Cholerabaracke, die ihr in der harten Zeit zu engen Vertrauten geworden waren, und dort tanzte auch Raik. Mit Hilde Harkenfeld!

Es geschahen also noch Wunder.

Ihr Bruder Richard stand am Rand der Tanzfläche, hielt ein Glas Champagner in der Hand und schien in Gedanken ganz woanders.

Erhitzt und glücklich verließ Svantje schließlich die Tanzfläche. Sie fühlte sich großartig und ein wenig zerzaust. Strähnen hatten sich aus ihrer Frisur gelöst, sie tastete vorsichtig danach.

»Du bist die schönste Braut von ganz Hamburg«, sagte Friedrich, und da war es wieder, dieses Blitzen in seinen Augen, das ihr verriet, dass er jedes Wort so meinte. Doch das änderte nichts daran, dass sie bald mit aufgelöstem Haar dastehen würde, wenn sie jetzt nicht versuchte, die drohende Katastrophe zu verhindern. Sie entschuldigte sich. Friedrich wollte die Zwischenzeit nutzen, um mit seiner Verwandtschaft zu sprechen, die sich in Gesellschaft der einfachen Leute sichtlich unwohl fühlte.

Es dauerte nicht lange, bis Svantje vor einem großen Spiegel die Nadeln neu gesteckt und ihr Diadem samt dem feinen Schleier gerade gerückt hatte. Einen Moment lang musterte sie ihr Spiegelbild. Ihre Wangen glühten rosig, ihre Augen sahen beinahe fremd aus, wie verzaubert. Das musste das Glück sein, das aus ihnen strahlte.

Als sie in den Tanzsaal zurückkehrte, konnte sie Friedrich nicht entdecken. Dafür eilte ein anderer auf sie zu, der ihr über die vergangenen Monate zu einem Vertrauten geworden war.

»Doktor Schawacht«, begrüßte sie ihn. »Ich bin so froh, dass Sie kommen konnten.«

Er nahm ihre Hände. »Das hätte ich mir um nichts in der Welt entgehen lassen. Meine beste Krankenschwester.«

»Sie beschämen mich.«

»Nein, ich sage nur die Wahrheit. Ohne Ihr Engagement und Ihre Courage wären in der Baracke noch viel mehr Leben zu beklagen gewesen. Aber reden

wir nicht darüber. Heute ist Ihr Festtag, und ich wünsche Ihnen eine wundervolle gemeinsame Zukunft. Ich hoffe nicht, dass Sie der Klinik nun den Rücken kehren.«

»Nein, ich bleibe Ihnen erhalten.«

Er musterte sie mit plötzlichem Ernst. »Dann will ich Ihnen ein Angebot machen. Werden Sie Oberschwester.«

Svantje glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Sie war doch erst wenige Jahre im Beruf! Bevor sie zu einer Erwiderung ansetzen konnte, ergriff der Doktor das Wort. »Sie sind durch eine harte Schule gegangen und haben sich bewiesen. Ich kann mich auf Sie verlassen.«

»Ich fühle mich geehrt.« Svantje entdeckte Friedrich, der gerade den kleinen Sohn einer Cousine auf dem Arm hielt. »Mein Mann wünscht sich Kinder, so bald wie möglich.«

»Sie sind noch jung, Ihnen bleibt viel Zeit, Frau ... Falkenberg.« Er beugte sich vor. »Und Sie wissen, wie man sich diese Zeit verschafft. Denken Sie über mein Angebot nach.« Er lächelte unverfänglich, als ahne er nicht, in welchen Zwiespalt er sie mit seinem Angebot getrieben hatte. Dann entschuldigte er sich, da er seine Frau zum Tanz auffordern wollte.

Svantje war wie vom Donner gerührt. Hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, ihren frischgebackenen Ehemann glücklich zu machen, und der Chance auf mehr – so viel mehr.

Doch wie sollte sie es übers Herz bringen, Friedrich die Konsequenzen einer solchen Entscheidung aufzubürden? Sicherlich würde er – ihr Friedrich, der sie so liebte, der so stolz auf ihren Beruf war! – ihr keine Steine in den Weg legen, falls sie Doktor Schawachts Angebot annehmen wollte. Doch er würde seine Zustimmung nur schweren Herzens geben, da war sie sicher. Er hatte viel aufs Spiel gesetzt, als er sich entschieden hatte, gegen den anfänglichen Willen seiner Eltern eine Frau aus ihren Verhältnissen zu heiraten. Und dass Svantje nach der Eheschließung überhaupt weiter ihrer Arbeit nachgehen wollte, war in der besseren Gesellschaft Hamburgs bereits Skandal genug. Wenn Svantje nun auch noch beschloss, zunächst ein Leben ohne Kinder führen zu wollen, um ihrer Berufung zu folgen ... Nicht auszudenken, was das für Friedrichs Ansehen bedeuten würde.

Sie sah Doktor Schawacht nach, der mit seiner Ehefrau über das Parkett glitt. Warum nur hatte er ihr dieses Angebot ausgerechnet heute unterbreiten

müssen?

Die Feier wurde schnell ausgelassen. Wahrscheinlich lag es daran, dass die Seuche nun hinter ihnen lag. Die Menschen, vor allen die ärmeren aus den Gängevierteln, feierten nicht nur die Hochzeit, sondern das Leben selbst. *Ihr* Leben. Friedrichs Gäste und seine Familie hatten sich unterdessen in einen Salon zurückgezogen, in dem sie unter sich waren. Wie eine unsichtbare Mauer trennten sich Arm und Reich. Waren sie beim gemeinsamen Essen noch gezwungen gewesen, miteinander an einer Tafel zu sitzen, wichen sie nun voreinander zurück, als stießen sie sich gegenseitig ab. Hin und wieder verirrten sich auch vornehmere Gäste auf das Tanzparkett, doch mittlerweile sah Richard dort fast nur noch einfachere Leute, die allerdings umso ausgelassener feierten.

Wie so oft prallte die fröhliche Stimmung an Richard ab. Er hatte mit mehreren Frauen getanzt, denn er tanzte gern, doch jede schien in ihm eine gute Partie zu sehen. Eine der Damen war sogar ein wenig handgreiflich geworden. Und mit fortschreitender Stunde würde sich die Lage mit Sicherheit nicht bessern.

Erhitzt kam auch Wassili vom Tanz zurück. Seine Wangen waren gerötet, das geglättete Haar löste sich, kurze Strähnen rutschten ihm in die Stirn.

»Ich würde auch dich gern ein wenig herumwirbeln«, flüsterte er Richard ins Ohr und nahm ihm das Glas ab, das der für ihn gehalten hatte. Richard seufzte nur, während Wassili sein Glas in einem Zug leerte. »Wie es scheint, hat unser Freund Friedrich alles richtig gemacht.«

»Ja, das hat er. Die Seuche überlebt, die Liebe seines Lebens gefunden und sich mit seinen Eltern ausgesöhnt. Vielleicht sollte ich es auch noch einmal mit meinem Vater versuchen. In den vergangenen Wochen ist es etwas besser geworden, auch wenn ich nicht mehr im Werk war. Er hat sogar um meinen Rat ersucht.«

Wassili nickte ernst. »Ja, du solltest es versuchen. Wenn du es schon nicht für dich machst, dann tu es für die Belegschaft im Werk. Wenn du da drin wirklich Sozialist bist«, er tippte Richard auf die Brust, »dann wirfst du deine persönlichen Eitelkeiten über Bord und übernimmst die Firma. Auch wenn du dafür die nächsten Jahre buckeln musst. Bist du erst einmal der Leiter ...«

»... dann kann ich alles ändern«, ergänzte Richard nachdenklich.

»Das wird kein leichter Weg, aber du bist stark genug, ihn zu gehen. Ich glaube an dich.« Wassili sah ihn auf diese besondere Weise an, und Richard hätte ihm in diesem Moment keinen Wunsch abschlagen können.

»Komm, holen wir uns etwas zu trinken.«

»Ich überlege mir schon mal einen Trinkspruch.« Wassili lachte. »Sonst ist es ja nur Sauferei!«, sagten sie gleichzeitig, dann suchten sie sich einen Weg durch die Feiernden. Für diesen einen Augenblick fühlte sich ausnahmsweise einmal alles gut an.

Mit den Getränken kehrten sie nicht in den Tanzsaal zurück, sondern gingen zum Luftschnappen in den kleinen Hinterhof, der mit Rosenstöcken und einigen gestutzten Linden zum Verweilen einlud. Die Herbstabende wurden nun schon ein wenig frisch, doch Richard war das gerade recht. Die kühle Luft klärte seinen Verstand, auch wenn der Wein ihm bereits ein wenig kribbelige Leichtigkeit geschenkt hatte. Gemeinsam mit Wassili schmiedete er Pläne, wie er die Bedingungen für die Arbeiter gerechter gestalten konnte, ohne mit seinem Vater anzuecken. Und doch hing wie ein Damoklesschwert eine andere Entscheidung über ihnen. Bald, sehr bald sollten sie getrennte Wege gehen. Immer wieder musterte Richard seinen Freund, wie er mit fiebrigem Eifer und ausholenden Gesten seine Zukunft plante. Nicht ein einziges Mal erwähnte er dabei Richard. Es war, als gebe es ihn gar nicht.

Es herrschte Dunkelheit, trotz der Lichter, die aus den Fenstern des Tanzsaals zu ihnen hinausfunkelten.

»Komm«, sagte Wassili plötzlich und nahm Richards Hand.

»Was machst du denn?«, zischte der und sah über die Schulter, doch da war niemand, der sie beobachtete, auch wenn es sich so anfühlte. Er hatte Wassili blitzschnell die Hand entzogen.

»Nun komm, mir ist bewusst, worüber du die ganze Zeit nachgrübelst, weil du nicht weißt, wie du es mir sagen sollst.«

Mit einer würgenden Enge in der Kehle folgte er Wassili hinter den breiten Stamm einer Linde. Er wusste es also? Aber warum sagte er nichts, weder, dass es ihn traurig, noch, dass es ihn wütend machte? Richard hatte ihn falsch eingeschätzt. Der Russe hatte ihm schon vor Wochen gebeichtet, dass er bereits mehrere Beziehungen zu Männern gehabt hatte, die teils Monate

gedauert hatten. Richard war bislang davon ausgegangen, dass er auch mit ihm eine längere Liaison wünsche.

Wassili sah sich noch einmal hektisch um, dann fasste er ihn an den Schultern. Seine Augen schimmerten, als halte er Tränen zurück. »Richard Harkenfeld, du wirst dich nicht ohne einen letzten Kuss von mir abwenden.« Er zog ihn an sich und küsste ihn. Richards Herz raste wie verrückt. Es war verboten. Kurz stemmte er sie Hände gegen Wassilis Brust, dann gab er sich geschlagen und ließ sich in den Kuss fallen. Ein bittersüßer Abschied. Mit Wassili war es leicht, alles um sich herum zu vergessen.

Alles.

»Nun reicht es aber wirklich, Hilde!«, zischte die Mutter und fasste sie am Arm. Widerstrebend ließ Hilde sich vom Parkett ziehen, fort von Raik Alberts, der ihr hinterhersah, aber nichts sagte. Stattdessen nahm er ein Glas Rotwein von einem Servierwagen und leerte es in einem Zug.

»Meine Güte, Mädchen, du machst uns zum Gespött der Leute! Eine Harkenfeld benimmt sich nicht wie ein Flittchen.«

Hilde fühlte Tränen in sich aufsteigen und verkniff sich eine bissige Erwiderung. »Ja, Mutter.«

Die war aber noch nicht mit ihr fertig. Abfällig ließ sie ihren Blick durch das Lokal schweifen. Die einfachen Leute lachten und tanzten, mittendrin Svantje und Friedrich, der seine Braut etwas enger an sich drückte, als es der Anstand gebot, und so glücklich aussah, wie Hilde ihn noch nie gesehen hatte.

»Es ist eine Sache, ob sich die Falkenbergs mit diesen Leuten gemein machen oder wir, Hilde, merk dir das. Wir gehen!«

»Darf ich mich wenigstens noch beim Brautpaar verabschieden?«

»Nein, du siehst doch, dass sie beschäftigt sind. Ich habe deine Grüße bestellt, dein Vater kommt jetzt auch. Wo ist Richard?«

»Vielleicht draußen?«

Der Vater stieß zu ihnen, und gemeinsam betraten sie den verlassenen Innenhof. Zuerst meinte Hilde, es sei niemand da. Der Vater ging mit großen Schritten voran, dann blieb er plötzlich stehen, als sei er gegen eine unsichtbare Mauer geprallt.

Als sie aufgeschlossen hatten, blieb Hilde beinahe die Luft weg. Dort war ihr Bruder. Ein Mann stand vor ihm, nein, er umarmte ihn und ... nein, das konnte nicht sein. Es lief ihr eisig den Rücken hinunter.

Der Vater stürmte mit einem Schrei vor, riss den anderen Mann zur Seite und schlug Richard die Faust ins Gesicht.

Richard stürzte zu Boden, die Augen in blanker Angst aufgerissen.

Im Liegen sah er nun auch Hilde und seine Mutter, die angeekelt ihre Hand auf den Mund presste. Der andere Mann war in den Schatten zurückgewichen, und sie erahnte mehr, als dass sie erkannte, wer es war.

»Du ...«, zischte der Vater gefährlich leise, »... bist nicht mehr mein Sohn.« Und damit stürmte er davon. Mutter folgte ihm taumelnd.

Hilde stand einfach nur da und sah auf ihren Bruder hinab, der hilflos stammelte. Blut rann ihm aus der Nase und über den Mund. Den Mund, mit dem er einen anderen Mann geküsst hatte.

Hilde verstand nicht, wieso. Wie konnte so etwas passieren? Und das in ihrer Familie! Noch niemals hatte es bei den Harkenfelds einen Geisteskranken gegeben.

»Warum?«, fragte Hilde verzweifelt, hin- und hergerissen, ob Richard ihr leidtun sollte oder sie ihn verabscheute.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er leise. Doch dann schien ihn ein Ruck zu durchlaufen, und etwas in ihm änderte sich. Seine Schultern strafften sich, alles Weiche wich aus seinem Blick. »Verschwinde, Hilde«, sagte er leise.

»Nein.«

»Verschwinde!«, brüllte er und ähnelte für einen Augenblick auf erschreckende Weise dem Vater. Hilde zuckte zusammen und eilte ihren Eltern hinterher. Erst jetzt wurden die ersten Gäste auf den Streit aufmerksam. Doch niemand hatte mitbekommen, was der Auslöser war. Hoffentlich.

Hilde blickte zurück. Richard war nicht mehr zu sehen. Er war fort.

Ab heute hatte sie keinen Bruder mehr.